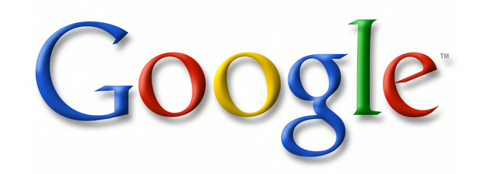
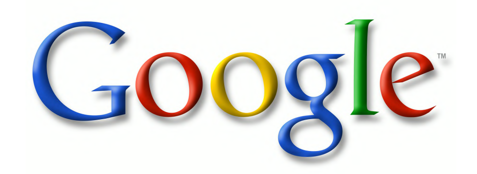
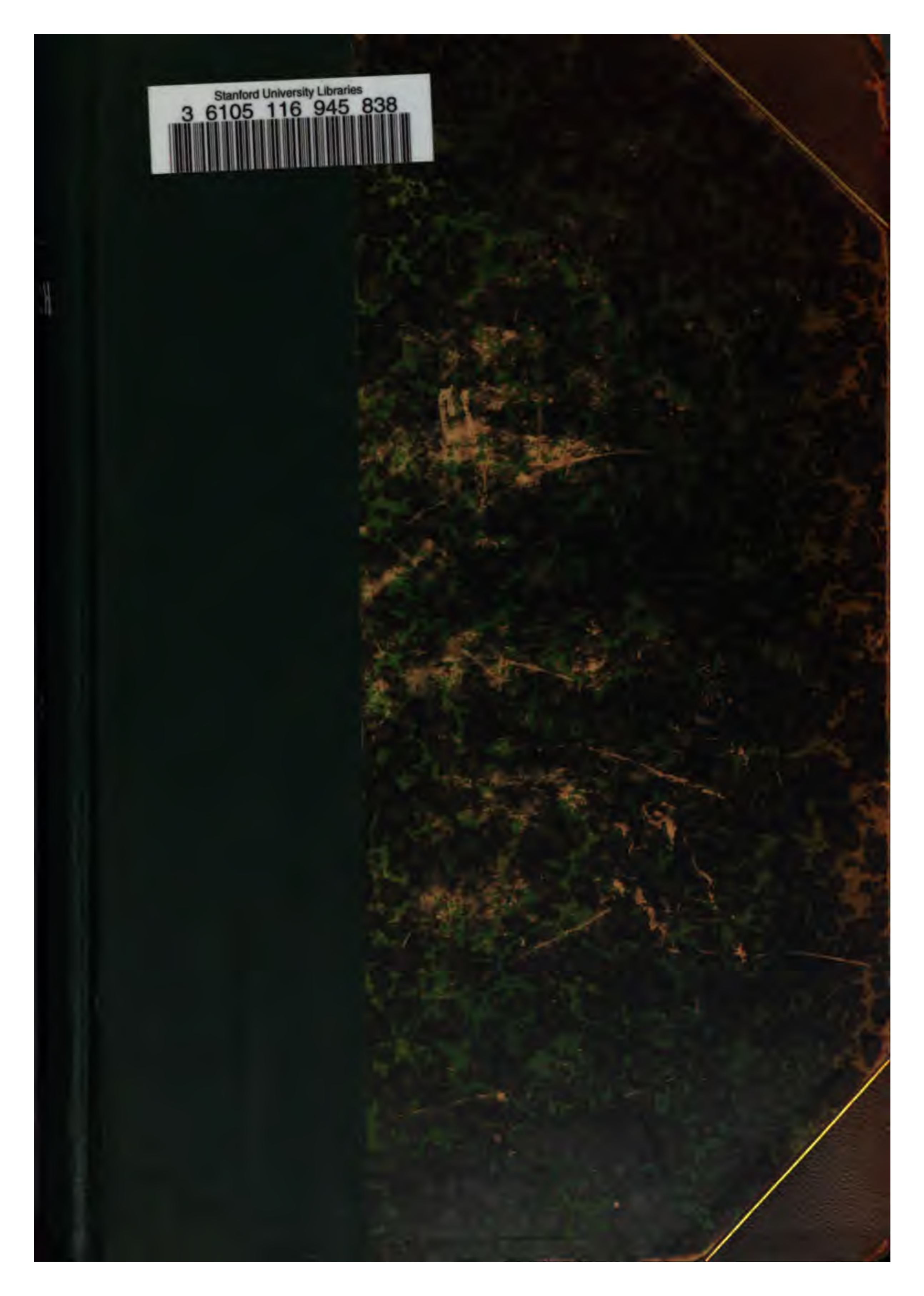


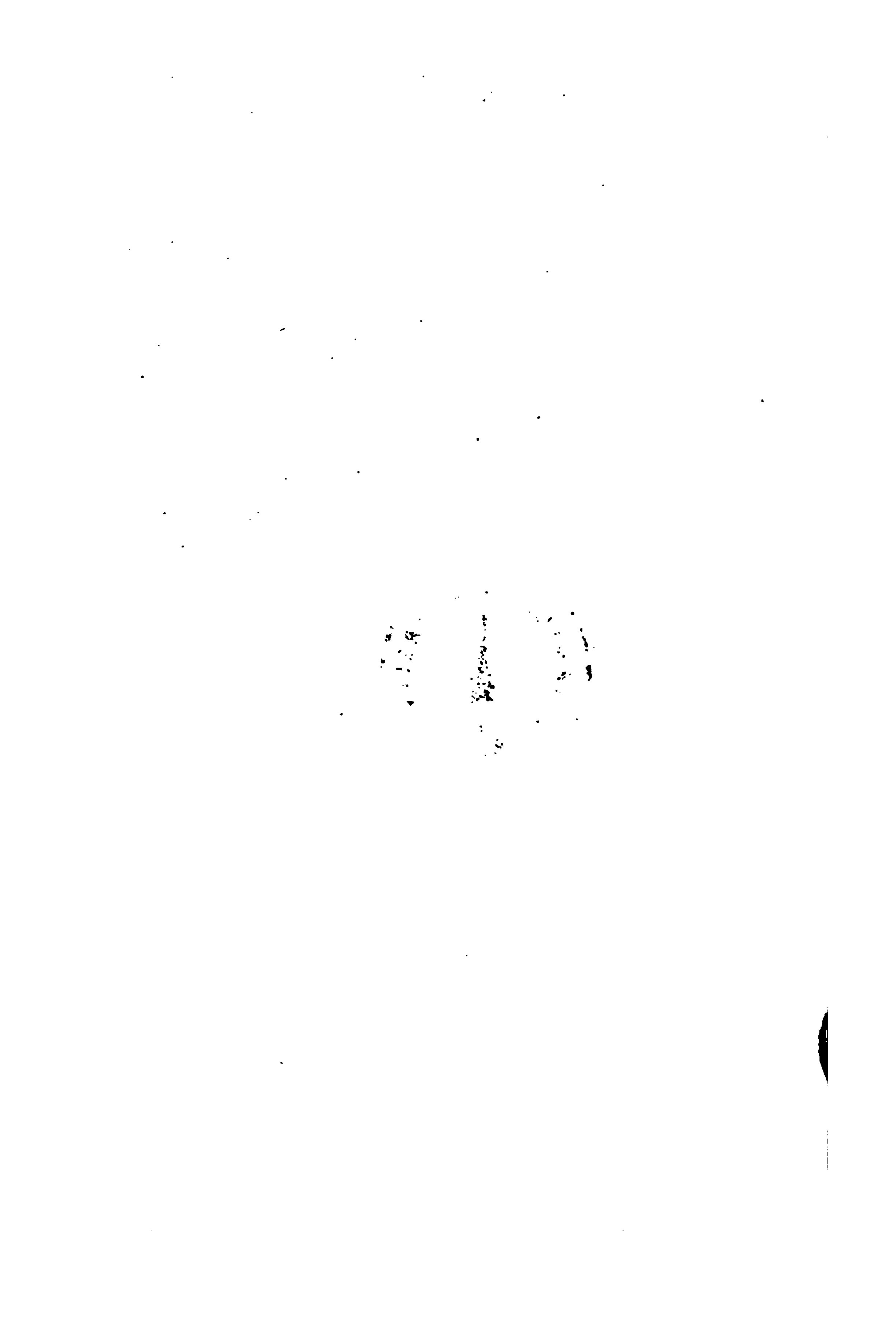


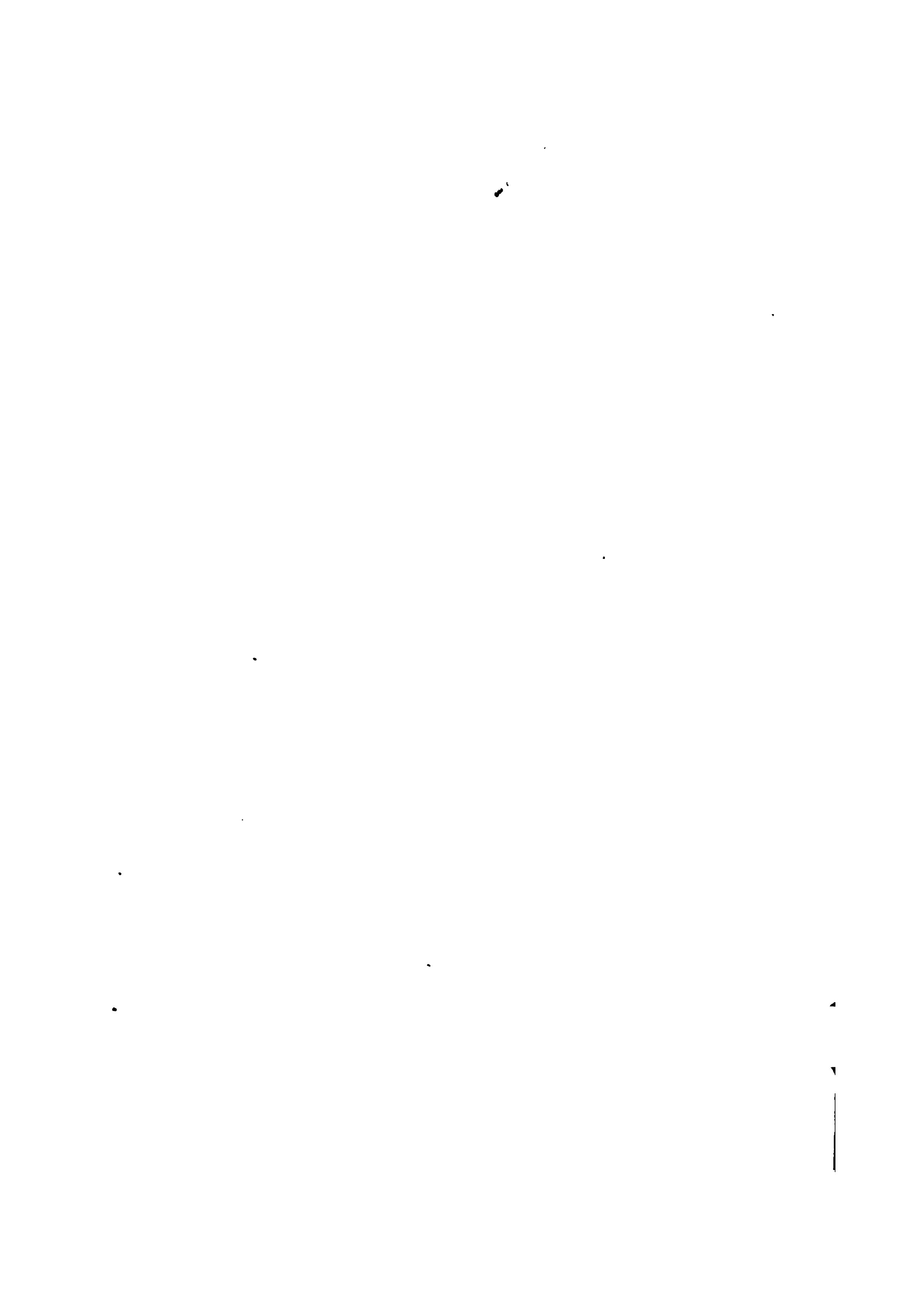

Stanford University Libraries
3 6105 116 945 838






STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES







gr. von Louis Held, Weimar.



—. von Louis Held, Weimar.

GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG GEIGER.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND.

MIT DEM SECHZEHNTEN JAHRESBERICHT

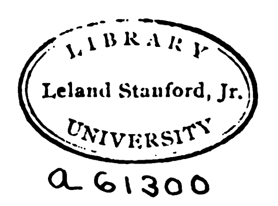
DER

GOETHE-GESELLSCHAFT.

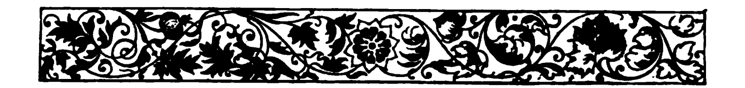


FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1901.

Mit dem Bild
Seiner Königlichen Hoheit
des Hochseligen
Grossherzogs Karl Alexander
von Sachsen-Weimar-Eisenach.



Druckerei von August Osterrieth in Frankfurt a. M.



VORWORT.

Von vielen Todten spricht dieser Band, manchem Verstorbenen gönnt er das Wort. Unter den Todten, deren Andenken er durch Bild und Aufsatz festzuhalten sucht, verdient der Großherzog Karl Alexander von Sachsen den ersten Platz.

Berufenere als ich, die entweder ein ganzes Leben mit Ihm zugebracht, oder viele Jahre in Seiner unmittelbaren Nähe geweilt haben, werden in den nachfolgenden Blättern die Erinnerung an Ihn festhalten oder haben anderwärts diese bei aller Wehmuth herzerquickende Pflicht zu erfüllen gesucht.

Mir, als Herausgeber dieses Jahrbuchs, liegt es nur ob, zu bezeugen, daß dieses periodische Unternehmen von seinem Erscheinen an durch den Verstorbenen gefördert und in huldvollster Weise unterstützt wurde. Wäre schon durch diese Begünstigung allein mein lebhafter Dank hervorgerufen worden, so wurde er gesteigert durch das persönliche Wohlwollen, das mir durch den hohen Herrn erzeigt wurde. Seit den mir unvergeßlichen Junitagen des Jahres 1880, in denen ich auf eine Empfehlung der dem verewigten Fürsten nahestehenden Frau Fanny Lewald-Stahr, von Ihm in einer Audienz im Römischen Hause empfangen, mehrmals in Belvedere zur Hoftafel gezogen wurde, in Gesellschaft des Meisters Liszt, bis zum 2. April 1900, an welchem Tage ich Ihm das von mir herausgegebene Buch: »Gefühltes und Gedachtes von Fanny Lewald«

überreichen durfte, habe ich manchmal, besonders auf der Wartburg (Oct. 1897) bei Uebergabe meines Werkes »Aus Alt-Weimar« längere Gespräche mit dem Heimgegangenen geführt. Wo und wann es mir vergönnt war, Ihm zu nahen, — im Einzelgespräch mehr, als in den Massenunterhaltungen bei den Versammlungen der Goethe-Gesellschaft, wo sich besonders glänzend Sein Tact, Seine Begabung bewährte, einem Jeden ein freundliches Wort und gerade das für ihn passende zu sagen — immer habe ich Seine Milde, Sein echt menschliches Gefühl und Empfinden, Seine freisinnige Anschauung und Auffassung bei allem Bewußtsein fürstlicher Würde, Seine geistige Frische trotz der zunehmenden körperlichen Hinfälligkeit zu erkennen Veranlassung gehabt. Trotz regster Antheilnahme an der Gegenwart, deren Bestrebungen Er begriff und förderte, lebte Er, wie es dem Aelteren geziemt und wie es der Weimarischen Fürsten glorreiche Tradition mit sich bringt, in der ruhmvollen Vergangenheit. Er, auf dem als Knabe des hohen Greises Goethe segnender Blick geruht hatte, fühlte sich zeitlebens als Schüler und dankbarer Verehrer des großen Meisters. In dem Geiste des Unvergänglichen zu leben und zu handeln erachtete er für Seinen schweren, aber lohnenden Beruf. In die Segenswünsche Seines dankbaren Volkes mische sich auch dieser schlichte Tribut meiner Liebe und Verehrung.

Die Verfasser dreier Aufsätze weilen nicht mehr unter den Lebenden. Theodor Creizenach (S. 131) ist seit 1877, Rudolf Hildebrand (S. 205) seit 1894 todt; V. Valentin ist am 24. December 1900 gestorben. Gegen diese Art von Ausgrabungen wird hoffentlich Niemand etwas einzuwenden haben. Ich wenigstens habe es für eine Ehrenpflicht gehalten, eine vor langer Zeit gehaltene und in einem Localblatt gedruckte Rede meines verehrten Lehrers Creizenach zu wiederholen, der durch seinen Unterricht vor vielen Jahrzehnten mir die Anregung zu den Studien gab, denen ich mein Leben gewidmet habe. Hildebrands feinsinnige Ausführungen werden gewiß willkommen sein, selbst wenn sie sehr bald in größerem Zusammenhange in Buchform wiedererscheinen sollten. Mit großer Wehmuth habe ich

V. Valentins Aufsatz zum Druck befördert. Dem trefflichen Genossen, dem tüchtigen Gelehrten, dem ausgezeichneten Menschen sucht ein besonderer Nekrolog und die vom Vorstand der Goethe-Gesellschaft ausgehende Würdigung gerecht zu werden; hier sei es nur gestattet, dem treubewährten Mitarbeiter, dem edlen erprobten Kameraden ein letztes Lebewohl nachzurufen. Wer noch bei der letzten Zusammenkunft der Glieder unserer Gemeinschaft die kraftvolle Erscheinung, das blühende Aussehen des Wackeren erblickte, konnte ein so schnelles Ende nicht für möglich halten. Ein harmonisch durchgebildeter, in sich gefesteter Mann ist mit ihm dahingegangen: tüchtig in seinem Berufe, vielseitig als Schriftsteller, liebevoll und geliebt in seinem Hause, ein Freund den Freunden. Einfach und bescheiden, unermüdlich thätig und doch voll ruhigen Behagens, entschieden in seinen Ueberzeugungen aber maßvoll in deren Ausdruck, streng in den Anforderungen, die er an sich stellte und milde in der Beurtheilung Anderer, edel in seinen Gesinnungen und Handlungen und kindlich rein in seiner Lebensauffassung, — so erschien er mir in den vielen Jahren freundlichen Zusammenwirkens, so soll sein Bild weiter vor mir stehen.

»Ueber Gräber vorwärts«, so lautet der Zuruf, den Goethe nach schweren Verlusten sich selbst ertönen ließ; er muß auch den in seinem Geiste Arbeitenden erschallen. Daher darf ich auch diesmal, nach dem wehmütigen Ausblick in die Vergangenheit, freudig der Gegenwart gedenken und auf eine gedeihliche Zukunft hoffen. Ich begrüße eine Reihe neu eingetretener Mitarbeiter, darf mich auch der alten bewährten Genossen erfreuen, und übe gern die angenehme Pflicht, ihnen allen Dank zu sagen, vornehmlich auch den Leitern der großen Weimarer Anstalten, ohne deren Unterstützung dieses Jahrbuch seines Schmucks und seiner besten Kraft verloren ginge.

Zum Schlusse aber sei der ehrerbietige Dank abgestattet Seiner Königlichen Hoheit, dem Großherzog Wilhelm Ernst, dem hohen Besitzer des Goethe- und Schiller-Archivs für die auch diesmal dem Jahrbuch gewährte Ueberlassung wichtiger ungedruckter Stücke. Möge es dem Herausgeber

vergönnt sein, auch für sein Unternehmen sich der Huld des hohen Herrn zu erfreuen, die dieser, in würdigster Erkenntniß Seiner großen Aufgabe und in pietätvoller Erinnerung an Seine Ahnen den Anstalten und Einrichtungen feierlich zugesagt hat, die Sein Großvater begründete oder förderte.

Berlin, 15. Mai 1901.
W. 50, Schaperstr. 8.

LUDWIG GEIGER.



INHALT.

CARL ALEXANDER

Grossherzog von Sachsen.

Geboren am 24. Juni 1818. Gestorben am 5. Januar 1901.

Mögt zur Gruft Ihn senken —
Doch nicht starb,
Wer solch Angedenken
Sich erwarb!

Das ernste Wort, das von Goethes Hause herniedergrüßte, als am Mittag des 11. Januar ein unabsehbarer Zug Leidtragender dem Großherzog *Carl Alexander* die letzte feierliche Gefolgschaft leistete, dies VALE soll hier noch ein Mal gesprochen sein im Namen der Goethe-Gesellschaft. Ein Lebewohl, tiefster Trauer entquellend.

Um den Greis, den völlig vollendeten, rinne die Thräne kaum, sagt der Dichter, dem es gegeben war, Grundformen des Menschlichen in aller Reinheit zu offenbaren. Aber auch Goethe hat erfahren, daß der wehmuthvollen Klage sich nicht wehren läßt, wenn einer der Auserwählten von dannen geht, die, im Ganzen und für das Ganze lebend, sich den Jugendsinn bis in die höchsten Tage erhalten; wenn ein verehrtes Haupt sich zur Ruhe legt, dem ein Volk, eine große Familie sich

in Treue zugethan fühlt. Dies haben nun auch wir beim Scheiden des Mannes erlebt, den ein langjähriges Wirken mit unserer Gesellschaft zum Segen verknüpft hat. Er hat uns zu den Seinen gezählt und wir dürfen und sollen nun das »Er war unser!« im Goethischen Vollsinn hier und hinfort aussprechen.

Das Protectorat der eben begründeten Goethe-Gesellschaft hat der Großherzog *Carl Alexander* übernommen in Tagen, die er, an der Seite seiner fürstlichen Gemahlin, der unvergeßlichen Großherzogin Sophie, als eine Zeit der Erfüllung mit erhöhter Seele zu begehen wohl berechtigt war, und bis in das sechzehnte Jahr ihres Bestehens hat er dieses Protectorats gewaltet. Wenn es damals, in froher Begeisterung, zum guten Zeichen genommen ward, daß die Sache Goethes im Schutz und Schirm des Fürsten stehen sollte, den der Dichter beim Eintritt ins Leben prophetisch gesegnet, auf dessen Erziehung er noch persönlich eingewirkt hatte, so hat Carl Alexander selbst, jene Vorbedeutung zur Wahrheit zu machen, das Beste hinzugebracht: die unter dem Fortwirken treulich gehegter Jugendeindrücke gewonnene und vollendete Bildung zur Humanität. Zum Protector der Goethe-Gesellschaft war er geboren und gebildet. Leichter fiel es ihm, als uns Nachgebornen, sich in Goethe einzuleben; doch hat er es niemals leicht genommen. Ohne alle Prätension von Kennerschaft hat er sich in seiner Weise mit Goethe vertraut gemacht. Es bereitete ihm einen eigenen Genuß, des Dichters Tagebücher zu lesen, zumal die der letzten Jahrzehnte. Was uns darin Wort und Name bleibt,

war ihm durch die Erinnerung belebt, die für jene fernen Zeiten, je betagter er wurde, immer heller und treuer zu werden schien. Besonders aber zog ihn die Beobachtung der Consequenz, des bewußten Zusammenhangs in Goethes Thätigkeit an. Es erfreute ihn, hier, am großen Muster, lebendig zu erfassen, daß ein Erfolg sich nur versprechen lasse von dem, was in einer steten Folge betrieben wird. Das Beschauliche des alternden Dichters war seiner eigenen Sinnesart gemäß, und in den letzten Jahren waren die »Sprüche« ihm ein Lieblingsbuch, das er auch auf Reisen nicht gern von seiner Seite ließ, seitdem es ihm in schwerer Zeit zu Trost und Erhebung gedient hatte. Vieles fand er darin, was mit seiner Denkart verwandt, ihn im eigenen Sinnen und Schauen beglaubigte. »*Pflicht:* wo man *liebt*, was man sich selbst befiehlt« — ein Wort wie dies war ihm aus der Seele gesprochen.

Wie durch einen idealen Erbgang lag mancher Zug in seinem Wesen, der an die alte schöne Zeit gemahnte. In dem Glauben an den Sieg des Edlen und Schönen, in der entschiedenen Abkehr vom Gewöhnlichen, Gemeinen war ihm Schillers Genius vorbildlich: seine Gabe, anmuthig zu unterhalten, dürfte man an Wieland anknüpfen: wie einst die Herzogin Luise, war er im Stande, durch ein Herderisches Kapitel von der Unsterblichkeit sich über das Gefühl des Vergänglichen hinwegheben zu lassen; aber in der Zeit der Reife und Vollendung hat ihm doch der Größte von Allen Richtung und Stimmung gegeben: Goethe mochte er, wie er gern bekannte, nicht entbehren. Er hielt es mit dem Goethischen Memento vivere! Er kannte des

Altmeisters Mittel, seinem Geiste »die Ewigkeit zu ertheilen«. Und von Herzen kam ihm jenes warme, liebenswürdige »Anerkennen«, das nach dem Worte unseres Dichters des Alters zweite Jugend ist. Das Verbindliche (im feinen und ächten Sinn des Wortes) war ihm Natur, Anregung zu geben und zu empfangen war sein tägliches Bedürfniß.

Sein Dasein bedeutete Förderung. Mancher aus unserem Kreise hat das persönlich erfahren und den wohlthuenden Eindruck selbst eines kurzen Begegnens und Gesprächs, wie ein festlicher Tag es etwa gestattete, für sein Leben mitgenommen. Ihm aber war es vornehmlich darum zu thun, in bewußter Thätigkeit und ernster, treuer Hingabe der Gesellschaft zu dienen. Dieses active, in Rath und That fruchtbare Interesse soll hier mit lauterem Danke bezeugt werden. Jeder Jahresbericht unserer Gesellschaft bezeugt es ja, im Ganzen aber ist dies auszusprechen: von ihrer Begründung an ist keine wichtige Angelegenheit ohne ihn bedacht oder ins Werk gesetzt worden. Zum fördersamen Eingreifen fand er selbst die rechte Stelle. Sein Gedanke war es, die Urkunden von Goethes amtlicher Wirksamkeit aus den Archiven der Ministerien und der wissenschaftlichen Anstalten des Landes zusammenzubringen und so einer Darstellung dieses ausgebreitet vielseitigen Wirkens, die er mit Recht für unentbehrlich erachtete, die Wege zu ebnen. All seinem Thun, das sich als Pflege der Weimarischen Traditionen überhaupt ansprechen läßt, lag eben so sehr ein planvolles Denken zu Grunde, wie es in einem frommen Gefühl wurzelte. Jede klassische Erinnerungsstätte war seiner Fürsorge empfohlen.

Wie hat er von früh an sein Tiefurt gehegt, an dem er mit besonderer Liebe hing; wie hat er es sich angelegen sein lassen, der städtischen Wohnung Anna Amaliens ihre ächte geschichtliche Erscheinung wieder zu geben und zu wahren, dem Witthumspalais, in dem er so gern die Vertreter unserer Gesellschaft zu andächtig heiterer Erholung um sich versammelte.

Die Pietät für die Denkmäler von Alt-Weimar kräftigte und verjüngte sich bei ihm an dem vaterländischen Gedanken. Auf sein Veranlassen wurde dem Hause am Frauenplane, den Räumen, die er als Knabe schon ehrfürchtig betreten hatte, Einrichtung und Charakter eines National-Museums ertheilt, und völlig eines Sinnes mit der Großherzogin Sophie, betrachtete er den literarischen Nachlaß Goethes und Schillers und Alles, was sich von den großen Dichtern und Denkern der Folgezeit ihm angliedern sollte, als ein Eigenthum des ganzen deutschen Volkes und seine Verwaltung als Ehrenpflicht des Weimarischen Fürstenhauses, als eine von der Vorsehung diesem Hause zugedachte hohe Mission. Mit Freuden ist er ein Mehrer dieses Schatzes gewesen und glücklich machte ihn die Mitwirkung derer, die zu seinem Anwachsen beitrugen, wie die reichlichen Erweise von Einverständniß und Beihülfe auch die letzten Jahre der Großherzogin Sophie verschönt hatten.

Wo immer die Verehrung Goethes zur That wurde, konnte man auf seinen Antheil zählen. Als am Brenner-Posthause das Reliefbild, das an des Dichters dortigen Aufenthalt erinnert, mit schlichter Feier eingeweiht wurde, gedachte man huldigend

des Großherzogs *Carl Alexander,* und von der Wartburg kehrte Gruß und Dank dorthin zurück. In seinem Protectorate fanden die Männer, die ein Denkmal für den Straßburger Goethe planten, eine Gewähr des Gelingens, und noch in den letzten Zeiten hat er Worte voll freudiger Anerkennung und Zuversicht an den Vorstand des Wiener Goethe-Vereins zur Enthüllung des Goethe-Denkmals in Wien gerichtet. Er verstand es in vornehmer Weise Propaganda zu machen und für das Würdige würdig einzutreten.

Nicht dem Vergangenen gehörte seine Seele, sondern dem Unvergänglichen, Fortwirkenden, Lebenskräftigen. Er glaubte an ein Reich des Schönen, das kommen werde. Mit hellem Auge blickte er vorwärts und in die Ferne. Sein Vorsatz war und blieb, im Endlichen nach allen Seiten zu gehen, und so ins Unendliche zu schreiten. Das war recht eigentlich *seine* Goethe-Verehrung.

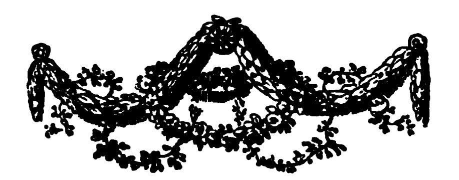
Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Er hat das erfahren, reicher und völliger als unser Dichter selbst; denn ihm war es beschieden, Erfüllung höchster nationaler Hoffnungen zu schauen, ja sie mit herbeizuführen. Und wenn Goethe mit Recht den als den glücklichsten preist, der fremdes Verdienst zu empfinden weiß und sich an fremdem Genusse freut wie am eigenen, so ist *Carl Alexander* zu den Glücklichen zu zählen. Sein Leben sei Melodie, sich und den Seinen; diesen Wunsch hat Goethe für ihn gethan. Wer je am guten Tage sein Genosse war, hat Töne dieser Melodie, dieser Lebens-Weise vernommen. Sie ist nicht verstummt. Unter den Bäumen von

Tiefurt klingt sie weiter, an allen den Stätten, wo er gern geweilt, wo er Näherstehenden seinen inneren Werth erschlossen hat.

Die Goethe-Gesellschaft hält sein Vermächtniß werth und heilig. So lange sie dauert, wird sie in Ihm und in der Großherzogin Sophie ihre häuslichen Genien verehren, wird sie zu beiden als einem leitenden Gestirne aufschauen.

Weimar, am 8. April 1901.

Im Auftrage
des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft
Bernhard Suphan.





I. Neue Mittheilungen.





I. Mittheilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv.

1. HOMERISCHES AUS GOETHES NACHLASS.

Odyssee. VII. 78.

Als sie die Worte gesprochen entfernte sich Pallas Athene.
Wandlend über das Meer verließ sie die liebliche Insel,
Kam nach Marathon, kam nach Athen, die herrlichen Gassen
Leiteten sie zum befestigten Hause des hohen Erechteus.
Aber Ulysses erreichte des Königs Wohnung, da stand er,
Dachte vieles bey sich eh er die Schwelle berührte.
Denn wie Sonn und Mond uns blenden, so leuchtet es glänzend
Um die hohe Wohnung Alcinous, ehrene Mauren
Waren hüben und drüben errichtet von vornen biß hinten,
Himmelblau lief das Gesimse herum. Es schließen von innen
Goldene Thüren das Hauß, es stehen silberne Pfosten
Auf der ehrenen Schwelle, die Oberschwelle von Silber
Deckt die Pforte, daran ein goldner Thürring bewegt wird.
Golden' und silberne Hunde, zu beyden Seiten, bestellte
Vor Alcinous Hauß unsterbliche Wächter Hephaistos.[1]

---

[1] Verschrieben: Hyphaistos.

Drinne waren Bäncke befestigt, so hüben als drüben,
Rings von vorn biß hinten umher und Teppiche glänzten
Feine, wohlgestickte, darüber gebreitet, der Frauen
Künstliche Wercke es saßen darauf die ersten Phaiaken
Assen und trancken, sie hatten genug. Es standen im Saale
Goldene Knaben umher auf schönen Gestellen und hielten
Brennende Fackeln den Gästen zu leuchten. Es waren im Hause
Funfzig Mägde vertheilt, die einen mahlen den Waizen,
Andre sitzen und weben, geschickt die Fäden verwechselnd.
Wie die Blätter der Pappel bewegt sich die Arbeit der Hände
Und es träufelt das Oel vom festgeschlagnen Gewebe.
Wie vor allen Menschen Phäacische Männer verstehen
Schiffe zu führen durchs Meer, so wissen die Frauen der Insel
Herrlich zu weben zu sticken, es lehrte sie Pallas Athene
Mit verständigem Geist fürtreffliche Wercke vollenden.

An[1] den Seiten des Hofes war ein geräumiger Garten,
Der vier Acker enthielt, von allen Seiten umzäunet.
Wohlgewachsen trugen daselbst die grünenden Bäume
Birnen, Granaten und Aepfel die Aeste glänzten gebogen
Süsse Feigen fanden sich da und Beeren[2] des Oelbaums.
Niemals mangelt es hier an Früchten. Im Sommer und Winter
Bringet Zephir die einen hervor und reifet die andern.
Apfel eilet[3] nach Apfel dem süßen Alter entgegen,
Birn nach Birn und Feige nach Feigen und Traube nach Trauben.
Denn es stehen Reben gepflanzt im sonnigen, weiten
Raum, es trocknet daselbst ein Theil der Trauben am Stocke,
Andere lieset man ab und keltert sie, andere nähern
Langsam der Reife sich noch und andre blühen der Zukunft.

[1] Davor gestrichen: Vor der
[2] Zuerst: Früchte.
[3] Zuerst: reifet.

Immergrünend wächst das Gemüs' auf zierlichen Beeten,
Wohlgeordnet zuletzt und schmücket das Ende des Gartens.
Auch zwey Quellen dringen hervor, es theilet die eine
Durch den Garten sich aus, es eilet die andre dem Haus zu,
Unter der Schwelle des Hofes hindurch und träncket
die Bürger.
Solche Gaben der Götter ersah man im Hause des Königs.[1]

Im hohen Alter hat Goethe einem philologischen Freunde, der mit einer rhythmischen Uebersetzung der Ilias begonnen hatte, den Wink gegeben: »Ich rathe, von Zeit zu Zeit daran fortzufahren, theilweise, wenn Ihnen im Augenblick irgend eine Stelle besonders auffällt und lieb wird«. Er hatte es selbst in früheren Jahren ähnlich gehalten und Homer übersetzt, wenn ihn die Lust anwandelte. Auf Sicilien, an »dem wunderbarsten Orte von der Welt«, im giardino publico, an der Rhede von Palermo fühlt er sich völlig ins Alterthum versetzt. »Der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben«, meldet er nach Hause; »die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, . . . selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne sowie ins Gedächtniß«. Da eilte er, sogleich einen Homer zu kaufen, »jenen Gesang« (den siebenten der Odyssee) mit großer Erbauung zu lesen und eine Uebersetzung aus dem Stegreif seinem Reisebegleiter, dem Maler Kniep vorzutragen. Und alsbald verschmelzen sich Verse der homerischen Lieblingsstelle mit der Schilderung der umgebenden Natur zu der lieblichen Rede Nausikaas, die dem »umgetriebenen, vielgeplagten Manne« süße Ruhe und Labung in ihres Vaters Garten verheißt.

Dort dringen neben Früchten wieder Blüten
Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr.
Die Pommeranze, die Citrone steht
Im duncklen Laube, und die Feige folgt
Der Feige . . . . .
Dort wirst du in den schönen Lauben wandlen,
An weiten Teppichen von Blumen dich erfreun.
Es rieselt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm, der Gärtner träncket sie
Nach seinem Willen.

---

[1] Zuerst: Solche Herrlichkeit gaben die Götter dem Hause des Königs.

Wir besitzen die Blättchen noch, auf denen Goethe diese Verse wohl im öffentlichen Garten selbst, auf dem Knie als Unterlage, aufgezeichnet hat, so wie wir zum Theil die »Pensa« noch nachlesen können in dem am 15. April gekauften Bändchen Homeri Odyssea. Graece et Latine, wie der Dichter sie absolvirt hat. Ich erwähne hier nur in Kürze, was in der Einleitung zu den Nausikaa-Paralipomenen (Band 10, 413 fgg. W. A.) ausführlich dargelegt ist.

Nun ist noch ein ziemlich weiter Weg von jener Stegreif-Uebersetzung, die der gute Kniep zu hören bekam, zu derjenigen, die uns hier vorliegt. Diese geschriebene Gestalt gehört der Mitte der neunziger Jahre an, der Zeit liebevoller Einwohnung in Homers Vortragsweise. Zu der eigenhändigen Reinschrift (denn das ist unsere Vorlage) hat Goethe zwei Bogen klein Folio benutzt und zwar nur die beiden vorderen Blätter. Er mag also an eine Weiterführung gedacht haben; nachher aber hat er es vorgezogen sich wieder an einer anderen Perikope zu versuchen. Dies eine formell zu Ende gebrachte Stück indessen könnte uns allein schon sagen, wie Goethe sich damals einen deutschen Homer gedacht hat. Es ist, als habe er auf engbegrenztem Raum darthun wollen, wie manches auch nach Voß für Homer noch geschehen könne. Jeder, der die »Odüßee« von 1781 zur Hand nimmt, merkt und fühlt den Unterschied. Es fällt sogleich auf, daß Goethes Uebertragung mit sechs Hexametern gegen das Original im Rückstande bleibt, mit dem Voß Vers für Vers Schritt hält. Bis 92 sind es schon zwei Verse weniger, bis 100 wiederum zwei, und auch auf der letzten Strecke, bei 113 und 120, zieht sich der Text der Uebersetzung zusammen. Hauptsächlich deßwegen, weil Goethe den conventionellen Schmuck der stehenden epischen Beiwörter, den Voß geflissentlich wahrt, nicht mit hinübernimmt. So gleich im Anfange, wo Voß übersetzt:

> Also redete Zeus *blauäugichte* Tochter, und eilte
> Ueber das *wüste* Meer aus Scherias lieblichen Auen . . .

Von den ausgelassenen Attributen abgesehen, hat sich Goethe näher an den homerischen Text gehalten, der von Auen eben so wenig wie vom Eilen etwas sagt. Ueberhaupt aber meidet Goethe das Ausweiten, Ziehen und Dehnen, worauf ein Uebersetzer, der die Verszahl halten will, sich einlassen muß, wie eben bei den »Auen« Scherias sich zeigte. In der Beschreibung der Hunde, die Hephaestos gebildet, beschränkt er sich auf zwei Verse, während Voß, um die vier des Originals herauszubringen, einen Halbvers eigener Mache zubüßen muß:

Drohend standen sie dort, unsterblich und nimmer veraltend.

Nichts ist getreu, was nicht natürlich ist; so auch eine Uebersetzung nicht, der man den Zwang anmerkt. Wunderlich und nichts weniger als natürlich nehmen sich neben den zwei Goethischen Hexametern 115, 116 die vielbelobten Verse Vossens aus:

Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen sich Aepfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen.

Verschrumpften Feigen gleichen die Vossischen Verse öfters, während an Goethes Bäumen rothwangige Aepfel gedeihen. Nicht im Einzelnen (Verfehltes soll hier nicht angemerkt werden), aber im Wesentlichen ist Goethe dem Original treu, nämlich in der gleichmäßigen, stetigen Bewegung, im innerlichen Rhythmus des Vortrags. Da es schwer, ja fast unmöglich ist, das Fließende der homerischen Sprache einem anderen Idiom mitzutheilen, so hat Goethe (so sehr ihm auch, neben dem Griechischen, sein Deutsch als ein minderwerthiger Stoff erschien) seinen Vortheil klüglich ersehen. Um Bewegung zu erzielen, verstärkt er aus den Mitteln seiner Sprache das verbale Element. Das schmückende Beiwort der grossen Stadt, die »weitstraßige«, wandelt sich unter seiner Hand in den Satz: »die herrlichen Gassen leiteten;« die gleiche Belebung verspürt man, wenn man Vers 83 mit Voß V. 84 zusammenhält:

Gleich dem Strale der Sonn', und gleich dem Schimmer des Mondes;

und so kommt Fluß zumal in die Beschreibung, die bei Voß eben jener regsamen Kraft des verbalen Ausdrucks ermangelt. Man vergleiche nur Stellen, wie V. 87 »gekrönt mit blauem Gesimse«, V. 90 »der Ring der Pforte war golden«, V. 127 »An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete«, mit Goethes Uebertragung. Aus seinen leicht einhertretenden Sätzen spricht uns ein behagliches Herrenleben ganz anders an, als wenn Voß anhebt:

Alda saßen stets der Faiaken hohe Beherscher
Festlich bei Speis' und Trank, und schmausten von Tage zu Tage.

Es ist in jenen Sätzen derselbe bald läßliche, bald anmutig behende Gang zu merken, von dem schon im Reineke Fuchs der Leser sich angenehm fortgezogen fühlt — »aßen und tranken, sie hatten genug« . . . .

Goethe hat sich, wie schon gesagt, im Verfolg dieser Uebung mit einer andern homerischen Lieblingsstelle befaßt. Er wählt wiederum einen begränzten, abgerundeten Stoff: den Gesang des Demodokos aus dem achten Buche, V. 266—366.

Man darf ihn — da er den Tanz der Jünglinge begleitet — wohl eine homerische Ballade nennen. Als ein kleines Epos hat auch Goethe das Stück herausgehoben und behandelt. Er giebt ihm, seine Selbständigkeit zu kennzeichnen, den gebührenden Eingang:

Singe Muse mit Lust den Liebeshandel des Ares
Den er einst sich erkühnt mit Aphroditen zu wagen.

Die Uebersetzung ist nicht zu der formalen Vollkommenheit gebracht, wie die oben dargebotene Probe, auch ist sie nicht vollständig; ihre Mittheilung bleibt vorbehalten.

Vorstehendes war in den Druck gegangen, ehe mir die zweite Ausgabe der Vossischen Odyssee, Altona 1793, zu Handen kam. Sie befindet sich nicht in Goethes Bibliothek, auch nicht in der Großherzoglichen zu Weimar, und vergebens war Anfrage nach mehreren Seiten ergangen. Jetzt erhalte ich das Buch aus nächster Nachbarschaft, von der Jenaer Universitätsbibliothek und erkenne darin Goethes eigenes Exemplar. Das Titelblatt mit August v. Goethes Namenszug, die Deckblätter mit den Namen Ottiliens und Wolfgang v. Goethes, des Enkels (1836), machen das unzweifelhaft. Von dem Bücher-Besitz der Enkel ist ein Theil durch Schenkung nach Jena gekommen.

Eine Einwirkung der Gestalt von 1793 läßt sich nur an zwei Stellen annehmen. In Vers 78 hat schon Voß selber die ächte homerische Umschreibung beseitigt, dafür freilich wieder eine andere Verbrämung des Namens angebracht:

Dies gesagt, enteilte die *Herrscherin Pallas Athene,*

und V. 84 lautet nun bei ihm:

Denn wie der Sonne Glanz umherstralt, oder des Mondes.

Indessen die durch den homerischen Text selbst vorgeschriebene causale Einführung hätte Goethe, dem ja das Motiviren ein Bedürfniß war, sich ohnehin schwerlich entgehen lassen.

Goethe hat also die zweite Odyssee bei Seite geschoben. Dennoch lohnt es, die Vossischen Uebersetzungen beide als Ganze mit der seinigen zu parallelisiren. Man sieht da vollends, was eine congeniale Uebersetzung ist. Goethe schaltet mit der Sprache auch übersetzend als Hausherr, Voß als ein Schaffner. Und er wird immer unhomerischer, je mehr er sich befleißigt, das Sprachgewand seiner Odyssee dem Original genau nachzufälteln. Dabei mehren sich die Schrullen und Härten, die verkalkten Ausdrücke und Phrasen: »Dies gesagt«, »gesimst mit der Bläue des Stahles« (V. 87) u. dgl. Und der Vers holpert stellenweise noch mehr als früher:

Birne reift auf Birn', es röthen sich Äpfel auf Äpfel,
Traub' auf Traub' verdunkelt, und Feigen schrumpfen auf
Feigen.

Will etwa hie und da das verbale Element mehr zur Geltung kommen, so gerinnt und stockt die Sprache dafür wieder, wo vorher das Bessere schon gefunden war. V. 82. 83 »Vieles im Geist nun Dacht' er stehend daselbst«. Wie viel angemessener 1781: »Nun stand er und dachte Vieles im Herzen«. Goethe mit seinem Versschluß: »Da stand er« und dem ohne Conjunction angeschlossenen »Dachte vieles bey sich« hat das Rechte getroffen.

B. SUPHAN.

Versuch eine homerische, dunckle Stelle zu erklären.

ΟΔΥΣΣΕΙΑΣ Κ. ϛ. 81.[1]

81 ʽΕβδοματη δ᾽ικομεσθα Λαμȣ αιπυ πτολιεθρον,
Τηλεπυλον Λαιστρυγονιην, οθι ποιμενα ποιμην
Ηπυει εις͵ελαων, ὁ δε τ ἐξελαων ὑπακȣει.
Ενθα κ᾽αϋπνος ανηρ δοιȣς εξηρατο μισθȣς,
85 Τον μεν βȣκολεων, τον δ᾽αργυφα μηλα νομευων.
Εγγυ[2] γαρ νυκτος τε και ηματος εισι κελευθοι.

Bodmerische Uebersetzung.

so kamen
Wir am siebenten Tag nach Lamos; der Lästrügonen
Thürmende Stadt und Pforten erschienen. Allda ist es
üblich
Daß ein Hirte das Vieh in die Fluren treibet, der andre
Sie in die Hürden sammlet; der muntre Hirte verdiente
Zweyfachen Lohn, der des Nachts die Stiere, die Schafe
des Tages
Hütete. Kurz ist der Weg von der Stadt und nahe die
Triften.

---

[1] ϛ. 81 = στίχος, Vers 81. [2] Siehe S. 15[1].

Voßische Uebersetzung.

Landeten wir bei der Veste der Laistrügonen, bei Lamos
Stadt Tälepülos an. Hier wechseln Hirten mit Hirten;
Welcher heraustreibt, hört das Rufen deß der hereintreibt.
Und ein Mann ohne Schlaf erfreute sich doppelten Lohnes
Eines als Rinderhirte, des andern als Hirte der Schafe;
Denn nicht weit sind die Triften der Nacht und des
Tages entfernet.

Voß hat sich nahe an den Text gehalten und ist also eine Spur des wahren Sinnes in seiner Uebersetzung geblieben, Bodmer dagegen hat das Original auf eine unbegreifliche Weise verlaßen und völlig falsch übersetzt.

Nun lege ich meine Erklärung und Paraphrase zur Beurtheilung vor:

V. 81. *Und am siebenten Tage erreichten wir Lamos die hohe wohlbefestigte Stadt.* Lamos ist hier der Nahme der Stadt, wie es auch Bodmer nimmt; der Genitivus steht wie:[1] *Agamemnons Kraft* für Agamemnon der starcke.

V. 82. 83. *Der Stadt mit doppelten Thoren von Laistrügonen bewohnet.* Tälepülos ein Beywort, eine Stadt mit doppelten, von einander abstehenden Thoren, zu bezeichnen, die durch einen engen Weg verbunden sind. Lamos hatte also ein äuseres und inneres Thor und der Gang der beyde verband war wahrscheinlich ein Hohlweg, wie die Zugänge gebürgicher Städte sind,[2] nach dem Felde und nach der Stadt zu befestigt. Homer bezeichnet uns gleich durch dieses Wort eine feste Stadt, und erklärt, erweitert nur dasselbe Bild, dieselbe Vorstellung in den folgenden Versen.

V. 82. 83. *Wo der Schäfer der eintreibt ruft oder Pfeift.* Warum ruft er? Er giebt ein Zeichen daß der Heraustreibende halten soll, damit die Heerden sich nicht in dem langen Gange verwirren, damit kein Aufenthalt kein Unglück[3] geschehe. Und zwar scheint ηπυει auszudrücken: er stimmt ein Lied an und setzt es fort solang er durchtreibt, damit

---

[1] Danach gestrichen ‚in'

[2] Danach gestrichen ‚vorn'

[3] Zuerst: keine Unor(dnung).

der andre sich darnach richten kann. Wie die Fuhrleute im Hohlweg klatschen.

Der heraustreiben will hört. Er hört nicht allein sondern er gehorcht, υπακυει. Er hält an biß der andre durch getrieben hat.

Nun folgen die drey letzten Verse, zu denen ich den Uebergang folgendermaßen verständlich mache:

Dieses ist /: will der Dichter sagen :/ nicht ein Zufall der manchmal vorkommt, nein es ist eine eingeführte Ordnung denn sie müßen einander täglich zweymal begegnen.

V. 86. *Denn*[1] *nahe folgt*[2] *das Treiben der Nacht und des Tags aufeinander.* Mit Sonnenuntergang und Aufgang wechseln beyde Heerden regelmäsig mit einander, dergestalt daß

V. 84. 85. *Ein Mann der niemals schliefe doppelten Hirtenlohn verdienen könnte, wenn er sowohl die Rinder*[3] *als die Schafe auf die Weide brächte.* Diese beyden Verse sind ein Homerischer Pleonasmus um uns das Dargestellte recht von allen Seiten sehn zu lassen[4], dergleichen in der Odyssee besonders viele vorkommen.

Ich wiederhole nun meine ganze Erklärung indem ich die Paraphrase der Stelle hierhersetze.

Paraphrase.

Und am siebenten Tage erreichten wir Lamos die hohe, befestigte Stadt der Laistrügonen, welche[5] doppelte, von einander abstehende Thore hat, die[6] durch einen langen, engen Weg verbunden werden. Hier giebt der Hirte indem er hineintreibt ein Zeichen durch Rufen oder Pfeifen und der heraustreibende hört ihn und richtet sich darnach. Dies ist eine eingeführte Ordnung, damit sich die Heerden in dem langen schmalen Wege zwischen[7] den Thoren nicht

---

[1] Zuerst: V. 84. 85. Weil die beyden Hirten.
[2] Ueber gestrichenem ‚ist'.
[3] Zuerst: einmal wenn er die Rinder.
[4] Zuerst: zu zeigen.
[5] Zuerst: die.
[6] Zuerst: welche.
[7] Davor gestrichen ‚nicht'.

verwirren.[1] Denn sie müssen einander täglich zweymal begegnen, weil mit jedem Sonnen-Unter und Aufgang die Hirten mit den Heerden auf die Gemeine Trift wechseln und zu gleicher Zeit der eine herein der andere hinauszieht, so daß ein Mann der niemals schliefe doppelten Lohn verdienen könnte, indem er beständig eine Heerde nach Hause brächte und die andre abhohlte.

Man lese nun wieder das Original und sehe wie schön Homer, mit wenigem, uns erst eine befestigte Stadt und dann ein karackteristisches Costüm derselben vor Augen stellt und mit dem ihm eignen Vortrag uns ein komplicirtes Bild sinnlich zu machen weiß.

Noch eins bemercke ich: daß man sich ja die alten Städte nicht nach Bodmerischer Art *thürmend* und mit weit erscheinenden *Pforten*, sondern gar einfach dencken müße, wie mich der Anblick von Girgent und Pestum belehrt hat.

G.

---

1. Daß Goethe gelegentlich unter die Homer-Erklärer gegangen, wird Vielen neu sein. Hört man doch noch immer einmal das Wort: »Goethe und Schiller verstanden auch kein Griechisch!« das jedenfalls, was den Ersteren anbetrifft, ganz unverständig ist. Ein Philologe und Kenner der Alten, der wenigstens als solcher ein unverwerflicher Gewährsmann und nachgerade seiner Menschlichkeiten wegen (die sein litterarisches Verdienst nicht beeinträchtigen) genug gescholten worden ist, Karl August Böttiger, der Direktor des Weimarischen Gymnasiums, hat den Homer-Abenden der Freitagsgesellschaft im Winter 1794 auf 95 beigewohnt und über die Sitzungen vom Oktober und November für sich Buch geführt. (Literarische Zustände und Zeitgenossen 1,81 fgg.) Vossens Ilias-Uebersetzung war 1793 erschienen. Es wurde beschlossen, berichtet er, jedesmal einen Gesang daraus vorzulesen und sich dann die dabei von selbst kommenden Bemerkungen mitzutheilen. »Goethe ist Vorleser. Einige lesen im Originale nach. Die andern sitzen im Zirkel herum.« Ueber Goethes Vorlesen ist Böttiger des Lobes voll. »Die härtesten Stellen wurden durch seine treffliche Declamation und richtig wechselndes Andante und Adagio außerordentlich sanft und milde.« Im

[1] Zuerst: begegnen.

ersten Satze vernehmen wir also nebenher auch eine Ausstellung an der Vossischen Uebersetzung, und im Rückblick auf unsern vorigen Beitrag ist auch das Weitere bedeutend: »Es ist unläugbar, daß Voß nur fürs Ohr und den lebendigen successiven Eindruck, nicht fürs Auge und zergliedernden Ueberblick des Styls gearbeitet hat.« Ob der Referent damit eine vom Vortragenden oder von einem andern Mitgliede der Gesellschaft geäußerte Meinung, oder bloß seine eigene wiedergiebt, läßt sich nicht sagen. Er führt in jedem der drei Protokolle Goethe namentlich an, im zweiten auch Wieland und notirt ihre Bemerkungen. »Das χόλον καταπεπτειν (r.: καταπέσσειν Gesang I, 81) ist zu schwach übersetzt (Wenn er auch die Galle denselbigen Tag noch zurükhält;) und *Galle* wollte Goethen, der verschiedenen Nebenbegriffe wegen, durchaus nicht gefallen. So tadelte er auch das mehrmals wiederkommende: *traun!*« Bei V. 401—406 (Briareos, der Hunderthändige) nimmt er Anlaß über die Rohheit der ältesten Mythen zu reden. »Goethe verglich sie mit dem Gradlinigten und Steifen des alten Styls in der Kunst.« Zweite Sitzung (7. November): »Goethe hatte bei einer vorausgehenden Durchlesung die Bemerkung über den Catalogus navium gemacht, daß Homer nach einer fest angenommenen Rangliste die Völkerschaften sich nebeneinander stellen lasse.« Einen Halbbogen mit Aufzeichnungen aus dem Schiffskatalog habe ich aus den Papieren zur »Achilleis« ausgesondert, er gehört gewiß zu der Vorbereitung auf diesen Vortrag. Goethe hat seine Annahme, Homer »singe hier nach Stammsagen und Registern,« zu begründen gesucht, und auf einer Karte von Griechenland den Weg gezeigt, den der Dichter bei seiner Aufzählung gegangen ist. »Er fängt mit Aulis an und macht einen doppelten Kreis.« Auch dieses Mal hat er sich auf das Wörtliche der Uebersetzung mit eingelassen. In Vers 595 mißbilligte Goethe die Uebersetzung von ἀντόμεναι mit »fanden« (»Findend den Thrakier Thamyris einst«). Und zwar mit Recht: es heißt: »als sie (die Musen) begegneten, trafen«. An den Schiffskatalog knüpft er dann wieder an mit einer Erläuterung zum dritten Buche; doch geht diese, wie alles Uebrige, was Böttiger noch mit Goethes Namen notirt, lediglich auf Züge der Dichtung und Absichten des Dichters. So zu Vers 166 (Teichoskopie): »Nur den einzigen Agamemnon nennt uns Homer nicht in voraus und hebt ihn durch die so gespannte Erwartung vor den Uebrigen heraus.«

Wir wissen nicht, wie weit Goethe gekommen ist. Doch möchte ich mit jenen Vorlesungen noch ein handschriftliches Stück, das ich ebenfalls bei den Achilleis-Papieren gefunden, in Zusammenhang bringen, die Uebersetzung einer Stelle des dreizehnten Buchs, V. 95—110: Poseidon feuert, unter der

Gestalt des Sehers Kalchas, die Griechen zum Widerstande an. Ersichtlich ist das Bestreben sich der Sprache Homers auch in der Wortfolge anzugleichen, also die Reihe der Bilder und Vorstellungen im genauen Anschluß an das Original vorzuführen; man gedenkt des Urtheils über Voß in den ersten Böttigerschen Sätzen.

95 Schämt euch, Argiven, ihr seyd nur Knaben, ich hatte euch immer
Streitenden sonst vertraut das Wohl der sämmtlichen[1] Schiffe.
Nun vergeßt ihr auf einmal des grimmigen Kampfes
Und so kommt auch der Tag daß euch die Troer besiegen.
O fürwahr ein gewaltiges Wunder erblick ich mit Augen
100 Grimmiges was ich nicht dachte vor mir vollendet zu sehen!
Troer auf eure Schiffe sie dringen, die ehmals wahrhaftig
Flüchtigen Hindinnen gleich erschienen, wie durch den Wald sie
Luchsen Pardeln und Wölfen bequem zur Speise gereichen
Schwankend irrend ohnmächtig, keines Gestreites.
105 Hätten Troer wohl sonst die Kraft und die Hände der Griechen
Abzuwarten vermocht, zu stehn auch nur im geringsten?
Nun entfernt von der Stadt bey unsern Schiffen sie streiten
Weil es der Fürst versah und weil sich die Völker vergessen,
Mit ihm zürnen und nicht sich wacker zu helfen besinnen
110 Ihren Schiffen und sich und lassen sich lieber erschlagen.

V. 106 lautete zuerst:

Bleibend erwarten und stehn entgegen auch nur ein wenig.

V. 96 hat Goethe den Anfang abgeändert in: »Da ihr strittet«, er hat es dann bei den spärlichen Besserungen bewenden lassen und den Versuch bei Seite gelegt, der nicht vor Mitte 1795 zu setzen ist, wie die Schreiberhand beweist.

2. Aelter als alles bisher Besprochene ist der Versuch über die dunkle Stelle im zehnten Buche der Odyssee. Ich verlege ihn in die erste Zeit des zweiten römischen Aufenthalts. »Vorgestern nach Mittage bin ich wieder hier angekommen«, meldet Goethe, Rom, d. 8. Juni, an Frau von Stein.

»Wie mich der Anblick von Girgent und Pestum belehrt hat« — mit dem Schlußsatze war der erste zeitliche Anhalt gegeben. Ein äußeres untrügliches Merkmal kam hinzu. Der Goldschnitt der beiden[2] zu der sorgfältigen Niederschrift gebrauchten Großquartbogen von feinem geripptem Papier er-

[1] Goethe hat ἁμός *unser* nicht gekannt.
[2] Das zweite Blatt von Bogen 1 ist bis auf einen fingerbreiten Streif abgeschnitten.

innerte mich an den einen nur mit wenigen Zeilen beschriebenen Bogen, der von der Reinschrift der Nausikaa-Scenen in Goethes Besitz verblieben ist (Band 10, 412 W. A). Auf völlig gleichen Bogen stehen die Briefe an Frau v. Stein: Neapel d. 25. May (4 Seiten), Neapel d. 1. Jun., fortgesetzt Rom d. 8. Juni (8 Seiten), ferner zwei an Kayser: Rom d. 14. Aug., Rom d. 11. Sept. Auch unsere Bogen sind zum Einlegen in ein Couvert gefaltet. Sie sind mit derselben jetzt bräunlich aussehenden Tinte geschrieben, die sich gleich mit dem Datum »Rom d. 8. Jun.« gegen die schwärzliche Tinte der Briefe und sonstigen Schriften aus Neapel abhebt und hinfort wieder das Merkzeichen der römischen Correspondenz bildet. Die Schriftzüge, desgleichen die Zeilenabstände (24—26 Zeilen auf der Seite) stimmen so sehr überein, daß man, würde ein Bogen unseres »Versuchs« etwa in den Brief vom 8. Juni eingelegt, beide dem Aeußeren nach für Theile ein und desselben Schriftstücks halten müßte.

Schwerlich ist, auch abgesehen von diesen äußeren Kennzeichen, in der Zeit der Abfassung eine grössere Differenz anzunehmen. Nur so lange die Meer- und Inselwelt mit dem Zauber der Gegenwart wirkte, hat Goethe, empfangend und dichtend, in der Welt der Odyssee gelebt. Nausikaa taucht unter. Und die Odyssee-Lectüre geht über die durch den dramatischen Plan gegebene Grenze wenig hinaus. Das aus Sicilien mitgebrachte Exemplar der Odyssee[1] weist Spuren der Lectüre bis zum 13. Gesange auf, der die endliche Heimkehr des Odysseus erzählt. Ich wüsste nicht, was in den späteren römischen Monaten den Dichter veranlaßt haben sollte, auf eine einzelne Stelle des 10. Gesanges zurückzukommen.

An Herder schreibt Goethe, Neapel den 17. Mai (wir besitzen den Brief nur in der redigirten Gestalt): »Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Mittag, da ich auch gestern von Pästum[2] zurückgekommen bin . . . . In einem beiliegenden Blatte sage ich Dir etwas über den Weg nach Salerno und über Pästum selbst . . . . Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen . . . . Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen . . . . Klippen und Bänke und das Alles umgehende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannichfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.« Mir ist nicht zweifelhaft, daß unser Versuch als ein »beiliegendes« Stück mit einem

---

[1] Aus diesem Texte stammt die fehlerhafte Form Εγγυ in V. 86 (statt Εγγυς).

[2] In den Handschriften Pestum und Pest (nach dem Italienischen); erst bei der Ueberarbeitung corrigirt.

der nächsten Briefe an Herder gegangen ist. Herder allein war dem Verfasser Autorität, wo es sich um die Griechen handelte. Wie er als Jüngling, bei erster Lectüre der »Fragmente über die neuere Deutsche Litteratur« freudig bekennt: »Daß ich Euch, von den Griechen sprechenden, meist erreichte, hat mich ergötzt«; wie er seine Briefe an ihn in jener Frühzeit reichlich mit Citaten aus Pindar und Plato schmückt, so ist Herder der einzige, dem er in einem Briefchen aus Venedig Kunde von seinem Zustand giebt durch Sophokleische Verse, die er wie einen »Text« vorausschickt, über den er mit dem Freunde »viel verhandeln möchte.« (Schriften der Goethe-Gesellschaft 2, 319.) Ihm konnte er ohne Bedenken seine Erklärung und Paraphrase »zur Beurtheilung vorlegen«. Gab doch diese Interpretation zugleich den besten Beleg dafür, daß dem Reisenden die Odyssee »ein *lebendiges* Wort«, und *»die lebendige Umgebung«* ihm *»der beste Kommentar«* geworden war.

In unserem kleinen Aufsatze ist somit ein Stück zu den Urkunden des »zweiten römischen Aufenthalts« zurückgewonnen[1] und ferner die erste und älteste homerische Studie Goethes ermittelt. Sie zeigt uns, wie er auch in diesem Bezirk das Verständniß sich auf Anschauung gründen läßt. Dies giebt ihr für immer einen Werth. Von dem zu jener Zeit beliebten »Paraphrasiren«, dem Vermengen von Uebersetzung und Interpretation, ist schon Herder kein Freund gewesen. Ob Goethes Auslegung im einzelnen vor dem Blicke des zünftigen Philologen noch heute die Probe besteht, ist eine Frage, die hier nicht erörtert zu werden braucht.

B. SUPHAN.



2. GEDANKEN ÜBER FREIHEIT UND GLEICHHEIT.

Jeder Mensch fühlt sich privilegirt.

Diesem Gefühl widerspricht

1. die Naturnothwendigkeit
2. die Gesellschaft.

ad 1. Der Mensch kann ihr nicht entgehen, nicht ausweichen, nichts abgewinnen. Nur kann er durch Diät sich fügen und ihr nicht vorgreifen.

[1] In Kräuters »Repertorium über die Goethische Repositur« findet es sich mit der Ziffer 6c unter der Rubrik »Eigen Poetisches« eingeordnet. Seitdem war die ursprüngliche Zugehörigkeit verdunkelt.

ad 2. Der Mensch kann ihr nicht entgehen, nicht ausweichen, aber er kann ihr abgewinnen daß sie ihn ihre Vortheile mitgenießen läßt, wenn er seinem Privilegien-Gefühl entsagt.

Der höchste Zweck der Gesellschaft ist Consequenz der Vortheile iedem gesichert. Jeder einzelne Vernünftige opfert schon der Consequenz vieles auf. Geschweige die Gesellschaft. Ueber diese Consequenz geht fast der momentane Vortheil der Glieder zu Grunde.

In der Gesellschaft sind alle gleich. Es kann keine Gesellschaft anders als auf den Begriff der Gleichheit gegründet seyn, keineswegs aber auf den Begriff der Freyheit. Die Gleichheit will ich in der Gesellschaft finden, die Freyheit nämlich die sittliche, daß ich mich subordiniren mag, bringe ich mit.

Die Gesellschaft, in die ich trete, muß also zu mir sagen: du sollst allen uns andern gleich seyn, sie kann aber nur hinzufügen: wir wünschen,[1] daß du auch frey seyn mögest, das heißt, wir wünschen, daß du dich mit Ueberzeugung aus freyem vernünftigen Willen deiner Privilegien[2] begiebst.

Gesetzgeber oder Revolutionairs, die Gleichheit und Freyheit zugleich versprechen, sind Phantasten oder Charlatans.

Wann Goethe diese Gedanken über die Schlagworte der französischen Revolution niedergeschrieben hat, läßt sich, dank seiner haushältischen Art mit dem Papier umzugehen, ziemlich genau angeben. Der Bogen, zu dem er gegriffen hat, hatte ihm schon zu einer kurzen eigenhändigen Ausfertigung gedient, die, selber undatirt, doch einen festen Anhalt bietet. Auf dem rückwärtigen Blatte stehen die folgenden Zeilen:

»Da Ltnant Vent schon über den Dornburger Bau Auftrag erhalten hat so möchte nur das Verfahren des Rentamtes zu approbiren und ihm aufzugeben seyn die *qu.* Beyträge seiner Zeit von den Contribuenten beyzubringen.

s. m.

G.

[1] Zuerst: »ich wünsche«.

[2] Zuerst: »Rechte«.

Die beiden Collegen von der betreffenden Commission haben beistimmend ihren Namenszug zugefügt, und die Sache ist dann den dienstlichen Weg gegangen. »An den Lieutenant Vent, gegenwärtig in Dornburg«, ist eine Ordre ergangen, datirt »Jena den 17 April 1795« (Goethes Werke IV, 10, 252 Nr. 3146), die mit dem Satze schließt: »Worauf Sie mir . . . sogleich berichten und dabey Nachricht geben werden, wie es gegenwärtig mit dem Wasserbau bey Dornburg steht.«

Nicht so einfach liegt die Frage nach Anlaß und nächster Bestimmung unserer Skizze. Gab jenen etwa die Literatur des Tages? War vielleicht ein Vortrag in engerem Kreise über das zeitgemäße Thema beabsichtigt? War der Gegenstand im Gespräche mit Schiller berührt worden? Man könnte noch manche Frage thun. Mir kam der Gedanke von ungefähr, es möchte die Beschäftigung mit Kant zu diesem politisch-socialen Aufsätzchen geleitet haben. Ich wandte mich deshalb an den Freund, der mir in diesen Sachen die nächste Instanz ist. Und er hat mir, bei knapper Ferienmuße, seine »Weihnachtsgedanken« bescheert, die ich, wie ich früher schon im nämlichen Falle ein Gleiches gethan (G.-J. 1898, S. 43 fgg.), den Lesern des Jahrbuchs nicht vorenthalten will. Er schrieb mir, am 25. December, Folgendes:

»Mit Kant, auf den Sie anspielen, hat die Aufzeichnung wohl wenig zu schaffen. Denn Kant geht für seinen Begriff der staatlichen Gesellschaft durchaus von der Freiheit aus, sofern er das Recht als den Inbegriff der Bedingungen bestimmt, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür der Andern nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit vereinigt werden könne. Also Freiheitsbeschränkung um der Freiheit willen, während bei Goethe das Freisein der Einzelnen nur als Wunsch der Gesellschaft ausgesprochen wird. Mehr, wie mich dünkt, stimmt das, was unser weltmännischer Philosoph von dem Verhältniß der Einzelnen zur Gesellschaft sagt, mit Spinozistischen Anschauungen zusammen, sofern bei Spinoza die staatliche Gesellschaft aus dem *Suum utile quaerere* abgeleitet wird und das vernünftige Streben nach dem eignen Vortheil am besten durch das gleiche Streben Aller danach, also in der vernünftigsten Gesellschaft ihr Ziel erreicht. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß Goethe irgendwie bei seiner Aeußerung von der Gleichheit Aller in der Gesellschaft bewußter Weise die betreffenden Sätze in der *Ethica* im Sinne gehabt habe. Ich sage nur: er steht seiner ganzen Denkweise nach Spinoza näher als Kant. Dasselbe gilt von dem mit kluger Diät sich Fügen und Resigniren in die Naturnothwendigkeit. Daß Goethe sein Aufsätzchen geschrieben, um sich mit der liberté und égalité der französischen Revolution auseinanderzusetzen, geht aus dem Schluß der Aufzeichnung

hervor. Den Protest gegen die Privilegien setzt der köstliche Mann ganz ins Ethische um; er macht zu einer sittlichen Forderung für den Einzelnen, was die Revolution in ihrem Vernunftstaate objectiv systematisiren zu können sich einbildete«.

So weit *Rudolf Haym*. Es wäre schön, wenn aus dem Kreise der Goethefreunde sich noch manche Erläuterung an die seinige anschlösse.

B. SUPHAN.

3. GOETHE UND CARL FRIEDRICH V. CONTA.

Neununddreißig Briefe von Goethe an v. Conta,
Fünfzehn Briefe v. Contas an Goethe.

1. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz werden mit solchem Verlangen hier erwartet, daß man mich von allen Seiten bestürmt, ob ich noch keine Nachricht von Ihrer baldigen Ankunft habe. Eine Dame besonders treibt dieses so weit, daß sie mir endlich geradezu Auftrag gegeben hat, Ihnen ihre Wünsche vorzutragen. Es ist Frau von Savigny, Tochter der Max Brentano, wie ich sie Ew. Excellenz nennen soll, die gar nicht aus der Art ihrer Mutter geschlagen sey, deren unbegrenzte Hochachtung für Ew. Excellenz sie geerbt habe, und die keinen größern Wunsch hege als den, Sie persönlich kennen zu lernen. Sie läßt daher Ew. Excellenz bitten, mir gnädigst zu schreiben, ob Wien sich Ihrer Gegenwart erfreuen wird; denn im entgegengesetzten Fall will sie selbst auf einige Tage nach Karlsbad gehen. Sie meinte, sie sey schon oft weiter nach einer schönen Gegend gereist, und könne wohl um so mehr diese Reise unternehmen, um den größten Mann seiner Zeit kennen zu lernen. Das Gerücht von Ihrer Absicht, von Karlsbad aus Wien zu besuchen hat sie bis jetzt von einer Reise nach Italien abgehalten.

Unter diejenigen, die mich, so oft sie mich sehen, nach Ew. Excellenz fragen, und sich unendlich freuen, Sie vielleicht wieder zu sehen, gehören die Herren Grafen Purgstall und Fries, die beide das Glück gehabt haben Ew. Excellenz in Weimar kennen zu lernen.

Ew. Excellenz bitte ich wegen dieser Freiheit unterthänig um Verzeihung. Ich hätte es nicht gewagt sie mir

zu nehmen, wenn nicht der Auftrag einer Dame und zwar Ihrer Landsmännin mir Entschuldigung hoffen ließ.

Wien, 17. Juny 1807.

2. Goethe an Conta.

Wenn ich Ew. Wohlgebornen Schreiben nicht gleich beantwortete, so geschah es weil ich mich wirklich in einer Art von Verlegenheit befinde, was ich eigentlich darauf zu erwidern habe. Ich kann nicht läugnen, daß es mein Wunsch, sogar meine Absicht war, aus Carlsbad über Prag nach Wien zu gehen, um beyde Städte, welche ich unverantwortlicher Weise noch nicht besucht, endlich einmal zu sehen und soviel werthen Gönnern und Freunden daselbst aufzuwarten. Auch befinde ich mich gegenwärtig ganz wohl; nur muß ich in beständiger Sorge leben, weil mein Uebel gewisse Paroxysmen macht vor denen ich kaum sicher bin, wenn ich mich auch noch so sehr in Acht nehme, und es also noch weniger seyn würde, wenn ich mich auf der Reise oder in den Zirkeln einer großen Stadt befände. Schwerlich glaube ich daher, daß ich mich dießmal zu einer solchen Tour entschließen werde. Eben so wenig wüßte ich zu sagen, wie lange ich mich in Carlsbad aufhalten werde, weil ich theils von Zeit zu Zeit kleine Excursionen mache, theils auch meine frühere oder spätere Rückkehr von mancherley Umständen abhängt.

Haben Sie die Gefälligkeit dieses der Frau von Savigny mit meinen besten Empfehlungen zu hinterbringen und ihr zu versichern, daß es mir unendlich leid thue, sie, wie ich schon längst gewünscht, dießmal nicht persönlich kennen zu lernen, um so mehr als ihre Schwester Bettine mich vor kurzer Zeit in Weimar durch ihren Besuch sehr glücklich gemacht hat. Möge sichs doch auf irgend eine Weise fügen, daß wir bald irgendwo zusammentreffen.

Der ich in dem lebhaften Wien Ew. Wohlgeboren recht vergnügte Tage wünsche, ob ich gleich daran nicht ganz ohne Empfindung des Neides denken kann.

Carlsbad
den 30. Junius
1807.

Ew. Wohlgeb.
ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

3. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz kann ich nicht beschreiben, welches innige Bedauern Ihr Entschluß, nicht nach Wien zu kommen, bei allen denen bewirkt hat, welchen ich diese traurige Nachricht mitgetheilt habe; aber besonders ist Frau von Savigny ganz niedergeschlagen und nur durch das feierliche Versprechen ihres Mannes, so bald als möglich mit ihr nach Weimar zu gehen, einigermaßen getröstet. Er verläßt nächstens Wien um den Rest des Sommers und vielleicht auch noch den ganzen Winter in München zuzubringen, wo er die dasige Bibliothek benutzen will; er wird also schwerlich vor künftigem Frühjahr mit seiner Frau nach Weimar kommen. Morgen habe ich das Vergnügen mit diesen beiden und noch einigen andern interessanten Menschen auf einige Tage mit dem Graf Fries auf eins seiner Güter zu gehen, und weiß also daß ich noch recht viele Klagen über diese gescheiterte Hoffnung hören werde. Ew. Excellenz Schriften findet man hier, wie überall wo es Menschen von Geschmack giebt, nicht nur in den Bücherschränken, sondern in den Händen und im Gedächtniß aller gebildeten Stände; aber um so unbegreiflicher ist es wie man zugeben kann, daß eins Ihrer vortrefflichen dramatischen Werke, Clavigo, so beschnitten, verstümmelt und so schlecht dargestellt auf der Bühne erscheine, und es ist sehr zu wünschen, daß man sich nicht an mehreren versündigen möge. Mit wahrem Unwillen habe ich die schönen Worte des Clavigo von dem erbärmlichen Ziegler wie von einem Schulknaben absingen hören. Haide als Beaumarchais und Krüger als Carlos waren die einzigen die Lob dabei verdienen, und ersterer ist schon so degoutirt von dem hiesigen Theaterwesen, daß er nichts sehnlicher wünscht als wieder in Weimar zu seyn, und Ew. Excellenz schriftlich um diese Gnade ersuchen wird, wenn er es nicht schon gethan hat.

Graf Purgstall brachte mir heute die Inlage; er gehört unter die welche sich mit dem größten Enthusiasmus auf Ew. Excellenz Ankunft freuten, und Ihnen gern sein ganzes Haus in der Stadt eingeräumt hätte.

Wien, den 8. July 1807.

4. Goethe an Conta.

Ew. Wohlgeboren den Brief des werthen und wohlgesinnten Mannes und Freundes in Gotha dankbar zurücksendend, füge noch den Wunsch hinzu, daß diese Angelegenheit vor der Hand ja ruhen möge. Wenn man den eigentlichen Zweck einer solchen Anstellung bedenkt, so läßt sich mehr als eine Form finden, unter welcher das beabsichtigte Gute statthaben kann, ohne daß geradezu ein auffallend verneinender Entschluß ausgesprochen zu werden braucht. Ich werde die Sache, an der mir mehr in wissenschaftlicher als ästhetischer Hinsicht gelegen seyn muß, fernerhin überdenken und in vertraulichem Gespräch mich weiter darüber äußern. Bis dahin empfehle ich Ihnen die sämmtlichen Geschäfte, auf die ich einigen Bezug habe, zu geneigter Mitwirkung, wie ich sie bisher und noch in diesen letzten Tagen erfuhr.

Mit den aufrichtigsten Wünschen

ergebenst

Jena, den 19. December 1817. Goethe.

5. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

haben mir den schmeichelhaften Auftrag ertheilt, Ihnen 8 Tage nach Ihrer Abreise von hier zu schreiben; ich erfülle dieses mit vielem Vergnügen, indem ich Ew. Excellenz gehorsamst mittheile, was mir seitdem bemerkenswerth geschienen hat.

Um mit der Natur, wie billig, anzufangen, habe ich sehr bedauert, mir nicht einigen Unterricht erbeten zu haben, wonach ich die meteorologischen Beobachtungen, die Ew. Excellenz hier verfolgt haben, nothdürftig hätte fortsetzen können. Im Allgemeinen war das Wetter, vom 28. May an bis heute, sehr schlecht; täglich und fast stündlich Regen und kalte Winde, nur von kurzen Sonnenblicken unterbrochen. Nur der 2te Juny war ohne Regen, aber desto stürmischer war der Wind.

Dieses böse Wetter hat mich von meinen mineralogischen Wanderungen nicht abgehalten und ich habe einige

hübsche Exemplare zusammen getragen, die ich unterthänig vorzulegen die Ehre haben werde. . . .

Professor Hermann ist nicht recht wohl und hat hypochondrische Anwandelungen. In solcher Stimmung kam er von Ew. Excellenz Werken, die er bewunderte, auf die neuern Producte der Zeit und weissagte den gänzlichen Verfall der deutschen Sprache und Literatur nach 100 Jahren. Mit einem tiefen Seufzer setzte er hinzu: nur Ew. Excellenz, wenn Sie jetzt Ihren Lebenslauf begönnen, hätten dieses Unglück verhüten können. Ich meinte, dafür würden auch wohl die vorhandenen klassischen Werke sorgen und die Verirrten wieder zur Erkenntniß des ewig Wahren und Schönen zurückführen. Uebrigens sey ja eben das Uebel des Augenblicks, daß die Autorität des Guten nicht gelte. Sieht man indeß ein Product, wie Houwalds »Leuchtthurm« an, (Böttiger hat es mich im Manuscript lesen lassen) und hört, mit welchem Beyfall es (durch Böttiger) bey der Herzogin von Kurland ist vorgelesen worden, und vergleicht damit das Urtheil darüber in den Nrn 105. 106 und 107 der Abendzeitung (ohne Zweifel wieder von Böttiger), so gehört freilich ein starker Muth dazu, um nicht auch mit Hermann zu verzagen. Ich für mein Theil — der ich freylich weit entfernt bin, Kunstrichter zu seyn — habe in dem Werkchen weder Poesie, noch einen erquicklichen Gedanken, noch eine neue Wendung finden können. Indeß kann ich mir wohl denken, daß es, einiger rührenden Situationen wegen, zum erstenmal *gesehen*, Effect machen kann.

. . . Den 9ten verläßt die Herzogin von Kurland und Frau von der Recke Karlsbad. Ich soll den Damen heute Abend vorgestellt werden. Dafür muß ich aber morgen und übermorgen »die Albaneserin« von Böttiger dort vorlesen hören. Auf Verlangen Ihrer Durchlaucht wurden gestern Cuno's »Ruinen von Engelhaus« aufgeführt. Ich zog eine geologische Excursion vor, bemerkte aber Abends an meinem Fenster, daß das Stück, von 5 Uhr an, bis 3/4 auf 9 Uhr spielte. Bis auf einige glücklich getroffene Situationen soll das Stück, welches das Dresdner Theater dem Verfasser zurückgeschickt hatte, trotz aller Anstrengungen der Schauspieler, ganz erbärmlich ausgefallen seyn, und Verse sollen

darin vorkommen, daß man davon laufen möchte. Dieß ist das einstimmige Urtheil der Männer, die ich darum befragt habe. Die Damen aber wollten es gar nicht so schlecht finden.

Cuno ist sehr glücklich, daß Ew. Excellenz ihn gewürdigt haben, sich in sein Stammbuch einzuschreiben. Das Eingeschriebene geht hier von Mund zu Munde und erfreut die Badewelt.

Bey dieser Gelegenheit bitte ich um Erlaubniß, Ew. Excellenz eine Anekdote mittheilen zu dürfen, wie Hofrath Gehler aus Leipzig, unmittelbar nach dem Ereigniß, sie mir erzählt hat. Er stand vorigen Donnerstag auf der Straße, um die Procession des Frohnleichnamsfestes mit anzusehen. In dem Zuge bemerkte er drey junge Leute, dem Anschein nach Karlsbader, in den Studentenjahren. Sie gingen nebeneinander und der mittelste hielt ein Buch, in dem sie alle 3 mit Aufmerksamkeit lasen. Dieß konnte nicht auffallen, da die Mehrsten im Zuge Gebetbücher in den Händen hatten. Als sie an ihm vorüber gingen, trat einer von ihnen in eine Pfütze, so daß der Mittelste und sein Buch sehr besprützt wurde. Dieser, ohne sich um den Koth zu bekümmern, rief in demselben Augenblicke Ew. Excellenz Namen mit einem enthusiastischen Lob in Studentenmanier aus, in das die andern freudig einstimmten. Hofrath Gehler, hierdurch äußerst aufmerksam gemacht, verfolgt die jungen Leute; es gelingt ihm endlich in das Buch zu sehen, und was war es? — Hermann und Dorothea. —

Hasenhut, der die Kur hier braucht, wird zwölf Gastrollen geben. Ich sah ihn als Poldel in den »Bürgerlichen Brüdern«, wovon ich den Zettel mitbringe. Das Stück, von Schikaneder, läuft . . . darauf hinaus, das Thörichte und Verderbliche zu zeigen, wenn ein zu Vermögen gekommener Handwerker sein Metier verläßt und nach Höherem strebt. Der Adelstand, ein Amt bey Hof oder in einer Canzley, oder ein Titel ist der Köder, womit Glücksritter und -Ritterinnen den Gimpel ins Netz locken und ins Verderben bringen. Ein Bruder oder Verwandter, der seinem Stande treu geblieben und darum von dem Hoffärthigen verachtet und verspottet wird, steht dem Verirrten zur Seite und rettet

ihn noch zu rechter Zeit. Poldel in den »Bürgerlichen Brüdern« ist vom Lehrjungen zum Hausofficianten gestiegen, kann aber das vorige Verhältniß und den Titel Meister nicht vergessen und setzt damit den neuen gnädigen Herren in seinen vornehmen Gesellschaften oft in große Verlegenheit und Zorn. . .

Karlsbad, 5. Juny 1820.

[Concept] 6. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb. sende die mir anvertrauten Papiere dankbarlichst zurück, mit der Bitte mir ähnliche Nachrichten, insofern sie für mittheilbar gehalten werden, auch fernerhin geneigtest zukommen zu lassen, welches besonders in der gegenwärtigen prägnanten Zeit sehr angenehm seyn würde; auf die vollkommenste Discretion können Dieselben sich verlassen.

Die auf die akademische Einrichtung sich beziehenden Hefte habe sorgfältig durchgelesen, und nun ist vor allen Dingen meine Dankbarkeit auszudrücken, daß die beyden Herrn Commissarien sich der oberaufsichtlichen Verhältnisse so ernst und gründlich annehmen wollen, so daß mir weiter nichts zu wünschen noch zu sagen übrig bleibt; welches ich denn in meiner schuldigen Erklärung nicht ermangeln werde anzuerkennen, wie ich denn auch meinen Beyfall den übrigen Bemerkungen bescheidentlich zu zollen nicht versäumen darf.

Zwey Abschriften liegen bey von jenen gutachtlichen Vorschlägen des vorsorgenden Bibliothekars, davon die eine Herrn von Hoff mit vielen Empfehlungen zuzustellen bitte.[1]

Jena den 7. August 1820.

7. Goethe an Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeboren

sende die mitgetheilten Blätter dankbarlichst zurück. Es giebt freylich zu ernsten Betrachtungen Anlass, wenn wir uns von gleich brennbaren Stoffen unmittelbar umgeben fühlen.

---

[1] Geschrieben »bitten« in eigenhändiger Correctur.

Sodann erkenne den Werth der Bemerkung zu dem bibliothekarischen Bericht mit besonderem Vergnügen. Wollten Sie bey Herrn von Hoff etwa nachfragen: ob derselbe vielleicht auch einiges mitzutheilen hätte; so könnte meinen unzureichenden Bericht mit solchen gründlichen Motiven gar gut ausstatten.

Fernerer für geneigte Theilnahme mich angelegentlichst empfehlend.[1]

Vorstehendes war geschrieben als durch eine kurze Abwesenheit von Hause mir das Vergnügen entging den Herrn Geh. Staatsrath Schweitzer bey seiner Rückkehr zu verehren. Danken Sie in meinem Namen gelegentlich zum allerschönsten für die mitgebrachte zahlreiche Carlsbader Liste und drücken gefällig meine Hoffnung aus den würdigen werthen Mann in meiner Einsiedeley zu begrüßen.

Jena den 14. August 1820.

8. Conta an Goethe.

. . . Was wird uns die nahe Zukunft bringen? — Wo man hinsieht, glaubt man den Thurmbau zu Babel zu sehen. Wird auch einmal ein brauchbarer Baustein gebracht, gleich finden sich emsige Mitarbeiter, die nichts Angelegentlicheres haben, als ihn zu verstümmeln. Mit neuen Belegen aus unsrer Nachbarschaft hiezu kann ich Ew. Excellenz dienen, wenn ich wieder die Ehre haben werde, unterthänig aufzuwarten.

Herr Geh. Staatsrath Schweitzer, dem sehr schmeichelhaft war, was Ew. Excellenz mir für ihn zu schreiben die Gnade hatten, will in diesen Tagen, vormittags, seinen Besuch wiederholen. Er hat Auftrag mit Ew. Excellenz über die Statuten-Angelegenheit zu sprechen. Der Großherzog ertheilte ihm solchen in Neustadt.

Weimar, 16. August 1820.

9. Goethe an Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeboren

erhalten die mir anvertrauten Papiere mit dem verbindlichsten Dank zurück wobey ich inliegendes Bittschreiben

---

[1] ‚Fernerer‘ eigenhändig. Beabsichtigt war wohl: ‚Für geneigte Theilnahme dankend, fernerer mich‘ u. s. w. B. Suphan.

zu geneigter Aufmerksamkeit empfehle. Sollten nicht entschiedene Hindernisse entgegen stehen, so bitte günstig einzuwirken.[1]

Der Besuch von Berliner Freunden hat mich in meiner Einsamkeit überrascht und erquickt; es thut mir leid, daß ihre Eile mich hindert diese würdigen Geschäfts- und Kunstmänner auch werthen Weimarischen Freunden vorzustellen.

Möge mir ein freundlicher Antheil im Lebens- und Geschäftskreise immerfort zu statten kommen.

Jena den 22. August 1820.

10. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

hoffte ich die Ehre zu haben meine ehrerbietigen Glückwünsche zu Ihrem heutigen Feste persönlich darbringen zu dürfen. Eine dringende und unaufschiebliche Arbeit hält mich aber leider davon ab.

Ich bitte daher Ew. Excellenz den schriftlichen Ausdruck der verehrungsvollen und ergebenen Gesinnungen gütig aufnehmen zu wollen, wovon ich tief durchdrungen bin und womit ich Ihnen vom Grund meines Herzens noch eine lange Reihe gesunder und heiterer Lebensjahre, den ungetrübten Genuß der Freuden, die ein wirkungsreiches schönes Leben wie das Ihrige gewähren muß, und der allgemeinen Verehrung die die Welt Ihnen zollt, wünsche.

Darf ich dabey an mich besonders denken, so füge ich den Wunsch und die ehrerbietige Bitte hinzu, daß Ew. Excellenz mir auch ferner die gütige Wohlgewogenheit schenken mögen, die mich so glücklich macht und die mir meinen letzten Aufenthalt in Karlsbad als einen schönen Lichtpunkt meines Lebens erscheinen läßt.

Weimar, am 28. August 1820.

---

[1] Auf die Eckhardtische Angelegenheit bezieht sich ferner folgendes undatirte Fragment eines Briefes an Conta, das gemäß seiner Stellung unter den »Abgesendeten Briefen« etwa auf den 9. oder 10. August fallen mag: »Ew. Hochwohlgeboren besuche dießmal mit einem Schreiben einem hübschen Kinde zu Gefallen und hoffe deshalb Verzeihung. Der Rektor und Professor zu Raab in Ungarn Joseph von Gödör welchen unser gnädigster Herr« [bricht ab.]

11. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

freundliche, herzliche Theilnahme an dem gestrigen mir zu Freuden und Ehre so traulich gefeyerten Feste war mir höchst willkommen, ob ich Sie gleich persönlich herbey gewünscht hätte. Solche Gelegenheiten lassen die Menschen fühlen daß sie einander verwandt sind; das Entfernteste nähert sich und das Unebenste gleicht sich aus; wenn vielleicht auch nur für den Augenblick. Möge der Eindruck, wie er empfunden worden, in der Stille fortwirken.

Die mitgetheilten Blätter folgen mit Dank zurück, mit der Bitte um gefällige Fortsetzung, wozu ich noch den dringenden Wunsch hinzufüge, des Herrn Staats-Minister von Gersdorff Excellenz aufs Beste zu danken, daß die Hoffnung gegeben worden, das unerwartete Glück eines guten Mädchens ganz vollkommen zu sehen. In dem neusten Hefte von Kunst und Alterthum, das ich nächstens übersende, hoffe einiges was Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin angenehm seyn könnte, mitgetheilt zu haben.

Der ich mich angelegentlich empfohlen zu seyn wünsche.

Die mir übergebenen Acten und sonstigen Papiere, nicht weniger die an mich eingegangenen Anfragen hoffe noch vor Serenissimi Ankunft geordnet, nach bestem Wissen und Gewissen, nebst einigen Bemerkungen zu übersenden.

Jena
den 29. August
1820.

gehorsamst
J. W. v. Goethe.

12. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

nehme mir die Freyheit hiebey zu übersenden die Berichte über Güldenapfels Vorschlag zu künftiger Verbesserung der Bibliothekscasse. Einem kleinen Mangel hilft ab das beygelegte kurze Pro Memoria. Möge diese, ins Ganze greifende Angelegenheit Ihnen bestens empfohlen seyn. Nicht weniger folgt meine unzielsetzliche Meynung wegen Charakterisirung des Mechanicus Schmidt. In kurzem sende

die neuen Statuten mit sämmtlichen Acten zurück. Die beyden Herrn Commissarien haben mir in allem vorgearbeitet, so daß ich nur beyzustimmen brauche. Auch was mein Verhältniß zunächst betrifft haben sie alles erschöpft. Eines nur will ich vorläufig erwähnen, worin ich auch mit Ihnen vollkommen einstimmig bin: man publicire ja nicht diese Statuten provisorisch; denn das hieße von vorn anfangen und jedem Einzelnen Zeit und Gelegenheit geben, was ihm unangenehm wäre anzufechten. Steht doch dem Fürsten auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt das Recht zu, solche Einrichtungen zu modificiren, und dieß zu thun müßte man wenigstens drey Jahre genauen Aufmerkens und Beobachtens vorüber lassen. Möge dieses Geschäft welches durch seine bisherige Behandlung so unbequem ward, endlich wenigstens auf ein Triennium zur Ruhe kommen.

Daß die freundliche Feyer meines Geburtstags, zu der ich etwas übereilt meine Einwilligung gab, glücklich vorüber gegangen freut mich sehr: denn ich will nur gestehen daß in der Zwischenzeit die Reue mich einigemal anfiel, weil selten etwas Gutes heraus kömmt wenn das Oeffentliche bewegt wird; so aber hat sichs dießmal recht mäßig und schicklich erwiesen, daß, hätten Sie uns Ihre werthe Gegenwart gegönnt, Sie nicht wären unzufrieden gewesen. Erhalten Sie mir zunächst und künftig Neigung und Wohlwollen und freundliche jugendliche Mitwirkung, deren man gar sehr bedarf um die Schwerfälligkeit der ältern Tage zu beleben.

Beyliegendes möge, nach ernsten Geschäften, im stillen Hauskreise einige gute Stunden gewähren! Die fehlenden Bogen kommen zunächst.

Mich zum besten empfehlend

Jena *gehorsamst*
den 1. September *J. W. v. Goethe.*
1820.

Hinzufügen darf ich wohl die Bitte, da meiner nicht völlig eingerichteten Reise-Canzley ein schickliches Siegel abgeht, diesem Mangel gefällig abhelfen zu lassen.

13. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

machen mich immer mehr zu Ihrem ewigen dankbaren Schuldner, denn wie darf ich hoffen, je das gütige Wohlwollen und Vertrauen im mindesten vergelten zu können, wodurch ich mich so hoch geehrt und so mächtig angeregt fühle, solcher Gunst mich möglichst werth zu bezeigen. Unendlich viel und Unschätzbares verdanke ich Ew. Excellenz für mein ganzes Leben und ich kann nur wünschen, daß Sie sich der Rechte, die Sie sich auf dasselbe erwerben, zu bedienen geruhen möchten.

Herrlichen Genuß verspreche ich mir und meiner Frau, die meine Gesinnungen innigst theilt, von dem uns so gütig verehrten neusten Heft von Kunst und Alterthum. Wir haben uns vorerst an die so anziehende Ballade gehalten und uns mit Vergnügen den Kindern des Refrains zugezählt. Nun freue ich mich schon auf Zelters Composition, die gewiß nicht ausbleiben wird. Das Lied hat einen ganz eigenthümlichen Zauber, den Ew. Excellenz selbst in der Anrede erklären.

Seit einigen Abenden lese ich meiner Frau den Werther vor, den sie noch nie gelesen, und ergötze mich von neuem am Werke und an dem Genuß den es meiner Frau gewährt. Es muß Ihnen doch immer ein liebes Kind seyn, dieses höchst poetische Werk, das allein Sie unsterblich machen würde.

Wenn man die Zusammensetzung der Tischgesellschaft zu Ew. Excellenz Geburtsfest betrachtet, so kann nur Ihre verehrunggebietende Persönlichkeit die Mäßigung und den Anstand erklären, der dabey geherrscht hat. Ich habe mit Vergnügen vernommen, wie schön das Fest war; daß nichts Unschickliches dabey vorfallen würde, davon war ich aus der angegebenen Ursache im voraus überzeugt. Meine erste Sorge war, mich zu erkundigen, wie Ew. Excellenz sich darauf befunden, weil eine Erkältung bey solchen Gelegenheiten gar zu leicht möglich ist. Aber ich wurde darüber gleich am andern Morgen zu meiner Freude beruhigt. Und ich darf nun wünschen, daß sich dieses Fest noch recht oft so erneuern möge. Auch wir haben es

nicht still vorübergehen lassen, sondern Sie bey gutem Champagner hoch leben lassen.
Weimar 4. September 1820.

14. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeboren
nehme mir die Freiheit gegenwärtig zu übersenden die bei herannahendem Michaelis Termine nunmehro nöthigen Berichte, betreffend die Entlassung des Bibliothek-Schreiber Baum, so wie die Anstellung des jüngern Compter; mit dem freundlichsten Ersuchen diese schon bekannte und gebilligte Sache, beim unterthänigsten Vortrag, zu begünstigen.

Ich habe verschiedenes in dem Güldenapfelschen Bericht enthaltenes nicht hervorgehoben, um Wiederholungen zu vermeiden, weshalb dasselbe bei gnädigsten Resolutionen geneigtest zu bemerken wäre. Wie ich denn auch ein Curriculum vitae, von Compter aufgesetzt, hiebei vertraulich mittheile; um das kümmerliche und sorgenvolle Herankommen eines so brauchbar gewordenen Menschen ins Klare zu stellen.

Auch dießmal, wie das vorige Mal, einige Canzley-Nachhülfe mir erbittend, versichere aufrichtig, daß es mir zur größten Freude gereiche, wenn Aelteres und Neueres, von mir ausgegangen, einem hochgeschätzten Freundes-Paare vertrauliche Stunden erheitern und beleben kann.

Jena den 7. September 1820.

gehorsamst
J. W. v. Goethe.

15. Conta an Goethe.

... Ich weiß nicht, wie ich Ew. Excellenz meine Freude und meine Dankbarkeit ausdrücken soll für das herrliche Geschenk. Mir, meiner Frau, der Geh. Cammerräthin Stichling und andern Damen und Männern habe ich damit die schönsten genußreichsten Abende bereitet. Allgemeines Interesse erregen die Xenien, die einen Schatz von großen Lebensregeln und die interessanten Ansichten Ew. Excellenz über wichtige Gegenstände enthalten. Hier und da wollten Einige sie doch nicht für ganz zahm passiren lassen. Nicht

genug vorlesen kann ich die Ballade und die orphischen Urworte; meine Frau muß ihren Freundinnen Abschriften davon machen, da ich den Heft nicht aus den Händen gebe. Auch Männer von der verschiedensten Art waren alle gleich ergriffen von dem letztern Gedicht. Der Frau von Griesheim, Zöglingin der Frau von der Recke, habe ich es 3 mal lesen müssen; sie fand es über alles erhaben.

Entschuldigen Ew. Excellenz, daß ich es wage, Ihnen solche Bemerkungen mitzutheilen, die nicht den mindesten Werth für Sie haben können. Es ist mir Bedürfniß, von dem was mich so lebhaft beschäftigt und erfüllt, zu sprechen, und dann verschmähen ja Ew. Excellenz nirgends die Natur zu beobachten und also wohl auch nicht die natürlichen Eindrücke und Gefühle, die Ihre Werke auf ihre Leser machen.

»Das Bild« von Houwald habe ich noch nicht gesehen. Die Urtheile darüber sind sehr getheilt und zum Theil einander ganz entgegengesetzt. Nach der Erzählung scheinen höchst unnatürliche Motive gebraucht zu seyn.

Weimar 8. September 1820.

16. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

übersende, für gefällige Mittheilung höchlich dankbar, die mir anvertrauten Actenstücke; wie ich denn zugleich diejenigen Hefte welche auf die neuen Statuten Bezug haben, an die Geheime-Staats-Canzley überschicke.

Die von den beyden Herrn Commissarien, auch in Bezug auf mein Verhältniß, aufgeführten Erinnerungen habe dankbar anerkennend benutzt und wiederholt, wovon beyliegender unterthäniger Vortrag das Zeugniß giebt.

Mögen Sie die Gefälligkeit haben solchen weiter zu befördern; so ist wenigstens dießseits gebührende Schuldigkeit beobachtet worden.

Mit Bitte meiner geneigtest in allen Fällen zu gedenken unterzeichne mich mit voller Hochachtung und Zutrauen

Jena *gehorsamst*
den 9. September *J. W. v. Goethe.*
1820.

17. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

verleihen mir ein wahres Vergnügen durch die Nachrichten von der freundlichen Einwirkung, welche meine neusten Sendungen in Ihrem werthen Kreise hervorgebracht. In der Jugend erringt man sich, durch persönliche Zudringlichkeit und leidenschaftliches Vorlesen, erfreulichen Beyfall, das Alter trennt uns nach und nach von empfänglichen Menschen, selten kehrt ein Klang und Ton, den man aussendet, lebhaft und ergötzlich zurück. Lassen Sie mich auch künftig von solchen wünschenswerthen Einwirkungen erfahren.

Bedenkt man, daß die Ueberschrift: *Zahme Xenien* eine *contradictio in adjecto* im eigentlichen Sinne enthält; so läßt es sich vermuthen, daß hie und da etwas von der alten wilden Natur hervorblicken werde; es ist bekannt, daß man die angebornen Eigenheiten nicht leicht durch Kunst und Erziehung austreiben könne.

Hiebey folgen die beyden letzten Bogen nebst Umschlag; haben Sie die Güte das Heft nicht aus Händen zu geben bis es versendet wird; sonstige Mittheilung hat kein Bedenken.

Für die überschickten, obgleich älteren politischen Nachrichten danke verbindlichst; in solchen Blättern findet man immer etwas Besonders, was die Zeitungen nicht aufnehmen, auch allgemeine Betrachtungen, welche leider dießmal mit unsern eigenen Folgerungen und Ueberzeugungen nur allzusehr übereinstimmen.

Höchst erfreulich war es uns allen daß Serenissimi Glaube an die hiesige Atmosphäre von dem Himmel in so hohem Grad honorirt worden. Der Eintritt, obgleich leicht umwölkt, war doch wohl zu beobachten, die ringförmige Erscheinung und der Austritt ganz vollkommen, beyde erstere in der Prinzessinnen Garten, wohin die nöthigsten Instrumente geschafft waren; letzteres in der Sternwarte, unter Beystand der Astronomen und Mechaniker. Möge dieß als ein glückliches Wahrzeichen sich bewähren!

Mich und die Meinigen und meinen kleinen Geschäftskreis zu geneigtester Aufmerksamkeit und Theilnahme bestens empfehlend.

Noch bemerke daß den Brief des Herrn Grafen Beust nicht bey der Sendung gefunden.

Jena *gehorsamst*
den 11. September *J. W. v. Goethe.*
1820.

18. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

das Mitgetheilte dankbarlichst zurücksendend und eine Artigkeit womit mich die Herrn Maynzer angebunden beylegend, darf ich wohl gleichfalls beyliegendes Billet zu geneigter Beruhigung eines hübschen Kindes so wie mich und das Meinige bestens empfehlen.

Jena *gehorsamst*
den 19. September *J. W. v. Goethe.*
1820.

19. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

statte ich meinen innigsten unterthänigen Glückwunsch zu dem neuen Enkelchen ab. Möge es zur Freude seiner Eltern und seines herrlichen Namens werth aufblühen, und mögen Ew. Excellenz lange lange Zeuge davon seyn! —

Wer unterschriebe nicht gern und mit voller Ueberzeugung, was die Mainzer Verehrer in dem artigen Gedicht sagen, dessen gewogentliche Mittheilung ich Ew. Excellenz verdanke. Wir alle, die wir das Glück haben, Ihre Zeitgenossen zu seyn, sind zu stolz auf diesen Vorzug, als daß wir nicht unsre eigne Eitelkeit durch die Xenie: »Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt, so weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen« verletzt fühlen sollten. Nach Jahrtausenden wird man uns deshalb noch beneiden.

In Bezug auf den gehaltvollen Heft von Kunst und Alterthum darf ich Ew. Excellenz die Bemerkung nicht vorenthalten, daß nur Männer hier und da einer Erklärung der »Urworte« bedurften, allen Frauen aber, denen ich das schöne Gedicht vorlas, es sogleich auf das erste Mal ganz verständlich war und sie es lieber *ohne* die Erklärung hören

wollten. Ich nenne z. B. die Stichling, die Günther, die Froriep, die Professorin Schrader aus Erlangen, meine Frau. Tief ergriffen und begeistert waren sie, besonders beym mehrmaligen Lesenhören, und sehr gerührt von der Xenie: »Ein alter Mann ist stets ein König Lear«. Alle versicherten einstimmig: so lieb hätten sie Sie nicht gehabt, wie Sie ihnen durch diese Gedichte würden. Stichlings haben mich und den Heft oder, vielleicht richtiger, den Heft und mich heute Mittag wieder zu sich gebeten. Das lasse ich mir gern gefallen und fühle mich dennoch geehrt, denn ich bin stolz auf das Vorlesen, wie der Buchhändler auf seine verlegten Werke.

Weimar 20. September 1820.

20. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

letztes Schreiben kommt mir abermals sehr zu gute; Sie bekämpfen meinen Unglauben: denn der ist es doch, der solche Commentare, auch dergleichen mißmuthige Reime hervorbringt. Ihrem Kreise sey daher der schönste Dank.

Eigentlich sind es auch nur Männer welche mich zu dem verzweifelten Entschluß bewogen haben, mich selbst zu commentiren. Deutsche Männer und Frauen mögen auf einer Stufe der Kultur stehen, einer sehr hohen. Die Frauen jedoch haben den Vortheil, daß sie nicht nach außen getrieben und von außen nicht gezwängt sind. Es hängt von ihnen ab, wenn sie sich mit ihrem häuslichen Kreise abgefunden haben, ganz durchaus ein eignes Selbst zu seyn. Wenn nun verstehen heißt, dasjenige, was ein anderer ausgesprochen hat, aus sich selbst entwickeln; so sind die Frauen, sobald es Innerlichkeiten gilt, immer in Vortheil.

Und so nehmen Sie es gewiß freundlich auf, wenn ich das eigentliche Bild welches jenem Gedicht zum Rahmen dient, zugleich übersende.

Eine gute Gelegenheit nicht zu versäumen eile ich

Jena *gehorsamst*
am 25. September *J. W. v. Goethe.*
1820.

21. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

hätte den Mitgenuß von unseres Blumenbachs Gegenwart von Herzen gewünscht; Serenissimus haben ihn durch Ihro Herüberkunft, durch höchst erfreuliche Abend- und Mittagstafel, eigenes Herumführen in den neusten Anstalten höchlich geehrt und erfreut. Mir blieb heute nur noch die Veterinairschule und die Bibliothek. Er hat gar vieles mitgetheilt und angeregt, auch manches freundlich aufgenommen und empfangen. Daß Herr Geh. Staatsrath Schweitzer an diesen guten Stunden Theil nahm, freut mich gar sehr. Unsere Herren Professoren haben sich auch in vortheilhaftem Lichte gezeigt.

Haben Sie fernerhin die Güte mich mit den geschriebenen Nachrichten bekannt zu machen; selbst spät gelesen lassen sie immer mehr in das Innere blicken als die Zeitungen. Mich hier loszulösen ist jetzt das Geschäft. Bey einem Aufenthalt von vier bis fünf Monaten knüpft man immer mehr Thätigkeitsfaden an als man denkt.

Möge Ihnen und den werthen Ihrigen alles Gute gegönnt seyn.

Jena *gehorsamst*
den 10. October *Goethe.*
1820.

22. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

nehme mir die Freyheit abermals einen unterthänigsten Bericht mit Bitte um besiegelte Beförderung hiedurch vorzulegen, mit dem Wunsch daß auch Sie den Inhalt begünstigen mögen.

Das gnädigste Rescript vom 22. September gelangte zu mir am 5. October. Der erste Punkt berührte mich nicht, da aus den Landschaftlichen Cassen nichts in die mir untergebenen fließt; bey dem zweyten aber konnt ich mich der Versuchung nicht enthalten auch etwas vorzuschlagen und zu erbitten. Ich wünsche daß man den Gegenstand geeignet und die Motive hinreichend finden möge.

Wie ich denn auch diese Sache Ihrer geneigten Mitwirkung empfehle. In Hoffnung persönlicher baldiger Begrüßung

Jena den 11. October 1820.

gehorsamst
Goethe.

23. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeboren

für die zurückgehenden Papiere zum schönsten dankend, nehme abermals Abschied, jedoch nur auf kurze Zeit, zugleich vermeldend, daß ein Gothaisches gnädigstes Rescript bei mir angekommen, völlig übereinstimmend mit den gethanen Vorschlägen. Sobald mir von hiesiger Seite ein gleiches erfolgt, werde auch dieses Geschäft ungesäumt zur Ordnung bringen.

Mich bestens zu fernerem Andenken und Antheil empfehlend

Weimar d. 19. October 1820.

gehorsamst
Goethe.

24. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeboren weiß recht vielen Dank für das beschleunigte gnädigste Rescript, wodurch auch diese Angelegenheit, wie die übrigen, reinlich abgethan hinter mir lassen kann. Der Termin Michaeli ist ganz der richtige, auch habe ich in angehoffter gnädigster Genehmigung den guten Baum, den seine Stelle zuletzt äußerst drückte, ab- und Comptern antreten lassen.

Beyliegt abermals ein Güldenapfelscher Bericht, in Dupplo copirt. (Sie haben ja wohl die Güte, so wie auch Herr von Hoff, daß diese Blätter, ohne besonderen Bericht, zu den Acten kommen und gnädigster Aufmerksamkeit empfohlen werden.)

Lächeln möchte man vielleicht, wenn ein Orientalist, Literator, Bibliothekar, ins Financiiren übergeht. Eine gewisse Originalität kann man ihm jedoch nicht absprechen. Sonst gewöhnlich pflegt man das Vermögen zu besteuern, er besteuert aber das Unvermögen, und wer weiß wohin das führen kann.

Daß Sie, mein Theuerster, beytragen, meinen lieben Verwandten den Weimarischen Aufenthalt höchst angenehm zu machen, ist mir sehr viel werth. Leider, daß ich in dem Augenblick, wo diese guten vorzüglichen Personen unter uns verweilen, noch immer abwesend seyn muß. Ich halte es jedoch für vortheilhaft und für sehr gerathen, den Jenaischen Kelch, der mir dießmal keinesweges bitter schmeckte, bis auf den letzten Tropfen auszutrinken.

Daß *Serenissimus* den Ankauf des Starkschen Kabinetts genehmigen, ist mir ein großer Trost in gegenwärtigen Zeiten. Es sind vier bis fünf Folgen (Suiten) darin, die in Jena wohl schwerlich wieder zusammenkommen.

Jeden Tag wird etwas bey Seite geschafft und hoffe bald das Vergnügen zu haben, Sie persönlich zu begrüßen, wie es mir denn höchst erfreulich war, am hohen Feste, dem Sinn und Geiste nach unter Ihnen zu seyn.

Jena *gehorsamst*
den 27. October *J. W. v. Goethe.*
1820.

25. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.
sende die mir anvertrauten Papiere, freylich etwas spät, aber höchlich dankbar zurück; möchten die angefügten Lieder meinem Zaudern einigermaßen zur Entschuldigung dienen.

Weimar *gehorsamst*
den 16. November *J. W. v. Goethe.*
1820.

26. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.
wünsche recht bald wieder hergestellt zu wissen und darzu persönlich freundlichst Glück zu wünschen. Möge sich unter den übersendeten Musikalien manches recht ansprechend finden.

Wegen Dr. Weller kann folgende Auskunft geben: als im Jahre 1817 der Oberaufsichtlichen Behörde auch das akademische Bibliotheks-Geschäft übertragen wurde, ward

Dr. Weller mit Zustimmung des Herrn Geh. Raths von Voigt sel. bey uns angestellt, sogleich aber zu jener Arbeit angewiesen, der er sich denn auch ausschließlich widmete. Für das Jahr 1818 erhielt er eine billige Remuneration, worauf denn demselben für das Jahr 1819 und künftig von den höchsten Herren Erhaltern die Summe von Zweyhundert Thalern als fixe Besoldung gebilligt ward.

Sollte dieses Verhältniß noch einigem Zweifel einer wirklichen Anstellung ausgesetzt seyn, so würde denselben gnädigst zu heben, die höchsten Herren Erhalter in meinem nächst zu erstattenden Jahresbericht *unterthänigst* angehen. Diese Angelegenheit so wie alles worauf ich gern noch meine Thätigkeit verwende, freundlicher Theilnahme bestens empfehlend

Weimar den 20. November 1820. *gehorsamst* *Goethe.*

27. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.
erlauben, Sie mit einer kleinen Bitte anzugehn.

Am 17. November habe Serenissimo den Original-Schluss-Bericht des Professor Güldenapfel übersendet, damit Höchstdieselben vorläufig mit dem was diesen Sommer geschehen, bekannt würden; nun habe ich aber dieses Exhibitum nicht wieder zurückerhalten, bitte daher gefällig nachsehen zu lassen, ob es vielleicht auf die Geheime Staats-Canzley gekommen, und die Rückgabe an mich geneigtest zu bewirken. Eine solche Bemühung dankbar anerkennend

Weimar den 29. November 1820. *gehorsamst* *J. W. v. Goethe.*

28. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.
verbinden mich sehr wenn Sie die Mittheilung der auswärtigen Nachrichten gefällig fortsetzen; erhalt ich sie auch etwas später, so sind sie doch immer ein bedeutendes Supplement zu den Zeitungsblättern.

Beyliegendes enthält die Andeutung eines Scherzes den man wohl ganz kennen möchte; vielleicht gelingt es

Ihnen von Wien ein gedrucktes, oder geschriebenes Exemplar davon zu erhalten.

Glückliche und erfreuliche Feyertage so wie gleichen Uebergang ins neue Jahr von Herzen anwünschend

Weimar den 24. December 1820. *gehorsamst*
J. W. v. Goethe.

29. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

sey gefällig auf beykommendes Exhibitum einige Aufmerksamkeit zu richten; da der Fall ganz einzig ist, so wünschte ich Ihre Gesinnung darüber zu erfahren und ersuche Dieselben daher mir nächstens das Vergnügen Ihrer Gegenwart auf eine Viertelstunde zu gönnen.

Mich zu geneigtem Andenken bestens empfehlend

Weimar den 7. April 1821. *gehorsamst*
J. W. v. Goethe.

30. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

die Munda des Berichts wegen der Güldenapfelschen Caution gegenwärtig überreichend, füge die Bitte hinzu eine gütige Besorgung und Beförderung zu übernehmen.

Da der Schluß des Berichts auf rechtliche Gründe hindeutet deren ich mich jedoch bescheidentlich enthalten habe, so füge das Gutachten unsers Herrn Canzlers in doppelter Copie bey, wovon vielleicht eine mit meiner schönsten Empfehlung an Herrn von Hoff gesendet werden könnte.

Für die fortgesetzte Mittheilung neuer diplomatischer Meldungen danke zum allerschönsten und empfehle mich angelegentlichst.

Weimar den 26. April 1821. *gehorsamst*
J. W. v. Goethe.

31. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

erhalten, da es etwas schwierig war eine Zeichnung zu erlangen, in beykommendem Schächtelchen zwey Abgüsse

der neulich vorgezeigten Medaille, um solche nach Paris zu senden. Zugleich wäre zu bemerken, daß man zwar die Aehren als Hauptverbindung des Kranzes beybehalten, statt der Trauben aber Blumen, statt des Weinlaubs Epheu wünsche. Unsere Medaille würde etwas kleiner werden.

Dürft ich um Beyschluß des Briefes an Herrn von Humboldt bitten?

Auch darf ich nicht versäumen anzuzeigen, daß ein gnädigst gewährendes Rescript von Gotha eingelangt, weshalb Herrn von Hoff den besten Dank für geneigte Mitwirkung abzustatten bitte.

Weimar *gehorsamst*
den 17. May *J. W. v. Goethe.*
1821.

32. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

sende mit vielem Dank die mitgetheilten Blätter zurück; es scheint ohngeachtet so manchen Schwankens, daß wir so bald noch keine Kriegsnachrichten zu hoffen oder wenn man will zu befürchten haben.

Sehr ungern vernehme daß Sie nach Ihrer Zurückkunft von häuslichen Leiden umgeben worden; mich hat das Unglück von Entfernten, der Tepler, Carlsbader und aller dazwischen liegenden schmerzlich getroffen und von einem Besuch den ich eben abstatten wollte zurückgehalten.

Erlauben Sie bey dieser Gelegenheit zu fragen, wo sich *Mr d'Ohſon, Chargé d'affaires de Sa Majesté le Roi de Suède près de Sa Majesté le Roi des Pays-Bas* aufhält? Wahrscheinlich in Brüssel, wohin denn auch wohl ein Brief allenfalls abzusenden wäre?

Möge in der Beylage etwas Erfreuliches zu finden seyn. In Hoffnung baldigen freundlichen Wiedersehens

Jena *gehorsamst*
den 2. October *J. W. v. Goethe.*
1821.

33. Conta an Goethe.

... In meinen Freystunden fahre ich fort, mir aus Ew. Excellenz neuestem literarischen Geschenk Genuß zu be-

reiten. Von hohem Interesse ist der Aufschluß, den Sie über das schöne Gedicht »die Harzreise« geben. Wenn Ew. Excellenz in solcher Mittheilung der Anlässe zu Ihren Gedichten fortfahren, so bin ich ganz besonders auf die Erklärung der »Braut von Corinth« begierig; ein Gedicht, das mich immer von neuem wieder anzieht, das ich aber doch nie ganz zu verstehen glaube.

Nach einem so eben entchifferten Wiener Bulletin will der Kaiser Alexander zwar nicht eine förmliche Vermittelung der alliirten Höfe in den Türkischen Angelegenheiten annehmen, aber doch auch nichts darin beschließen ohne deren Einverständniß. Man glaubt noch an die Erhaltung des Friedens.

Weimar 10. Oktober 1821.

34. Goethe an Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeboren

sende den mitgetheilten Probedruck dankbarlichst zurück, nach Rücksprache mit Hofr. Meyer das gestern Geäußerte wiederholend. Es ist zu wünschen daß der geschickte Künstler, der die Ähnlichkeit vorzüglich zu treffen das Glück hatte, seine Arbeit an der größern Medaille nochmals prüfe, den Haaren etwas mehr Ausführung und Bedeutung gebe, sodann auch die wenige Draperie, mit dem Knopf auf der Schulter befestigt, anbringe; es wird sodann ein höchst erfreuliches und bedeutendes Kunstwerk seyn.

Mich zu wohlwollendem Andenken bestens empfehlend.

Weimar d. 24. December 1821.

35. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

danke zum allerbesten für die Mittheilung der diplomatischen Nachrichten, die den Friedensliebenden wohl keinen Zweifel mehr übrig lassen, wozu wir uns denn doch am Ende Glück zu wünschen haben.

Daß unser gnädigster Herr glücklich über den Rhein gekommen, macht mir viel Freude, ob ich gleich bedauern muß, daß das neue Fuhrwerk die erste Probe so schlecht

bestanden. In einigen Tagen werde wieder in Weimar seyn und mich zu meiner Reise nach Marienbad bereiten, da ich denn wohl hoffen darf, abermals mit Ihnen angenehme Stunden zuzubringen, besonders wenn uns dießmal die Witterung begünstigt.

Vorstehendes sollte von Jena abgehen, meldet aber zugleich meine Ankunft in Weimar die etwas früher erfolgt als ich mir vorgenommen.

Mir fernere geneigte Mittheilungen erbittend

Weimar den 8. Juny 1822. — *gehorsamst J. W. v. Goethe.*

36. Goethe an Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

für neuerlich geneigten Besuch und die hier zurückkehrenden Blätter bestens dankend, wollte hiedurch anfragen: ob mir nicht die zwey und dreyßig Beylagen zu dem Berichte der Maynzer Commission an den hohen Bundestag, worauf Serenissimus Höchstselbst mich aufmerksam gemacht, für kurze Zeit könnten mitgetheilt werden. Auch diese wie so manche andere Gefälligkeit dankbar anerkennend

Weimar den 8. September 1822. — *gehorsamst J. W. v. Goethe.*

37. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

nehme ich mir die Freyheit anzuzeigen, daß der junge Doctor Naumann aus Dresden, von seinen mineralogischen Reisen und Studien in Schweden, Dänemark und Norwegen zurückkommend, mit Empfehlungen der Frau von der Recke hier ist und Ew. Excellenz unterthänig aufwarten zu dürfen wünscht. Frau von der Recke ersucht mich, dem jungen Mann zu diesem Vorzug behülflich zu seyn, und ich wage daher, unterthänig anzufragen, ob und zu welcher Stunde ich ihn wohl Ew. Excellenz vorstellen darf. Er hat den Vorsatz um Erlaubniß zu Privatvorlesungen in Jena anzuhalten.

Weimar 22. Januar 1823.

38. Goethe an Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeb.
verzeihen wenn ich den mir zugedachten angenehmen Besuch dießmal ablehne; mich hält eine kleine Indisposition bey dieser Kälte im Zimmer, und bitte daher mich auf einige Tage zu entschuldigen. Wobey ich aufrichtig versichern kann, daß es mir sehr angenehm seyn wird unseren Reisenden zu sprechen, ja mich mit ihm länger zu unterhalten, da mir eben gegenwärtig nähere Kenntniß von den nordischen Gebirgen höchst erwünscht wäre. Erlauben Sie daher daß ich nächstens anfrage welche Stunde beyderseits gefällig seyn möchte.

Weimar d. 23. Januar 1823.

39. Goethe an Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeb.
haben wohl die Gefälligkeit nach Paris wissen zu lassen: daß die beyden Bände meiner Lebensbeschreibung nebst einem Briefe des Herrn Aubert de Vitry zu rechter Zeit angekommen, leider aber gerade im Augenblick wo ich von schwerer Krankheit befallen lag, von der ich mich noch nicht ganz erholt habe.

Sobald ich dieser bedeutenden Arbeit die gehörige Aufmerksamkeit widmen kann, verfehle nicht die freundliche Sendung schuldigst zu erwidern.

Weimar d. 7. Februar 1824.

40. Goethe an Conta.

Ew. Wohlgeb.
für die übernommene Bemühung zum allerbesten dankend vermelde nur zu näherer Aufklärung daß die von mir vermißten Acten Privatacten sind von den Jahren 1803 und folgenden, etwa drey bis vier Fascikel; sie sind bey irgend einem Anlaß Serenissimo vorgelegt worden und wenn sie sich auf Geheimer Staats-Canzley nicht finden, so muß ich in meinen ältern Reposituren nachsehen.

Die Acten auf welche sich Herr von Motz bezieht, sind die currenten, welche so eben vor mir liegen.

Mit wiederholtem Dank

Weimar d. 3. Juny 1825. *gehorsamst J. W. v. Goethe.*

41. Goethe an v. Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

verzeihen der übereilten und sogleich wieder hergestellten Entsiegelung eines so eben bey mir eingelangten mit dem Couvert durch Siegellack zusammenhängenden Briefes. Ich ergreife die Gelegenheit um mich geneigtem Andenken bestens zu empfehlen.

Weimar den 22. Februar 1826. *gehorsamst J. W. v. Goethe.*

42. v. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

eile ich für ein köstliches Geschenk, welches ich in dem gestrigen Packet rückgesendeter diplomatischer Berichte gefunden, meinen lebhaftesten unterthänigsten Dank darzubringen. Diese ewig denkwürdige Medaille wird nebst anderen schätzbaren Beweisen von Ew. Excellenz Gewogenheit als ein Denkmal dieser mich ehrenden wohlwollenden Gesinnung auf meine Kinder und Kindeskinder übergehen. Wenn meine und die allgemeinen Wünsche in Erfüllung gehen, so feyern wir noch oft den Tag mit freudigem Herzen, den das erhabene Fürstenpaar so würdig als einen Tag ihrer Freude der Nachwelt kund thut.

Weimar 17. December 1826.

43. v. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

habe ich die Ehre den ersten Band des Hermite de la chaussée d'Antin, welchen Sie mir geneigtest mitgetheilt, mit dem gehorsamsten Dank zurückzusenden. Bey dem Lesen dieses Buches ist mir das Treiben von Paris wieder

ganz lebhaft vor die Augen getreten; aber obgleich es nur 4 Jahre später, als mein letzter dortiger Aufenthalt, geschrieben ist, so bemerke ich doch in den Sitten und Gebräuchen eine bedeutende Veränderung, und wer dieß Buch in der Hand das heutige Paris suchen wollte, würde es wahrscheinlich noch weit mehr verändert finden.

Weimar 6. September 1827.

44. Goethe an v. Conta.

Ew. Hochwohlgeb.

um eine kleine Gefälligkeit zu ersuchen veranlaßt mich nachgemeldeter Fall. Indem ich mich nämlich, in Gefolg Ihrer vorgestrigen Zustimmung zu meinen vorseyenden Planen für die Akademische Bibliothek in Jena, einen unterthänigsten Bericht mit Beylagen des abgeforderten Etats zu erstatten anschicke, trifft sich gerade daß das kleine Acten-Fascikel, welches meine Berichte und die gnädigsten Rescripte vom Jahre 1827 enthält, wie es leider, bey sonst auch guter Ordnung, wohl zu geschehen pflegt, sich irgendwo untergeschoben hat, wo es nicht gleich zu entdecken ist.

Mein Wunsch wäre daher die dieses Geschäft betreffenden Staats-Canzley-Acten mitgetheilt zu erhalten, um dessen Erfüllung Ew. Hochwohlgeboren Geneigtheit wohl ansprechen darf.

Mich fernerem freundlichen Andenken bestens empfehlend

Weimar den 10. März 1828. *gehorsamst*
J. W. v. Goethe.

45. Goethe an v. Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeb.

haben die Gefälligkeit dem Überbringer irgend ein Zeugniß mitzugeben, worauf er bey Mad. Günther das bewußte Portrait in Empfang nehmen könnte. Das Copiren desselben wird wohl ohne Unstatten zum erwünschten Zwecke führen.

Weimar den 14. März 1828. Hochachtungsvoll

46. Goethe an v. Conta.

Ew. Hochwohlgeb.
danke verpflichtet für gefällige Mittheilung, vorzüglich aber für eine diesem Geschäft gegönnte Aufmerksamkeit. Indem ich nun mir vorbehalte nächstens hierüber das Weitere zu besprechen, empfehle ich mich bey Zurücksendung der Acten und neusten Communicationen zu geneigtem Andenken und fernerer Mitwirkung.

Weimar den 3. April 1828.

gehorsamst
J. W. v. Goethe.

47. v. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz
glaube ich keinen Anstand nehmen zu dürfen, einen jungen Mann ehrerbietig vorzustellen, der eben sowohl durch seine Abkunft von einem viel genannten Vater, als durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und durch die bedeutenden Erfahrungen, welche er auf seiner Reise in den Orient und in Aegypten gemacht hat, allgemeines Interesse erregt, und den Ew. Excellenz gewiß gern erzählen hören werden. Herr Marquis Leon Laborde reist nach Weimar in der alleinigen Absicht Ew. Excellenz seine Verehrung zu bezeigen. Er ist hier in Kassel bey seinem Oheim, dem französischen Gesandten, Chevalier de Cabre, erzogen und in der deutschen Sprache und Literatur wohlbewandert.

Kassel 17. Oktober 1828.

48. Goethe an v. Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeb.
können mir, in diesen kalten und kurzen Tagen, nichts Erfreulicheres gewähren, als wenn Sie mich in den Stand setzen, von den bisher so ernst und glücklich geführten Geschäften näher unterrichtet zu werden. Die Anerkennung Ihrer Verdienste um uns und die Nachbarstaaten, welche ich Denenselben bisher im Allgemeinen gewidmet habe, würde dadurch auch im Besondern aufgeklärt und frisch belebt seyn.

Weimar d. 28. December 1829.

49. Goethe an v. Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeb.
die mitgetheilten Bände dankbar zurücksendend, erbitte mir die Ehre auf morgen Mittag zu einem frugalen Familienmahle. Ich würde mich freuen einiges Interessante vorzuweisen, so wie denn auch die Tage wichtige Unterhaltungen hervorrufen.
Weimar den 10. August 1830.

50. v. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz
hätte ich mir schon früher die Ehre gegeben, einige Notizen von hier aus gehorsamst mitzutheilen, wenn ich nicht durch die Furcht zurückgehalten worden wäre, zu früh ein Ereigniß zu berühren, welches Ew. Excellenz so schmerzlich getroffen hat. Von meiner innigsten Theilnahme sind Ew. Excellenz gewiß überzeugt, sie ist eben hier eine allgemeine, und es hat sich auch bey dieser Gelegenheit wieder die große Verehrung ausgesprochen, welche die ganze Welt Ew. Excellenz zollt. Möge der Anblick Ihrer geistreichen Frau Schwiegertochter und Ihrer blühenden hoffnungsvollen Enkel Balsam in das verwundete Vaterherz gießen.

Ew. Excellenz Aufträge habe ich alle pünktlich erfüllt, wie Ihnen bereits der Herr Geheime Rath von Müller gütigst wird ausgerichtet haben. Der Auktionator Schmidmer in Nürnberg hoffte Ew. Excellenz bald ein altes Manuscript mit gemalten Anfangsbuchstaben verschaffen zu können; er sey auf der Spur eines solchen. Der gute Mann zeigte mir triumphirend ein Portrait, das Ew. Excellenz vorstellen sollte, von Heideloff gemalt. Es war auch nicht ein Zug daran richtig und meine Versicherung, daß ich eher, wen er sonst wolle darin erkannt haben würde, als Ew. Excellenz, bewog ihn das Bild sogleich wegzuthun. Ich verwies ihn auf die Medaille, die er besaß und machte ihm bemerklich, daß ja damit jenes Bild in keinem Zuge übereinstimme...

Des Königs erste Frage war nach Ew. Excellenz Befinden, und als ich versichert, daß ich Sie wohl und kräftig verlassen und daß Sie mir aufgetragen Sr. Majestät Ihre Ehrfurcht zu Füßen zu legen, erwiderte Er heiter und leb-

haft, Ew. Excellenz müßten hundert Jahre alt werden, und wenn es nur möglich wäre, daß Sie einmal nach München kommen könnten! Er wünsche das sehnlich. Dieser Wunsch wurde mir oft und von allen Seiten wiederholt. Zu Ew. Excellenz wärmsten Verehrern gehört auch der Herr Oberbergrath Kleinschrod; er hofft, daß Sie seine letzten Sendungen erhalten haben, und will mir interessante Mineralien für Sie mitgeben.

Herr Boisserée d. ä. wird Ew. Excellenz in diesen Tagen wieder schreiben und sein Portrait von Cornelius senden. Der arme Stieler ist sehr gebeugt durch den Tod seiner Frau; ich habe daher auch sein Atelier noch nicht gesehen... Auch Schellings wünschen Ew. Excellenz gehorsamst empfohlen zu seyn; ich sehe sie oft.

Die herrlichen Bilder der Boisseréeschen Sammlung und den übrigen reichen Schatz von Schleißheim habe ich bey dem schönsten Licht von der Welt gesehen . . am meisten aber zieht die Glyptothek mich an. Ew. Excellenz Abguß des knienden Sohns der Niobe ist aber so schön, daß das Original wenig Vorzüge hat. Ganz hinreißend ist der Medusenkopf und der schlafende Faun.

Einen Grund- und Aufriß der bey Regensburg zu erbauenden Walhalla habe ich in diesen Tagen gesehen; es wird ein Steinabdruck davon heraus kommen.

Mein Geschäft geht langsam, und unter vier Wochen kann ich kaum wieder in Weimar seyn; mündlich hoffe ich dann die Ehre zu haben, Ew. Excellenz manche interessante Mittheilung zu machen; es ist ein ganz eignes Wesen hier.

[München, Ende 1830.]

51. v. Conta an Goethe.

Ew. Excellenz

die lebhafteste Freude über Ihre gänzliche Wiederherstellung von einem nicht unbedeutenden Übel darzulegen bin ich doppelt und dreyfach aufgefordert. Außer dem nämlich, daß mein eignes Gefühl und die Stimme der hiesigen unzähligen Verehrer mich dazu drängt, bin ich auch von Sr. Majestät dem Könige ausdrücklich ersucht worden, Ew. Excellenz Seine aufrichtigen Glückwünsche auszu-

drücken. Se. Majestät fügte hinzu: nun hoffe er, daß Ew. Excellenz Hundert Jahre alt werden würden.

Sollten Ew. Excellenz es für angemessen halten, mir einige Worte der Erwiderung auf diese Aufmerksamkeit des Königs zukommen zu lassen, so habe ich Gelegenheit, sie unter die Augen Sr. Majestät zu bringen.

Meine Verhandlungen beschäftigen mich jetzt so sehr, daß ich, zumal bey den kurzen Tagen, die Besuche in den Kunstsammlungen ganz habe einstellen müssen. Mit Vergnügen aber würde ich Aufträge besorgen, welche Ew. Excellenz mir möchten zukommen lassen. Mit großem Interesse hat Herr Oberbergrath Kleinschrod Ihre Beurtheilung des Streits zwischen Cuvier und Geoffroy gelesen. Eine leidenschaftliche Verehrerin haben Ew. Excellenz auch in der geistreichen ältesten Tochter des Preußischen Gesandten von Küster. Die Nachrichten von Ihrem Übelbefinden hatten sie wahrhaft niedergebeugt; Boisserée erkundigte sich täglich bey mir.

München 13. December 1830.

52. Goethe an v. Conta.

Wenn ich, in bedenklichen Augenblicken, die mich von dem Erdkreis abzurufen schienen, nochmals auf demselben meine Gedanken und Erinnerungen umher schweifen ließ, mußte ich nothwendig auf den Hauptpunkten länger verweilen, wo ich von edler Theilnahme verehrter Gönner und geliebter Freunde mich gewiß fühlen konnte. Daß ich alsdann in dem Bezirk von München vorzüglich festgehalten ward, darf ich nicht erst versichern, indem ich jenen erheiternden Trost an einem Orte fand, wo so große und würdige Unternehmungen und Einleitungen fortdauernd wirksames Leben bethätigen.

Ew. Hochwohlgeb. versichern mich nun eines solchen entschiedenen Antheils durch ein geneigtes Schreiben, und ich darf wohl dagegen den Wunsch äußern, Ihro Majestät dem Könige betheuert zu wissen, daß Allerhöchst Ihro Gunst und Gnade mir auch da vorleuchtete, wo die Sonne des Lebenstages für mich unterzugehen schien.

Die Dauer dieser höchsten Gesinnungen wird mich

über die mir noch vergönnten Stunden hinaus begleiten und mich vor der Vergänglichkeit sichern, da mein Daseyn in der Erinnerung eines solchen Geistes fortgeführt zu werden das Glück hat.

Wenn meine neuesten öffentlichen Bemühungen in der wissenschaftlichen Region den Beifall eines einsichtigen Mannes erhalten haben, so will ich gern gestehen, daß ich mir noch einiges Leben wünsche, weil ich gerade in diesem Augenblick, nach manchen Seiten hin, mich nützlich zu erweisen hoffen dürfte.

Auch die Versicherung daß eine schöne Frauenseele meine Arbeiten mit ihren Gesinnungen und Ueberzeugungen harmonisch gefunden, dient mir zu inniger Beruhigung; indem dadurch mir die Sicherheit gegeben wird, meine Absicht sey erreicht, die ich von je her gehegt: dasjenige darzustellen und zu fixiren, was die Frauen von edlen Anlagen, unter jeden Bedingungen, in und an sich selbst auszubilden wünschen und trachten.

Haben Ew. Hochwohlgeb. ja die Güte, mich den verehrten und werthen Gönnern und Freunden in München dankbarlichst zu empfehlen.

Alle und jede Sendungen sind mir lieb und werth, besonders wenn sie mir die erfreulichen Zustände gleichzeitiger Kunst vor Augen bringen, und wenn es mir ganz unmöglich fällt einzeln meine Ansichten und Ueberzeugungen auszusprechen, so bleibt es mir doch das Wünschenswertheste, man möge selbst mein Schweigen als eine reine Anerkennung des Vorzüglichsten geneigtest auslegen.

Manches vorbehältlich
Dankbar vertrauend

Weimar, den 28. December 1830.

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Das Concept im Goethe-Archiv enthält noch folgenden, nicht ausgestrichenen Schlußsatz:

Zum Beweis, daß mit dem Leben auch Lust und Neigung zu Natur und Wissen sogleich zurückkehren, möchte ich die bittende Frage hinzufügen: ob nicht Herr Bergrath

Kleinschrod mir einen solchen Hippuriten, wie sie bey jener Versammlung der Naturforscher in München zur Sprache gekommen und vorgezeigt worden, verschaffen könnte? Ich würde denselben mit besonderm Vergnügen der vorzüglichen Sammlung von Fossilien, welche bey mir verwahrt sind, dankbar einverleiben.

53. Goethe an v. Conta.

[Concept] Ew. Hochwohlgeb.
hoffe meinen verpflichteten Dank für die höchstbedeutende Mittheilung bald mündlich abzustatten.

Der ich, mit Rücksendung des Heftes sowohl als der lithographirten Blätter, die Ehre habe mich unausgesetzt zu nennen

Weimar den 5. May 1831.

54. Goethe an v. Conta.

Ew. Hochwohlgeb.
muß dringend um die Gefälligkeit ersuchen das Heft nochmals genau durchzugehen; denn ich glaube mich für gewiß zu erinnern, daß ich jenes Schreiben, sobald ich es gelesen, gleich wieder in das Packet gesteckt, und zwar zwischen die Blätter, nicht an den Anfang oder ans Ende wo es hingehörte. Auch ist das Ganze nicht von der Stelle gekommen wo ich es gelesen; hier hab' ich alles sorgfältig durchsucht und nichts gefunden.

Möge durch diese Andeutung die Sache sich aufklären.

Mit diesem Wunsche mich unterzeichnend

Weimar *Hochachtungvoll*
den 5. May *gehorsamst*
1831. *J. W. v. Goethe.*

Zu den Männern im höheren Weimarischen Staatsdienste, deren Beziehungen zu Goethe sich aus einem anfänglich nur geschäftlichen Verkehr heraus zu freundschaftlichem Umgange ausgestaltet haben, gesellt sich in den hier mitgetheilten Urkunden der nachmalige Großherzoglich Sächsische Landes-Direktions-Präsident Carl Friedrich Anton von Conta auf Ballstädt, ein vielseitig bewährter Mann, der, wie ihn Thatkraft und Gewandtheit zu den höchsten Stellen des Weimarer Be-

amtenthums emporhoben, auch in dem engeren Cirkel Goethischer Interessen vom Gehülfen bei amtlicher Thätigkeit zu willkommenem Freunde aufstieg und dank einer umfassenden Bildung seine fördernde Betheiligung innerhalb der Geschäftsführung Goethes durch gern gewährte Gemeinschaft auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete belohnt sehen durfte. Als Sprößling eines aus dem Mailändischen nach Südfrankreich gewanderten Geschlechtes, das, durch die Hugenottenverfolgung vertrieben, bei der Uebersiedelung auf deutschen Boden den Adel abgelegt hatte, wurde Conta am 13. December 1778 zu Erfurt geboren als ältester Sohn jenes Christian Erdmann Conta, den Goethe im September 1776 als Weimarischen Obergeleitsmann[1] so nachdrücklich gegen die Uebergriffe eines verabschiedeten Nebenbuhlers geschützt hatte. Nach 3½ jährigen juristischen Studien in Erfurt und Jena suchte er auf langen Reisen in Deutschland und Frankreich seine Fachbildung zu einer universellen zu erweitern; in Paris besuchte er die Vorlesungen der École polytechnique und verwerthete seine hier gewonnenen technischen Kenntnisse in einem Werke über »Grundlinien der bürgerlichen Baukunst. Halle 1806«. So konnte er, nachdem er im Jahre 1805 als Hof-Kommissions-Sekretär angestellt worden war, kurze Zeit darauf die Verwaltung der Militärbibliothek und Landkartensammlung Karl Augusts übernehmen, in welcher Stellung er sich dem Herzog so vortheilhaft empfahl, daß dieser ihn auf den bevorstehenden Feldzug gegen Napoleon in seinem Gefolge mitzuführen gedachte. Aber die Schlacht bei Austerlitz ließ solche Kriegspläne schnell zur Ruhe kommen, und Conta wurde mit der Vertretung des Gouverneurs des Prinzen Bernhard (zweiten Sohnes Karl Augusts) in Dresden beauftragt, bis er, im September 1806, aufs Neue als Begleiter des Herzogs ins Feld gerufen wurde, freilich nur, um bald nach seiner Ankunft in Weimar sich durch die verhängnisvolle Niederlage bei Jena von der Armee Karl Augusts völlig abgeschnitten zu sehen.

Seine Fähigkeiten sollten in anderer Weise dem hart bedrängten Herzog zu Gute kommen; denn in den verwickelten Verhandlungen mit den feindlichen Militärbehörden bewies Conta sich auf Grund seiner Kenntnisse französischen Wesens als trefflichen Gehülfen Müllers. Damals auch ist der junge Diplomat mit Goethe bekannt geworden, in den Räumen der Johanna Schopenhauer, und es war wohl seine Schwester, jene anmuthige sechzehnjährige Conta, die als Freundin Adelens zugegen war, als Goethe am 25. December 1806 mit dieser die harmlosneckischen Spiele trieb, wovon die Schopenhauer ihrem Sohne

[1] Später Großherzogl. Sächs. Hofrath und Chef des Thüringischen Hauptgeleits. »Rath« Conta kommt in Goethes Tagebüchern öfters vor.



berichtet hat. (Biedermann: Goethes Gespräche II 147). Aber der Verkehr kann damals nur erst in flüchtigeren Begegnungen bestanden haben; denn schon im December desselben Jahres ging Conta als Legationssekretär mit dem damaligen Geh. Regierungsrath Müller in diplomatischer Sendung nach Warschau, nach seiner Rückkehr sodann als Rath und Geheimer Sekretär nach Wien, wo er die Geschäftsführung an Stelle des preussischen Legationsrathes von Piquot übernahm mit der Erlaubniß unmittelbarer Berichterstattung an den Herzog[1].

Nach dem Tilsiter Frieden sah sich Conta im September 1807 genöthigt, Wien mit Paris zu vertauschen; nach kurzer Thätigkeit daselbst als Gesandtschaftssekretär unter der Leitung von Wolzogens kam er im folgenden Jahre nach Weimar zurück, um ein Amt in der Geheimen Kanzlei zu übernehmen. Das Jahr 1812 brachte ihm Sitz und Stimme in dem damaligen Landes-Polizei-Kollegium, der December 1815 bei der Organisation des Großherzoglichen Staatsministeriums die Stellung eines Geheimen Referendars und den Titel Legationsrath. In den Tagebüchern Goethes wird seiner während dieser Zeit nur selten Erwähnung gethan; 1814 erscheint er unter den Neujahrsgratulanten.

Die Neugestaltung, der alle öffentlichen Zustände des kleinen Staates nach den Stürmen der verwirrenden Kriegsjahre unterzogen wurden, hatte sich nicht zum wenigsten auf das wichtige Institut der Universität zu erstrecken, die in allen ihren Theilen einer Erfüllung mit frischem Leben, einer gründlichen Erhebung dringend bedürftig war. Conta erhielt somit den Auftrag, mit Gotha über eine erhöhte Dotation für Jena zu verhandeln; ein dahin zielender Staatsvertrag kam Februar 1817 durch ihn zu Stande, in dem zugleich die künftige Leitung der akademischen Angelegenheiten bestimmte Formen erhielt. Von Gotha wie von Weimar sollten Immediatkommissarien bestellt werden, mit der Verpflichtung, alle halben Jahre gleichzeitig mehrere Wochen hindurch in persönlichem Meinungsaustausch mit den Organen der Hochschule nach dem Rechten zu sehen, in Berathungen mit dem Senat Mißstände zu beseitigen und Verbesserungen anzubahnen. Von Weimar aus wurde Conta mit diesem verantwortungsvollen Amte betraut, der Gothaische Vertreter war der Geh. Assistenzrath Karl Ernst Adolf von Hoff. So traf sich Conta mit Goethe auf dessen eigenstem Gebiete. Denn seitdem sich Goethe mit Voigt in die (1809 gestiftete) »Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst« theilte (Vogel: Goethe in amtlichen Verhältnissen S. 6), hatte er mit unermüdlichem Eifer die verschiedenen Kabinette natur-

[1] Brief 1. 2. 3.

wissenschaftlichen Charakters der Universität Jena gehütet, gestützt, gefördert. Ein reger Verkehr that sich nunmehr hervor, ein treuliches Miteinanderarbeiten, von dem zahlreiche Tagebuchnotizen Kunde geben (1817: 2. Januar, 7.,[1] 9., 10. April, 12., 19. Mai, 23. Oktober, 2., 26., 27., 28. November, 10., 11., 12. December). In diese Zeit fällt denn auch der erste Brief, mit dem sich Conta seit jenen Wiener Schreiben wiederum an Goethe wandte; er ist nach Jena gerichtet, einige wenige Begleitworte vom 22. April 1817 zu einem von Berlin aus für Goethe bestimmten Packete, wobei Conta die Gelegenheit ergreift, sich aufs Neue »zu gnädigem Wohlwollen« zu empfehlen.

Was Contas Thätigkeit angeht, so nahm er zunächst fördernden Antheil an den Verhandlungen über die Verleihung höherer Titel an die beiden Jenenser Voigt, Vater und Sohn.[2] Vor allen Dingen aber handelte es sich um eine Regelung der rechtlichen Verhältnisse der Universität, um die Prüfung ihrer alten und den Entwurf von neuen Satzungen. »Man unternahm«, so berichtet Goethe in den Tag- und Jahresheften 1818 (Werke I 36, 140), »die älteren Statuten der neuen Zeit gemäss einzurichten, und auch ich, in so fern die unmittelbaren Anstalten mit der Akademie sich berührten, hatte das Meinige durch diensame Vorschläge beigetragen.« Die Kommissarien erwiesen sich als brauchbare Helfer, so daß Goethe an Voigt rühmend melden konnte (Jahn S. 363; vergl. auch 379): »Die Herren Conta und von Hoff gehen bedächtig zu Werke, sorgfältig aufmerkend. Ich habe ihnen meine Ueberzeugungen gesagt, mit dem Ersuchen mir gleichfalls zu vertrauen wenn sie es anders finden.«

Zu solchen Arbeiten brachte das letzte Drittel des Jahres eine neue, weit schwierigere, die für lange Zeit die besten Kräfte Goethes in Anspruch nehmen sollte: die Neugestaltung der akademischen Bibliothek.[3] Schon oft war die unwürdige chaotische Verwirrung, worin sich dieses wichtigste Institut einer Universität befand, sein »bis zur Verzweiflung krankhafter Zustand« Gegenstand ernstlicher Bedenken der fürstlichen Erhalter gewesen, aber Goethe hatte sich bisher jedem Ansinnen, hier Wandel zu schaffen, zu entziehen gewußt. Es war ihm deutlich, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben würde, und sie sind auch nicht ausgeblieben,

[1] An diesem Tage überbrachte Conta die Kupferlasuren, deren glückliche Ankunft Goethe in dem Briefe vom 10. April 1817 Voigt meldete (Jahn S. 363).

[2] Vergl. den Brief an Voigt vom 16. Mai 1817 (Jahn 368 f.).

[3] Vogel S. 67 ff., Tag- und Jahreshefte 1817 (Werke I 36 S. 116 ff.); vergleiche auch Düntzer: »Goethe und die Bibliotheken zu Weimar und Jena« im Centralbl. für Bibliotheks-Wesen 1884, Heft 3.

seitdem er auf einen direkten Befehl vom 7. Oktober 1817 hin sich mit dem mühseligen Geschäfte hatte beladen müssen. Es galt namentlich das Uebelwollen der akademischen Kreise zu überwinden, den offenen Widerstand der Fakultäten zu brechen, in deren Rechte und Besitzthümer mit rücksichtsloser Hand einzugreifen war. Da war es denn die Immediat-Kommission, von der thatkräftige Unterstützung ausging. Und so kann Goethe nicht umhin, in seinem Berichte an die höchsten Behörden vom 15. Januar 1818 der Arbeit Contas und von Hoffs dankbar zu gedenken (Vogel S. 88 ff.). Die Concepte seiner Berichte theilt Goethe von jetzt ab dem Weimarer Gehülfen mit, um von ihm die Angabe neuer Gesichtspunkte zur Einfügung zu empfangen, seine Referate an die Nutritoren werden jenem zur Weiterbeförderung übergeben.

(Das weitere Biographische im Verlauf der Anmerkungen.)

1. Nach Karlsbad gerichtet, wo sich Goethe seit dem 28. Mai befand. — Gottfried Wenzel, Graf von Purgstall (1773—1812) hatte 1793 bei Reinhold in Jena Kantische Philosophie studirt. Im September 1797 war er mit seiner Gemahlin, von England kommend, mit Goethe in Stäfa zusammengetroffen. — Moritz Graf von Fries war 1794—1797 Student der Rechte in Leipzig gewesen, Goethes Jugendfreund Lerse diente ihm als Hofmeister. Oktober 1798 schickte Fries ungarische Mineralien, am 30. November erschien er selbst mit seinem Begleiter bei Goethe.

2. Von Briefen Goethes an Conta befinden sich 27 in Contaschem Familienbesitz, einer (Nr. 52) freilich nur in beglaubigter Abschrift; auch von diesen sind die Concepte der meisten unter den »Abgesendeten Briefen« erhalten. — Tagebuch 1807 vom 30. Juni. — Bettina hatte sich zum ersten Mal am 23. Mai 1807 in Weimar vorgestellt.

3. Nach Karlsbad. — Friedrich Wilh. Jul. Ziegler (1759—1827), Schauspieler am Wiener Hof-Nationaltheater, dem späteren Burgtheater, ein vielschreibender Verfasser sehr beliebter Bühnenstücke, die von ihrem Verleger unterm 18. März 1800 auch dem Weimarer Theater im Manuscript angeboten worden waren. — Karl Krüger (1765—1828), der vortreffliche Schauspieler und schlechte Direktor, hatte (zum zweitenmale) am 12. Mai 1791 in Weimar debutirt und der dortigen Bühne bis 1793 angehört. — Friedrich Haide (gest. 1832), der Anfang 1807 aus dem Verband des Weimarer Theaters ausgeschieden war, kehrte wirklich wieder dorthin zurück, wo er am 12. März 1808 zum ersten Male auftrat. — Von Graf Purgstall selbst muß Goethe auch eine Einladung erhalten haben; er verzeichnet im Tagebuch am 24. Juli: »Abermalige Einladung nach Wien«, und schrieb an seine

Frau (27. Juli): »Graf Purgstall, ein alter Bekannter von Jena und aus der Schweiz her, hat mir sein Haus offerirt, da er sich den Sommer auf dem Lande aufhält, und was dergleichen Anträge mehr sind.« — Gunda von Savigny traf Anfang November mit ihrem Gatten in Weimar ein.

4. Vorher geht ein Brief Goethes an Conta am 27. November 1817 in Bibliothekangelegenheiten, der sich bei Strehlke, Goethes Briefe II 458, mit unzutreffender Vermuthung über den Adressaten abgedruckt findet. Am 12. December hatte Goethe sodann ebenfalls in Sachen der Bibliothek ein Promemoria an Conta abgehen lassen — das Begleitschreiben, datirt vom 13. December, bei Strehlke S. 460 —, dem der Entwurf der neuen Statuten beigelegt war, und Conta hatte nicht verfehlt, in seiner Antwort vom 16. December die eifrige Besorgung der aufgetragenen Geschäfte nach Jena zu melden. Eingeschlossen war ein vertraulicher Brief Hoffs in Sachen des Malers Jakob Mich. Chr. Roux, den Goethe als Leiter der projektirten Kunstschule in Jena ins Auge gefaßt hatte (Tagebuch vom 12. November: »Herrn Staatsminister von Voigt Acten und Bericht, Dr. Roux Anstellung betreffend«). Hoffs Brief war offenbar ablehnenden Inhalts, Conta bemerkte dazu: »Es sollte mir sehr leid thun, wenn der Plan mit Roux unterbleiben müßte.« Er unterblieb thatsächlich; denn als zwei Jahre später die Genehmigung zu der Neuschöpfung eintraf, siedelte Roux nach Heidelberg über.

Die Tagebuchnotizen des folgenden Jahres 1818 (6. Februar, 15. Juli, 4., 6., 19., 29. Oktober) lassen namentlich erkennen, wie weit Conta an den Bemühungen betheiligt war, den Bibliothekar Professor Georg Gottlob Güldenapfel (1776—1826), der seit 1810 die Stelle eines zweiten Bibliothekars bekleidete, von seinem Verhältniß als Gehülfe der Redaktion der Allgem. Litteraturzeitung loszulösen, damit seine ganze Thätigkeit für das Bibliothekgeschäft gewonnen werde.[1] Ein Brief Goethes an Conta, den das Tagebuch vom 29. Oktober verzeichnet, ist nicht erhalten.

So schien sich durch die Bemühungen zahlreicher Kräfte die Universität in all ihren Zweigen zu heben, als durch die Ermordung Kotzebues ihrem Aufblühen ein neues, unheilvolles Hinderniß bereitet zu sein schien. Karl August mußte mit Recht von den freiheitfeindlichen Umtrieben im Reiche das Schlimmste für seine Hochschule erwarten, und Conta, der inzwischen den Titel eines Geheimen Legationsrathes erhalten, wurde im Frühjahr 1819 mit einer Sendung an die Höfe von Baden und Hessen betraut, wo er sich für die thüringische Akademie verwenden sollte. Trotz dieses neuen Amtes

[1] Goethe an Voigt bei Jahn S. 392, 411, 413.

erfuhren seine Kommissariatgeschäfte keine Unterbrechung, und was das Tagebuch Goethes in zerstreuten Aufzeichnungen (21., 24., 25., 26. Februar, 7., 22. Mai, 4. Juli) vermerkt, fassen die Tag- und Jahres-Hefte in der Notiz zusammen: »Die Weimar- und Gothaischen Regierungsbevollmächtigten von Conta und von Hoff sprachen gleichfalls wegen akademischer Besorgnisse bei mir ein« (Werke I 36 S. 152). Was bis dahin geleistet worden, lehrt Goethes Bericht vom 1. December (bei Vogel S. 90 ff.).

In den traurigen Zeiten innerer Zwistigkeit, in denen das Streben nach deutscher Einheit mit der Beschränktheit einer verknöcherten Staatskunst zu kämpfen hatte, that Conta als gewissenhafter Diener eines national gesinnten Fürsten an seinem bescheidenen Platze redlich das Seine, eine innigere Zusammenfassung der getrennten Staaten anzubahnen. Er nahm Theil an den Verhandlungen des Frankfurter Bundestages, er war thätig in den Vorarbeiten zur Gründung eines thüringischen Zollverbandes, den Karl August plante (Düntzer: Goethe und Karl August, zweite Auflage, S. 782, 810, 815), zu welchem Zwecke er in den Jahren 1820—1823 an verschiedenen Orten mit den Bevollmächtigten der Nachbarstaaten mancherlei Berathungen zu pflegen hatte. Und wie er im Vertrauen seines Großherzogs wuchs, so gewann er auch mehr und mehr die Freundschaft Goethes. Er war bestimmt, die Lücke, die der Tod Voigts in Goethes Leben gerissen, ausfüllen zu helfen. Ein zweiwöchentliches Zusammensein in Karlsbad vom 13.—28. Mai 1820 brachte beide Männer in nahe Berührung. In fast täglichem Verkehr (Tagebuch 1820: 13.—15., 18., 19., 21.—27. Mai) lernte Goethe seinen Arbeitsgenossen auch als Menschen und vielseitig gebildeten Naturfreund schätzen, der ihm in seinen geologischen Bestrebungen so sehr begegnete, daß der Dichter es nicht verschmähte, selbst für den wissensdurstigen Neuling eine Steinsammlung zusammen zu stellen. »Legationsrath Conta nimmt einsichtigen Theil an den geognostischen Excursionen« heißt es dem entsprechend in den Tag- und Jahres-Heften (I 36 S. 181).

5. Begegnungen mit Gottfried Hermann, dem berühmten Philologen (1772—1848), professor poeseos et eloquentiae in Leipzig, verzeichnet das Tagebuch mehrfach vom 20. Mai ab. — Houwalds Trauerspiel »Der Leuchtthurm« war am 24. April 1820 in Dresden aufgeführt worden. Im Druck erschien es erst 1821 bei Göschen. — Müllners »Albaneserin« erschien 1820 bei Cotta als Taschenbuch für 1821. — Heinrich Cuno, ein früherer Schauspieler, unterhielt in Karlsbad eine Buchhandlung und Leihbibliothek. Er verfaßte zahlreiche Lust- und Trauerspiele, von denen das bekannteste »Die Räuber auf

Maria Culm« ist. Sein Trauerspiel »Das Diadem oder die Ruinen von Engelhaus« erschien Karlsbad 1821. Goethe schrieb ihm ins Stammbuch das Gedicht: »Heuer, als der Mai, beflügelt,« (Weim. Ausg. I, 4, 254). — »Die bürgerlichen Brüder, oder die Frau aus Krems. Ein bürgerliches Familiengemählde in 5 Akten« von Emanuel Schikaneder (1751—1812) war schon 1797 zur Aufführung gelangt.

6. Conta als Diplomat hatte nach seiner Rückkehr von Karlsbad Gelegenheit gefunden, sich dem Dichter in willkommener Weise nützlich zu bezeigen. Mancherlei Schriftstücke und Akten gelangten, nachdem der Großherzog und sein Staatsminister Einsicht genommen hatten, durch Contas Vermittelung auch zur Kenntniß Goethes, der in ihnen die Unterströmungen der politischen Welt deutlicher als in den Tagesblättern verfolgen konnte und hier sein dichterisches Bedürfniß nach genauerer Motivirung der Welthändel befriedigt fand. — Goethe war damals mit der Abfassung des Hauptbibliothekberichtes beschäftigt. — Tagebuch 1820: 16. Juni, 2., 12., 16. Juli, 4., 7. August.

8. Mit diplomatischen Bulletins.

9. Die verwittwete Frau Rentsekretär Eckhardt aus Jena wollte ihre Tochter Emilie, die sich mit dem Professor Joseph von Gödör in Raab zu verheirathen gedachte, in deren eigenen neuzugründenden Hausstand nach Ungarn begleiten und bat um die Auszahlung einer Pension dorthin ohne den üblichen Procentabzug.[1] — Am 16. August war Staatsrath Schultz, begleitet von den Bildhauern Tieck, Rauch und Schinkel, in Jena eingetroffen. — Ein Schreiben Contas vom 23. August giebt günstigen Entscheid auf das Eckhardtische Gesuch, ein weiteres vom 25. war Begleitbrief zu neuen gesandtschaftlichen Berichten.

11. Contas Gemahlin Friederike (geb. 5. April 1785) war eine Tochter des Kaufherrn Weiss aus Langensalza, eine Enkelin des Weimarischen Geheimrathes und Kammer-Präsidenten Johann Christoph Schmidt, der seit 1786 Goethe in der Kriegskommission vertreten hatte, und damit Großnichte von Klopstocks »Fanny« und Nichte jener Caroline Schmidt, der Schiller 1787 den Hof gemacht. Sie starb 16. August 1842.

12. Güldenapfel hatte einen Entwurf ausgearbeitet, wie der Bibliothekkasse, mit der es nicht immer zum Besten bestellt war, aufzuhelfen sei. Goethe verfaßte für die fürstlichen Nutritoren je einen Bericht darüber, die er beide an Conta zur Weiterbeförderung übersandte. (Tagebuch vom 1. September.)

[1] In der auf Conta bezüglichen Tagebuchnotiz vom 22. August muß demgemäß der Schreibfehler »Ebertische Bittschreiben« in »Eckhardtische« geändert werden.

Andere geschäftliche Papiere waren beigelegt, aber auch die am Schlusse des letzten Briefes in Aussicht gestellte poetische Gabe, die ersten Aushängebogen von des zweiten Bandes drittem Hefte »Kunst und Alterthum«, die, wie eine dem Fascikel »Abgesendete Briefe 1821« vorgeheftete Notiz lehrt, außer Conta nur noch Karl August erhielt. — Des Mechanikus Schmidt gedenkt Goethe schon in dem Aufsatze: »Ueber die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit« von 1795. G.-J. XIV, 14. — Der Passus von »man publicire« bis »modificiren« findet sich bei Vogel S. 59 citirt. — Am 22. August waren Abgesandte der Universität bei Goethe erschienen, ihn zu einem auf der »Rose« abzuhaltenden Festmahle einzuladen.

13. Die »Ballade«: »Herein, o du Guter! Du Alter herein!« eröffnete das neue Heft von »Kunst und Alterthum«.

14. Ueber Johann Gottlob David Compter siehe Chronik des Wiener Goethe-Vereins XII Nr. 9.

15. Mit diplomatischen Berichten. — Des zweiten Bandes drittes Heft von »Kunst und Alterthum« enthielt auf S. 81—96 die »Zahmen Xenien« (Weim. Ausg. I, 3, 229—244) und auf S. 66—78 »Urworte Orphisch« (I, 3, 95) mit eingehendem Kommentar. — Theodore Luise, die einzige Tochter Herders, hatte den Kammerrath Carl Wilh. Constantin Stichling geheirathet. — Houwalds Trauerspiel »Das Bild«, 1818 und 1819 entstanden, war am 3. Januar 1820 bereits in Dresden zur Aufführung gelangt. Goethe erwähnt seiner im Tagebuch am 17. April 1820, sein hartes Urtheil darüber findet sich in den Tag- und Jahresheften 1820 S. 175.

17. Am 7. September hatte eine Sonnenfinsterniß stattgefunden, zu deren Beobachtung Karl August nach Jena gekommen war. Vergleiche die Aufzeichnung des Tagebuches und Tag- und Jahreshefte 1820 S. 153. — Seinem Briefe vom 8. September wollte Conta einen Brief des Grafen Karl Leop. von Beust (1780—1849, damals Gesandter der thüringischen Herzogthümer am Bundestage) voll pessimistischer Betrachtungen über die Weltlage beifügen, was er zu thun vergaß; er holte das Versäumte nach in einer Sendung vom 10. September.

18. Das Mainzer Angebinde bestand aus mehreren Exemplaren eines Steindrucks, eine gothische Kapelle darstellend, mit einem Huldigungsgedicht übersandt von dem Professor und Bibliothekar Lehné; es war am 18. September bei Goethe eingetroffen (Tag- und Jahreshefte 1820 S. 169; ein Dankschreiben findet sich unter den Abgesend. Briefen 1820, 251). Conta erhielt vorläufig nur das Gedicht zur Kenntnißnahme, der Kanzler von Müller, ebenfalls am 19., beides, Bild und Gedicht. — Emilie Eckhardt hatte sich selbst am 18. September 1820 an Goethe gewendet, mit der Bitte, die Pensionsangelegenheit ihrer Mutter zu beschleunigen.

19. Goethes zweiter Enkel, Wolfgang Maximilian, wurde am 18. September 1820 geboren. — »Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt u. s. w.« »Zahme Xenien«, Kunst und Alterthum, zweiten Bandes drittes Heft S. 87 (Weim. Ausg. I. 3, 235). — Das Xenion »Ein alter Mann ist stets ein König Lear«, Kunst und Alterthum II, 3, 84 (W. A. I, 3, 232). — Die Gattin des Oberkonsistorialrathes Günther in Weimar, desselben, der Goethes Trauung vollzogen, war eine Tochter des Superintendenten Löffler aus Gotha, eine Freundin Luise Seidlers. Ihre Tochter wurde die Frau des jüngeren Frommann in Jena. — Die Frau des Obermedicinalrathes Friedr. Ludwig von Froriep, Lottchen, eine Tochter Friedr. Just. Bertuchs. — Beigelegt war außer diplomatischen Berichten eine Abschrift des gewährenden Entscheids in der Eckhardtischen Sache.

20. Beigelegt war der Mainzer Steindruck. Conta dankt am 27. September. Am 1. Oktober besucht er Goethe in Jena. Am 7. Oktober läßt er eine neue Sendung Wiener und Dresdener Depeschen abgehen. Ein beigefügter Brief des Grafen Beust verbreitete sich über eine Denkschrift, die auf Deutschlands künftige Eintheilung in vier Königreiche vorbereiten sollte. Gemeint ist jenes berüchtigte »Manuscript aus Süddeutschland. Herausg. von G. Erichson (Lindner) London 1820« (siehe Treitschke: »Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert« 3. Theil S. 55f.), das seiner Zeit viel Aufsehen erregt hatte. Die Fassung der darauf bezüglichen Tagebuchnotiz vom 9. Oktober läßt das Interesse erkennen, das auch Goethe an diesem abenteuerlichen Plane nahm.

21. Am 8. Oktober war der berühmte Naturforscher Joh. Fr. Blumenbach aus Göttingen (1752—1840) mit seiner Familie in Jena eingetroffen.

22. Tagebuch vom 6. Oktober: »Bericht an Serenissimum wegen der Landständischen Beyträge zu den Jenaischen Anstalten.« — Am 14. Oktober traf Goethe nach so langer Abwesenheit wieder in Weimar ein.

23. Am 19. Oktober ging Goethe aufs Neue nach Jena ab. — Das erwähnte Gothaische Rescript genehmigte die Anstellung Compters, das Weimarische gelangte am 26. Oktober in Goethes Hände.

24. Conta hatte in einem Briefe vom 25. Oktober, mit dem er die Weimarische Verfügung in Sachen Compters eingesendet, um Entschuldigung gebeten für seine Eigenmächtigkeit, den Termin Michaeli als Anfangstermin bestimmt zu haben. — Von Güldenapfel lag ein zweiter Vorschlag zur Vermehrung des Bibliothekfonds vor. — Am 16. Oktober war Fritz Schlosser, der Neffe Corneliens, mit seiner Gattin in Weimar eingetroffen. Schon in seinem Billet vom 23. August

hatte Conta gemeldet: »Noch lege ich ein Blättchen vom Grafen von Beust gehorsamst bey, woraus hervorgeht, daß ich in diesen Tagen die Ehre haben werde, einen Verwandten Ew. Excellenz persönlich kennen zu lernen, mit dem ich in Geschäften schon Briefe wechselte.« Am 17. Oktober war Conta mit Schlosser bei Goethe zu Mittag, für den 25. hatte er seinerseits Schlosser mit August von Goethe zum Abendessen geladen. — Schon seit 1811 war Goethe beim Großherzog mehr als einmal wegen Ankaufs der vom Geh. Hofrath Stark hinterlassenen anatomischen Sammlung vorstellig geworden; durch Blumenbachs Besuch erst war Karl August zur Hergabe der nicht unbeträchtlichen Gelder hierzu vermocht worden, worüber das Rescript bei Goethe am 25. Oktober eingelaufen war. (Vogel S. 107 ff., Lesarten zum Tagebuch 1820, 235, 13.) — Am 24. Oktober hatte die Loge in Weimar ihr Stiftungsfest begangen; Goethe hatte dem Tage das Gedicht »Gegentoast der Schwestern« gewidmet. »In der gestrigen Festloge hat uns Ihr Herr Sohn mit Ew. Excellenz poetischem Andenken außerordentlich erfreut«, berichtet Conta dem Dichter.

25. Tagebuch vom 16. November: »Herrn Legationsrath Conta, politische Nachrichten zurück nebst Zelterischen Liedern.« Die Musik wurde in Contas Hause eifrig gepflegt; er selbst hat als junger Mann seine Mußestunden gern dem Gesange gewidmet. — Am 4. November war Goethe wieder in Weimar eingetroffen.

26. In einem Briefe vom 19. November hatte Conta, durch Krankheit an persönlichem Erscheinen verhindert, seinen Dank für dies neue Geschenk ausgesprochen und zugleich angefragt, ob Dr. Ernst Weller, jener Schützling Goethes, der beim Bibliothekgeschäft wirksame Hülfe geliehen (Tag- und Jahreshefte 1818, S. 142, Brief an Voigt vom 7. Dec. 1817, 7. April und 8. Mai 1818), als akademischer Diener oder als Angestellter der Museen, der nur zeitweilig auch bei der Bibliothek Verwendung finde, anzusehen sei, ob er seine Besoldung aus der akademischen Rentkasse oder aus der Museumskasse beziehe.

27. Conta sandte das vermißte Schriftstück am 1. December an Goethe zurück.

Am 2. December ließ er neue Berichte an Goethe abgehen, die er Tags vorher beizulegen vergessen hatte.

Die nächste Sendung diplomatischer Bulletins vom 7. December war mit einer Frage nach der Adresse des Grafen Edward Vargas Bedemar verbunden. Dieser, geboren 1770, dänischer Kammerherr und Aufseher des Mineralien-Kabinetts in Kopenhagen, hatte, wie er Goethe mit schönen Opalen erfreut, auch des Großherzogs Sammlung geschliffener Edelsteine durch werthvolle Stücke bereichert, wofür ihm Conta im Namen Karl Augusts danken sollte.

28. Neue Diplomatica waren mit einem Billet vom 23. December eingegangen. — Die Einlage bestand in einem Auszug aus dem »Gesellschafter« von F. W. Gubitz, in dem über eine Spielerei berichtet wurde, die in Wien alle Stände und Gesellschaften beschäftigte. Unter dem Namen »Repertoire der hiesigen Bühnen« gingen Listen von Hand zu Hand, in denen man bekannte Persönlichkeiten oder Einrichtungen durch danebengestellte Titel von Theaterstücken ironisch zu charakterisiren suchte.

29. Original in den Herzoglichen Sammlungen auf der Veste Coburg; hier gedruckt nach einer Collation durch Dr. Koetschau.

29. 30. beziehen sich auf die Bemühungen, den Bibliothekar Güldenapfel von seiner Caution zu entbinden, die, im ungeordneten Zustand der Büchersammlung übernommen, keine rechtliche Grundlage mehr hatte, seitdem die Bibliothek umgewandelt und erweitert worden war. Der betreffende Bericht (und das Schema dazu) abgedruckt bei Vogel S. 41 ff., Tagebuch 1821: 4. Februar, 9., 21., 23., 25., 26. April; der günstige Entscheid wurde dem Bibliothekar am 27. Mai übermittelt.

31. Im Auftrage des Großherzogs, der eine neue Medaille herzustellen gedachte, hatte Conta mit Goethe dieserhalb Rücksprache genommen (Tagebuch 13. April, 10., 11. Mai, 1. Juni); als Vorlage einigte man sich auf die vortreffliche Denkmünze, die 1816 von Bertr. Andrieu in Paris gearbeitet worden war, und von der eine Zeichnung genommen werden sollte. Die Arbeit ward dem Bildhauer Barre in Paris übertragen. Vergl. hierzu Bojanowsky: »Hundert und vierzig Jahre Weimarischer Geschichte in Medaillen« in der Festschrift: »Zum 24. Juni 1898« S. 14 (Nr. 15, 15a). — Tagebuch vom 15. Mai: »Herrn Alexander von Humboldt nach Paris, an Herrn Conta gegeben.« — Das Gothasche Rescript in Sachen der Güldenapfelschen Caution.

In einem Briefe vom 12. Juli 1821 erhielt Goethe sodann mit einer weiteren Sammlung Berliner und Wiener Nachrichten die Ankündigung eines Abschiedsbesuchs, der denn auch am 15. Juli stattfand, da Conta sich nach Marienbad zu begeben gedachte. Am 26. ging Goethe gleichfalls dorthin ab; gleich am Tage seiner Ankunft, am 29., machte ihm Conta seine Aufwartung, worauf der vertrauliche Verkehr des vorigen Jahres hier seine Wiederholung fand (Tagebuch: 29., 31. Juli, 1., 6., 7., 9., 17., 19. August). Eine Fahrt ins Gebirge ward geplant, kam aber nicht zur Ausführung; die Unterhaltung wird sich vielfach um geologische Dinge gedreht haben. — Am 25. August verließ Goethe Marienbad und traf am 15. September wieder in Jena ein.

32. Am 26. September hatte Conta seinen Glückwunsch zu der gut abgelaufenen Badereise ausgesprochen, Wiener Berichte übersandt und in einer Nachschrift bemerkt: »In diesen Tagen wird Herr von Motz die akademischen Statuten publiciren.« — Am 11. September traf die Nachricht von der Karlsbader Ueberschwemmung bei Goethe in Eger ein. — Diesem Briefe lag des dritten Bandes zweites Heft von »Kunst und Alterthum« bei, seinem Dank wird Conta bei seinem Besuch am 7. Oktober Ausdruck gegeben haben.

33. Holt in dem ausgelassenen Theile nach, was mündlich zu berichten vergessen worden war, die Angabe der Adresse d'Ohsons und verbreitet sich eingehend über akademische Angelegenheiten. — Goethes Ausführungen über Kannegiesser's Schrift: »Ueber Goethes Harzreise im Winter« finden sich »Kunst und Alterthum« III, 2, S. 43—59.

34. Vergl. Nr. 31.[1] — Am 15. Februar 1822 stellte sich Conta mit den neuen Medaillen bei Goethe ein.

35. Vom 26. Mai bis 7. Juni weilte Goethe in Jena. — Am 5. Juni erhielt er daselbst ein Schreiben Contas, datirt vom 4., dem Bücher und gesandtschaftliche Bulletins beilagen und worin es hieß: »Graf Beust schreibt mir, daß er am 29. May 11½ Uhr Mittag durch Staffette zu unserm gnädigsten Herrn nach Offenbach entboten worden, daß er Se. Königl. Hoheit munter und gnädig, wiewohl im Zorn gegen den Offenbacher Wagenfabrikanten fand, der die neue Troschke für 90 Carolin so liederlich gebaut habe, daß sie in Offenbach mehrere Tage liegen bleiben müsse. . . Nach dem Mittagsmahl, 5¾ Uhr, haben S. K. H. Ihre Reise nach Darmstadt fortgesetzt. Den 30. wollte der Großherzog bis Auerbach und dann weiter nach Karlsruhe gehen.« — Am 22. Mai hatte sich Karl August von Goethe verabschiedet, um seine Badereise nach Teplitz anzutreten.

36. Conta wird das Verlangte persönlich bei seinem Besuch am 9. September übergeben haben.

37. 38. Karl Friedrich Naumann (1797—1873), der hervorragende Mineraloge, hatte in Jena studirt und 1821 und 1822 das nördliche Europa bereist. Da Goethe Mitte Februar gefährlich erkrankte, konnte der Besuch erst am 8. Mai stattfinden; Naumann, der sich inzwischen als Privatdocent der Mineralogie in Jena habilitirt hatte, überreichte damals seine Habilitationsschrift: De granite iuxta calcem transitoriam posito (Büchervermehrungsliste Mai 1823). In Jena übernahm

[1] Anderweitige Tagebuchnotizen 1821 auf Conta bezüglich: 15. Januar, 4., 6., 14. Februar, 28. März, 25. April, 8. Juni, 2., 7., 30. Oktober, von 1822: 31. Mai, 9. September, 4. November, 28. December. Für Dienstag, 5. November war Conta zum Thee geladen.

Naumann die Leitung eines mineralogischen Kabinettes, doch siedelte er schon 1824 nach Leipzig über (Tagebuch 1824: 18., 29. September). Mit Naumanns Buche »Beiträge zur Kenntniß Norwegens«, der Frucht jener Reise, finden wir Goethe 16. September 1823 und 14. April 1824 beschäftigt.[1]

Das Jahr 1824 brachte die Beendigung des langwierigen Bibliothekgeschäftes. Goethes Schlußbericht vom 18. November 1824 (abgedruckt bei Vogel S. 98 ff.) verfehlte nicht, »manche vorbereitende Bemühungen späterer Bevollmächtigten, welche zu Aufklärung damaliger Verworrenheiten bedeutende Dienste leisteten,« dankend hervorzuheben. Von nun an werden die Beziehungen Contas zu Goethe spärlicher. Gab zwar die Bibliothek im Lauf der Jahre noch manchen Anlaß zu persönlichen Rücksprachen und gemeinsamen Conferenzen, so war doch dem Verkehr der stärkende Boden lebendiger Arbeitgemeinschaft genommen, um so mehr, als Goethe die oberaufsichtlichen Geschäfte immer mehr seinem Sohne August überließ. Ein gemeinsamer Badeaufenthalt kam nicht wieder zu Stande; 1824 weilte Conta in Liebenstein.

39. François Jean Philibert Aubert de Vitry, »économiste français« (1765 – 1829) hatte seine Uebersetzung: »Les Mémoires de Goethe, traduits de l'allemand avec une introduction et un essai sur la littérature allemande. Paris 1823. 2 Vol.« mit einem Briefe vom 5. November 1823 (Alphab. Briefe) Goethe zugesendet, wie denn auch dieses Werk in der Büchervermehrungsliste Januar 1824 sich verzeichnet findet. Diese französische Huldigung erschien dem Dichter so wichtig, daß er ihrer in den Annalen gedenken wollte (»Aubert de Vitry er schreibt im May« in der »Uebersicht« für 1824, I 36, 435), dennoch aber kam er nicht dazu, dem Uebersetzer für seine Gabe zu danken, so daß dieser sich an den Weimarer Geschäftsträger in Paris Treitlinger wandte, der seinerseits Conta um Nachrichten über Goethe anging. Conta berichtete über die Angelegenheit an Goethe unterm 5. Februar 1824. Trotzdem das Tagebuch vom 31. März die Notiz enthält: »Ueberlegung wegen des Briefs an Aubert de Vitry in Paris« scheint ein Dankschreiben nicht ergangen zu sein.

Noch dreimal fand Conta im laufenden Jahre Gelegenheit, sich brieflich an Goethe zu wenden (persönliche Zusammenkünfte verzeichnet das Tagebuch: 1. Januar, 25., 29. Juli, 26. August, 29. Oktober): am 8. Februar verspricht er, entsprechende Antwort nach Paris zu geben, am 25. Juni übersendet er die letzte Lieferung der Arterienlehre von Friedrich Tiedemann (1781—1861) in Heidelberg — die erste hatte er

[1] Tagebuchnotizen 1823, auf Conta bezüglich: 4., 23. Januar, 19. März, 15., 20. April, 26. Mai, 21., 28. Oktober. Unter den zur Abendgesellschaft Geladenen erscheint Conta am 27. Mai.

persönlich am 4. Januar 1823 überbracht —, die Roux mit folgenden Worten eingeschickt: »Von allen Werken, bey deren Ausführung ich in Zukunft als Zeichner bin, werde ich, aus Anhänglichkeit an mein Geburtsland, das ich auch bey den glücklichsten Verhältnissen in der Entfernung nie vergessen werde, Exemplare der Jenaer Universitäts-Bibliothek senden.« — im November endlich lässt er mit undatirtem Brief Bibliothekakten zurückgehen. Allen diesen Sendungen lagen diplomatische Berichte bei, wie denn auch das Tagebuch vom 11. November den Empfang gesandtschaftlicher Bulletins meldet. Ein Brief Goethes vom 8. November: »Herrn Geh. Legationsrath Conta, wegen Hesse in Rudolstadt« liegt nicht vor; es handelte sich wohl um den Schwarzburg-Rudolstädtischen Archivar und Bibliothekar Ludw. Friedr. Hesse (1783—1867).

Das Festjahr 1825 kam auch für Conta nicht mit leeren Händen: beim Regierungsjubiläum am 3. September erneuerte Karl August zu Gunsten Contas und seiner Nachkommen den alten Adel, den die vertriebene Hugenottenfamilie abgelegt hatte.

Mit einem kurzen Billet vom 9. April 1825 übersandte Conta auf Befehl des Großherzogs zwei Exemplare des von dem Bureau des longitudes zu Paris herausgegebenen »Annuaire pour l'an 1825«, das eine für die Jenenser Sternwarte, das zweite zu Goethes beliebiger Verfügung. Vorausgegangen war eine persönliche Besprechung am 3. Januar, wie dem Bildhauer Joh. Jak. Flatters, der dem Großherzog seine Büsten Goethes und Byrons verehrt hatte, zu danken sei; am 4. April erschien Conta, um vom Großherzog eine »Relation der vergangenen Theaterbauten« einzuhändigen.

40. Goethe hatte von ihm verfaßte Akten über die Jenaische Litteraturzeitung vermißt und von Conta unterm 27. Mai 1825 die Mittheilung erhalten, daß sie auf der Geh. Staatskanzlei nicht zu finden seien. — Hinsichtlich weiterer Beziehungen 1825 siehe Tagebuch: 16., 26. Mai.

41. Vorangegangen ist ein Brief Goethes vom 11. Januar, der nicht vorliegt, nachfolgt ein solcher Contas vom 8. März, mit dem er im Auftrage des Großherzogs ein an diesen gerichtetes Schreiben des Grafen Leopold Cicognara (1767—1834), des damaligen Präsidenten der Akademie der schönen Künste in Venedig, überreicht.

42. Die erwähnte Medaille war ein Exemplar der Denkmünze, die Karl August zur Feier des 7. November, des Ankunfttages Goethes in Weimar, 1825 hatte prägen und dem Dichter in verbesserter Gestalt am 7. November 1826 zugehen lassen.[1] — Den Sommer war Conta in Karlsbad

[1] Vergl. Bojanowski: Hundert und vierzig Jahre Weimarischer Geschichte in Medaillen S. 18ff. (Nr. 20, 20a, 21, 21a).

gewesen; seiner Rückkunft am 2. August mit »Nachrichten und Grüßen dorther« thut Goethe am 3. im Briefe an Kanzler von Müller Erwähnung (G.-J. III 236). — Siehe noch Tagebuch 1825: 15., 16. März, 8. Juni.

43. Aus dem Jahre 1827 haben sich nur zwei Billets Contas erhalten, das erste vom 18. April, mit dem er, außer den üblichen politischen Neuigkeiten, ein von ihm versehentlich geöffnetes Kistchen aus Russland übersendet, das zweite (Nr. 43) vom 6. September. — »L'Hermite de la chaussée d'Antin, ou observations sur les moeurs et les usages parisiens au commencement du XIX[e] siècle« von Victor Joseph Etienne de Jouy (1769—1846) erschien in erster Auflage zu Paris in 5 Bänden 1812—1814, in zweiter 1813—1814. Mit diesem Werke, das Goethe August 1815 kennen gelernt hatte, beschäftigte er sich wieder mehrfach Oktober 1826. — Am 25. August war Conta bei Goethe zu Tische, wo er außer Meyer, Vogel, Eckermann den bekannten Philologen Gustav Friedr. Parthey (1798—1872) traf, der vieles von seinen Orientreisen zu erzählen hatte, in seinem späteren Bericht über diesen Besuch bei Goethe übrigens auch Contas zu erwähnen nicht unterläßt. (Biedermann, Goethes Gespräche VI 177 ff.) Späterhin erschien auch der Kanzler von Müller, von dem gleichfalls eine Aufzeichnung über die anregende Gesellschaft erhalten ist. (Unterhaltungen, S. 202 f.) Andere Besuche oder Sendungen Contas: 18. Januar, 8. Februar, 22., 27. August, 25. September, 31. Oktober, nach Ausweis des Tagebuches.

44. Am 8. März — wie schon vorher am 26. Januar und später am 17. Mai — war Conta bei Goethe zu Tische gewesen zugleich mit Müller, von Holtei und anderen.

45. Am 10. März hatte Conta die verlangten Akten der Geheimen Kanzlei übermittelt; es heißt in seinem Briefe: »Zugleich melde ich gehorsamst, daß Frau Oberkonsistorial-Räthin Günther sehr gern übernommen hat, die Frau Kriegssekretärin Meyer, welche nächstens das 90ste Lebensjahr erfüllt haben wird, zu disponiren, daß sie sich für Ew. Excellenz Sammlung durch Herrn Schmeller malen lasse, wenn Ew. Excellenz nicht vorziehen sollten, das vor einem oder zwey Jahren von Dem. Seidler gemalte recht wohlgelungene Portrait der Mad. Meyer kopiren zu lassen, welches Mad. Günther besitzt.«

46. Unterm 30. März 1828 hatte Conta geschrieben: »Ew. Excellenz ist es vielleicht nicht uninteressant, die S. Altenburg. Antwort auf das hiesige Ministerialschreiben wegen der nunmehr der Großherzogl. Oberaufsichtskasse zurück zu erstattenden Vorschüsse für die akademische Bibliothek zu sehen. Ich beehre mich daher, solche Ew. Excellenz in der Urschrift ganz gehorsamst ... vorzulegen ...« — Politische

Nachrichten waren auch schon am 29. Januar an den Vermittler zurückgegangen.

Am 14. Juni starb Karl August im königlichen Schlosse Graditz bei Torgau; Goethe erhielt die Trauerkunde am folgenden Tage. Seine neue Verpflichtung, dem jungen Großherzog gegenüber, der zur Zeit noch in Wilhelmsthal weilte, legte er wenige Stunden darauf in die Hände des Ministers von Gersdorff und Contas.

Für Conta bedeutete der Thronwechsel keinerlei Einbuße im Vertrauen seines Fürsten. Dies erwies sich alsbald durch seine Sendung zu den in Kassel gepflogenen Verhandlungen, die Errichtung eines mitteldeutschen Handels- und Zollvereins betreffend, wo es seiner Geschicklichkeit gelang, in den Jahren 1828—1830 fördernde Staatsverträge mit sämmtlichen betheiligten Regierungen, insbesondere mit der Königlich-Sächsischen und der Kurfürstlich-Hessischen, abzuschließen.

47. Leon, Marquis de Laborde (1807—1869), war der Sohn des späteren Präsidenten der Pariser Akademie, des Grafen Alexander von Laborde (1774—1842), mit dessen »Reise in Spanien« wir Goethe am 3. März 1820 beschäftigt finden (Tag- und Jahreshefte 1820, 176). Er hatte in Göttingen studirt und mit seinem Vater 1825 eine Reise in den Orient gemacht. Als Frucht derselben erschien 1830—1833 sein »Voyage de l'Arabie Pétrée«, dessen erstes Heft Goethe am 18. Februar 1830 erhielt, und wodurch er »mit einem nie gesehenen, Sinne verwirrenden Zustand bekannt« gemacht wurde. Der angekündigte Besuch fand am 21. Oktober statt, wobei Laborde ein »Programm über die Stadt Petra« überreichte. In Labordes Werken suchte Goethe noch spät Anregung und Belehrung: Tagebuch vom 11. December 1831, 12. Januar 1832.

48. Die Kasseler Thätigkeit war dem Verkehr nur wenig förderlich. Am 21. April meldete sich Conta in Bibliothekangelegenheiten, wobei auch die Kasseler Zusammenkunft zur Sprache kam. Am 26. December sandte er bei einer erneuten Anwesenheit in Weimar den von Goethe entliehenen ersten Theil der Histoire du Congrès de Vienne — Goethe hatte das Werk, von G. Raxis de Flassan, erschienen 1829 zu Paris in 3 Bänden, am 15. December von der Großherzogin erhalten und gleich gelesen — dankend zurück und fährt dann fort: »Bey dieser Gelegenheit erlaube ich mir, gehorsamst anzufragen, ob Ew. Excellenz noch mit den Wiener diplomatischen Berichten gedient wäre, oder ob Sie solche vielleicht schon vor mir erhalten? Durch meine wiederholten langen Abwesenheiten bin ich mit diesen Dingen aus der Ordnung gekommen.« — Am 7. Januar 1830 erschien denn Conta bei Goethe. Das Gespräch drehte sich um die Verzögerung der Zollangelegenheiten durch die »Braunschweigischen Händel.«

49. Tagebuch vom 11. August: »Mittag Herr von Conta. Wurden die Vorfälle des Tages in mancherley Bezügen durchgesprochen.« — Voraus liegt ein Billet Contas, datirt Weimar 2. Juni 1830, in dem um Gewährung einer Audienz für den Oberbergrath Schwedes aus Kassel nachgesucht wird. Der Besuch fand am 3. statt. Auch Conta war zugegen, wie er auch schon am 28. Februar, 23. Mai, 5. August seine Aufwartung gemacht hatte, Grüße von Kassel bringend, von seinen Geschäften, aber auch von seinen geognostischen Wanderungen erzählend. Noch einmal kam es zu lebhafterem Verkehre. Die Bibliothek (5., 22. August, 17. September), die Politik (8. August, 2. September) führten mancherlei Begegnungen herbei; am 12. August überbrachte Conta die Nachricht, der Herzog von Orleans sei zum König der Franzosen »ausgesprochen« worden. Er war am 11. August wieder zu Tische geladen. Aber diese unmittelbaren Berührungen mußten eine Unterbrechung erfahren, als durch den Verfolg der Zollverbandverhandlungen Conta Ende 1830 nach München geführt wurde (Abschiedsbesuch bei Goethe am 17. Oktober; Goethe gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit an Sulp. Boisserée: siehe dessen »Briefwechsel mit Goethe« II S. 550; vergl. auch S. 553. 556. 557. 561. 566), wo er im Winter 1830/31 Handelsverträgen mit Bayern und Württemberg zu glücklichem Abschluß verhalf.

50. Am 27. Oktober 1830 war Goethes Sohn August in Rom gestorben. — Johann Lorenz Schmidmer, Buchhändler und Auctionator in Nürnberg, hatte Goethe mehrfach bei seiner Majolikasammlung unterstützt; die Uebersendung einer Medaille, jedenfalls der Jubiläumsmedaille, meldet das Tagebuch vom 11. Februar 1827. — Karl Alexander von Heideloff (1788—1865), Maler und Architekt, hat seiner Angabe gemäß Goethe nach dem Leben am 8. September 1829 gezeichnet. Zarnckes hartes Urtheil über dieses Werk (Goethebildnisse 56) wird durch Contas Brief bestätigt. — Der Oberbergrath Kleinschrod, »von früher Jugend auf an Goethes Schriften gekettet und denselben die schönsten Lebensmomente verdankend«, hatte mit einem enthusiastischen Briefe vom 14. März 1830 eine Studie über den Basalt eingesendet. Ueber seine Verdienste um Goethes Naturaliensammlungen (Tagebuch vom 12. November 1831) berichtet der Briefwechsel Boisserées mit Goethe häufig vom März 1831 ab. — Joseph Stieler (1781—1858), der Maler des bekannten Goethebildes, hatte kurz vor Contas Ankunft seine Gattin Pauline, geborene Becker aus Moskau, verloren. — Schleißheim, ein Königliches Lustschloß in der Nähe Münchens, mit hervorragender Gemäldesammlung; auch Stielers Goethebildniß befand sich bis 1853 dort.

51. Am Abend des 26. Novembers hatte Goethes Krankheit mit heftiger Lungenblutung begonnen; in der ausgelegten

Besuchsliste findet sich auch der Name Conta eingetragen. — Die Besprechung des in der französischen Akademie zwischen Geoffroy de Saint-Hilaire und Cuvier ausgebrochenen Streites (W. A. II, 7, 167—181) war zuerst in den »Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik« 1830, 2. Band, Nr. 52—53 erschienen. — Ueber Betty von Küster, die Tochter des preuß. Gesandten, eine vielseitig gebildete Dame, die intime Freundin der Luise v. Herder, vgl. Geiger, Therese Huber Stuttg. 1901, passim, bes. S. 251.

52. Das Original befindet sich im Weimarer Schillerhause.

53. Anfang März kehrte Conta aus München zurück, nicht ohne mancherlei Zeitungen und erfreuliche Notizen für Goethe mitzubringen (Tagebuch 17. März); er war an jenem Abend des 31. März zugegen, von dem der Kanzler von Müller erzählt (Unterhaltungen, S. 247), wo sich der Großherzog mit dem von Paris kommenden Spontini bei Goethe traf. Am 27. April brachte Conta fünf Porträts in Steindruck, am folgenden Tage einen Münchener Studienplan, in einem Briefe vom 5. Mai ersuchte er dann um die Rücksendung sowohl der Lithographieen als auch der Dokumente.

54. Conta vermißte in der zurückgekommenen Sendung ein Schriftstück, er fand es noch am selben Tage wieder, wie er in einem zweiten Billet vom 5. Mai mit der Bitte um Verzeihung für die verursachte Mühe berichtet, mit welchem der Briefwechsel sein Ende erreicht hat.

Der persönliche Verkehr bestand bis ans Ende, wie die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Interessen.

Als Conta im August 1831 von Karlsbad zurückkehrte, legte er am 12. und 18. August mitgebrachte Mineralien vor, am 3. September producirte er, was er auf einer Reise ins Voigtland gesammelt. Ein Tagebuchvermerk findet sich vom 12. December 1831: »Ottilie präsentirte sich . . in dem Ballputz, zur Reunion bey Herrn von Conta. Derselbe war vor Tische bey mir gewesen, als neuangestellter Vicepräsident bey der Landesdirektion.« Es ist das letzte Mal, daß Conta erwähnt wird in dem Tagebuch, in das am 15. März 1832 der letzte Eintrag für immer geschehen sollte.

Im Jahre 1837 wurde von Conta zum zweiten Präsidenten der Landesdirektion ernannt, im Jahre 1845 zum ersten und einzigen Präsidenten. Als im September 1849 diese Behörde aufgelöst wurde, berief ihn das Vertrauen des Großherzogs zur Führung der Direktorialgeschäfte im Ministerial-Departement des Innern. Er starb am 27. December 1850 zu Weimar nach kurzem Krankenlager an Lungenentzündung.

MAX HECKER.

Schon vor zwei Jahren waren Vorbereitungen zur Herausgabe der Goethe-Conta'schen Correspondenz gemacht; nun ist es dem jungen Freunde, der sich seit dem vorigen Sommer uns zugesellt hat, zugefallen sie auszuführen. Er hat zu diesem Zwecke den gesammten in den Quartalheften und Tagebüchern weit auseinanderliegenden Stoff emsig zusammengetragen und was das Archiv sonst an Hülfsmitteln lieferte, gründlich verwerthet. Ich selbst war in der Lage, mitthätig die Redactorpflicht im weitesten Bereich wahrzunehmen, und so stehe ich selbstverständlich für das hier Dargebotene mit ein.

Goethes Briefe an v. Conta befinden sich der Mehrzahl nach (27) im Familienbesitz.[1] Herr Staatsrath Dr. Alfred v. Conta zu Weimar[2] hat sie zum Zweck dieser Publication dargeliehen und uns damit, eben so sehr aber durch sein persönliches Mitwirken zu Dank verpflichtet. Der biographischen Darstellung, die einen beträchtlichen Raum in den obigen Erläuterungen einnimmt, liegen die Angaben zu Grunde, die er in einem »Lebenslauf des Präsidenten Carl v. Conta« zusammengestellt hat. Ein Aufsatz von seiner Hand, »Beziehungen meines Vaters zu Goethe,« hat unsere Publication angeregt und die Umrisse gegeben, die nun durch Urkunden und deren Erklärung ausgefüllt sind. Jene Niederschrift aber war von werthvollen Beilagen begleitet. Die erste, bezeichnet »Excerpte aus Briefen meines Vaters an meine Mutter, Goethe betreffend — Karlsbad, vom 14. bis 27. Mai 1820, Marienbad, vom 26. Juli bis 19. August 1821« enthält vertraulichen Bericht über jene Wochen, die v. Conta wegen des Verkehrs mit dem Dichter zu den »Lichtblicken« seines Lebens zählte. Eine zweite kleinere Sammlung bezieht sich auf Goethes letzte Zeiten; es sind eigene Erinnerungen Carl v. Contas an das Verhalten des Dichters in schweren Momenten und Briefe Anderer an ihn (Kanzler v. Müller über den Tod Augusts).[3]

Im Goethehause befindet sich unter den von Schmeller gemalten Bildnissen der Freunde auch C. F. v. Conta's Porträt. Bei seinem Nachkommen ist die Tradition der Goethezeit wohl gewahrt und das Wort, das er bei Empfang der Medaille auf den 7. November 1775 dankbar an Goethe geschrieben hat, wird in Ehren gehalten. In dem mir anvertrauten Aufsatze »Beziehungen meines Vaters« sind einige im Familienkreise lebendig gebliebene Geschichtchen aufgezeichnet, die sich im Wortlaut hier anreihen mögen.

---

[1] Im Jahrgang 1839 der Dresdner Abendzeitung stehen sieben Briefe gedruckt, in der Greizer Zeitung von 1877 ist einer derselben (52) wiederholt. Nr. 4 bei Strehlke II, 460 unter den Briefen an Unbekannte.

[2] Contas jüngster Sohn, der von dessen hinterlassenen fünf Kindern (einer Tochter und vier Söhnen) gegenwärtig allein noch am Leben ist.

[3] Die Herausgabe bleibt vorbehalten.

»Seit den gemeinsam in Karlsbad verlebten Wochen« — schreibt Herr Dr. v. Conta — »verkehrte mein Vater auch vielfach im Goethischen Hause und nahm öfters an Diners und Abendgesellschaften theil. In den letzteren beschränkte man sich selten auf Conversation; öfters wurde musizirt, mit vertheilten Rollen vorgelesen, gelegentlich wurden wohl auch lebende Bilder gestellt oder kleine Stücke aufgeführt. Bei letzteren Gelegenheiten haben auch meine beiden älteren Brüder, Bernhard und Richard[1] als sechs- bis achtjährige Kinder mehrmals mitgewirkt. So hatte der eine bei einem zum Schluß gestellten lebenden Bilde als Amor mit Köcher, Pfeil und Bogen auf einer Säule Platz zu nehmen. Nachdem der Vorhang zugezogen war und die andern Mitwirkenden sich entfernt hatten, sah sich der verlassene Liebesgott vergebens nach einem Retter um; bei seiner Unruhe gerieth die Säule ins Wanken und fiel um, glücklicher Weise nach dem Vorhang zu, wo der Kleine auf sein Geschrei, noch ohne Schaden genommen zu haben, wieder auf die Füße gesetzt wurde. Goethe nahm ihn sogleich bei der Hand und suchte ihn zu beruhigen: »Nun, mein lieber Kleiner, wirst du wohl rechten Hunger und Durst haben.« Aber Amor hatte sich schon gefaßt und erwiderte artig: »Ach nein! denn wo man so viel Schönes sieht und hört, wird man schon davon satt!« Aus den Erzählungen meines Vaters erinnere ich mich einiger Beispiele, wie Goethe in diesen Gesellschaften zu scherzen liebte. So hatte er einmal gehört, wie eine Dame ihre Nachbarin um eine Stecknadel bat. Er nahm sogleich eine und bot sie ihr mit den Worten dar: »Mein liebes Fräulein, darf *ich* ihnen vielleicht mit dieser Nadel unter die Arme greifen?« Als man darüber lachte, fuhr er fort: »Ja, unsere liebe deutsche Sprache hat gar schöne Ausdrucksweisen«. Ein anderes mal wurde von einer jungen Dame ein Lied sehr undeutlich gesungen. Nachdem sie geendet, sagte Goethe: »Das Lied war recht hübsch, doch möchte ich nun auch gern wissen, in welcher Sprache der Text abgefaßt war«. »Es war ja von Ihnen!« erwiderte das Fräulein, worauf Goethe sagte: »So? das habe ich *nicht* bemerkt«. —

»Das alles war Ergötzlichkeit und Lehre« — selbst vom Unbedeutenden, ja Trivialen, das wir gelegentlich einmal von Goethe hören, läßt sich das noch sagen. Auch sein Wortwitz hat noch ein sprachliches Interesse. »Daß goldene

---

[1] Bernhard v. Conta ist als Kgl. Preuß. General-Lieutenant z. D. im 83. Lebensjahr am 28. Mai 1899 in Weimar, Richard v. Conta als Kgl. Preuß. General-Major z. D. im 74. Lebensjahr am 23. September 1895 zu Arnstadt gestorben.

Mädchen mit Sinn und Anmuth ihrem Schöpfer (Hephaistos) unter die Arme greifen«, fand ich eben in diesen Tagen in einem ungedruckten homerischen Aufsatze, der vom 3. November 1820 datirt ist. In den allgemeinen Gebrauch war die Redensart damals schwerlich schon übergegangen.

Um nun schließlich von den Mittheilungen Contas über Goethe hier wenigstens eine Vorstellung zu geben, füge ich das älteste erhaltene Stück an, zugleich eines der hübschesten: »Auszug aus einem Briefe an seine in Langensalza lebende Braut, vom 15. März 1809«. Es wird heißen: »vom 16. März«, denn unter diesem steht in Goethes Tagebuch der Eintrag: »Abends bey Frau Hofrath Schopenhauer«, und von dieser Gesellschaft ist im folgenden Berichte die Rede.

Ich war heute einmal, nach langer Zeit, wieder bei der Schopenhauer; es war sehr interessant. Göthe hatte die beste Laune von der Welt und erzählte viel, besonders von Sicilien, wo er gewesen ist. Für uns ist es auffallend, daß man in Rom und Neapel eigene Karten hat, worauf bemerkt ist, in welchen Straßen zu jeder Stunde des Tages eben Schatten ist, wonach sich dann diejenigen, welche am Tage ausgehen müssen, richten und lieber einen großen Umweg machen, um nur nicht Straßen ohne Schatten zu passiren.

Es ist ein neues Werk über China erschienen von einem Franzosen, der 60 Jahre in diesem Lande gelebt hat und welcher beweist, daß das angegebene hohe Alter der Chinesen erdichtet sei, indem *der Staat* China sich kaum von einigen Jahren[1] vor Christi Geburt her datire. Göthe rief bei dieser Bemerkung freudig aus: »Nun, es ist mir immer lieb, wenn einer Nation von ihrem prätendirten Alter etwas genommen wird, denn so erscheint denn doch das ganze Menschengeschlecht nicht mehr so alt, sondern in einem artigen Jünglingsalter, sonst wäre es auch eine Schande, wenn noch so viele alberne Dinge in der Welt passirten. So sind wir denn aber, wie es Jünglingen geziemt«.

B. SUPHAN.



[1] Wohl verhört für »Jahrhunderten«.



II. VERSCHIEDENES.

1. FÜNF BRIEFE GOETHES 1790—1819.

Mitgetheilt und erläutert von

LUDWIG GEIGER.

1.

(An Göschen.) 3. März 1790.

Hier übersende ich den Ueberrest des Manuscripts. Jery und Bätely wird zuerst, Scherz List und Rache zuletzt gedruckt.

Den Betrag dieses Bandes haben Sie die Güte gelegentlich H. Leg. R. Bertuch zuzustellen, und davon abzuziehen was ich Ihnen indessen schuldig geworden.

H. Lips wird Titelkupfer und Vignette beylegen. Lassen Sie mir von beyden einige Abdrücke machen.

Leider sind die Vignetten des sechsten Bandes wenigstens in den Exemplaren die ich erhalten habe, sehr übel und schmutzig gedruckt. Schärfen Sie doch dem Kupferdrucker ein daß es beym siebenten Bande nicht wieder geschehe.

Ich verreise auf einige Zeit, also senden Sie mir nichts und schreiben Sie mir auch nicht. Die Exemplare des siebenten Bandes, wenn sie fertig sind, senden Sie mir in der Zahl u. Art wie des sechsten. Ich wünsche wohl zu leben u. danke für das deutsche Museum. W. d. 3. März 1790.

v. Goethe

in tergo: Weimar d. 3. Merz 90.
v. Goethe
empf. d. 6. d.«

Der vorstehende Brief ist in einem Zweiblattdruck veröffentlicht, auf dessen Titelblatt Folgendes steht: »Der römischen Montagsgesellschaft zum Gruß! Ein ungedruckter Brief Goethes mitgetheilt von Ludwig Pollak. Rom. Ende März 1899. Privatdruck in 50 Exemplaren.« Da es voraussichtlich längere Zeit dauert, bis der Brief in dem Nachtrage der W. A. Platz findet, so möge er hier den Mitgliedern der großen Goethe-Gemeinde zugänglich gemacht werden. Der Brief ist, wie der Herausgeber bemerkt, ganz eigenhändig von Goethe geschrieben, nimmt eine Seite in Klein-Folio ein und befindet sich im Besitz des Herrn Fritz Donebauer in Prag.

Der Brief fehlt in der That in der Reihe der von Goethe an Göschen gerichteten Briefe, die theils an dem ihnen chronologisch zukommendem Platze, zum Theil in den Nachträgen der Goethe-Ausgabe Band 18 abgedruckt sind. Er ist wichtig, weil damit die Absendung der Manuscripte zum 7. Band genau festgestellt ist, während uns das Tagebuch für jene Zeit völlig im Stich läßt. »Der siebente Band soll bald folgen«, hatte G. am 9. Sept. 89 geschrieben, aber in dem einzigen ferneren Briefe an Göschen (4. Jan. 1790) war von einer weiteren Manuscriptsendung nicht die Rede. Es muß daher im Laufe des Jan. (vgl. die Notiz des Tagebuchs) die wichtige Manuscriptsendung des Faust, des Fragments, erfolgt sein; die Briefe jener Zeit enthalten darüber gar nichts, auch das Verzeichniß der Postsendungen führt keinen weiteren Brief an G. als den oben erwähnten vom 4. Jan. 1790 auf. Faust aber bildete, im Verein mit den beiden oben genannten Dramen, den Inhalt des 7. Bandes.

2.

(An Hoffmann.) (9. Mai 1802.)

Wollten Sie mir, Werthester Herr Hoffmann, mit einigen Worten eine Nachricht geben: ob die Zeichnung wieder zu Ihnen zurückgekommen ist, ob Sie das Bild angefangen haben und ob Sie noch glauben, daß Sie es im August werden endigen und abschicken können. Bey dieser Gelegenheit wollte ich Sie ersuchen, mir ein Kästchen mit sechs Gläsern Eau de Cologne mit dem Postwagen zu überschicken. Wofür ich den Betrag mit dem übrigen gern erstatten werde. Es ist dieses wohlriechende Wasser seit den Verwirrungen der Zeit schwer bey uns zu haben Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 9. Mai 1802. Goethe.

3.

(An Hoffmann.) (1. Februar 1805.)

Für die baldig erteilte Nachricht danke recht sehr, ich eile mit umgehender Post zu antworten.

Lassen wir also die Aschen-Urnen und Opferkrüge, die übrigen bezeichneten Alterthümer haben Sie die Güte für mich zu erstehen. Fünf bis sechs Gulden werden ja wohl hinreichen.

Wenn die Platte Heliotrop recht schön ist, so könnte allenfalls das Doppelte des im vorigen Brief angesetzten gegeben werden.

Nächstens übersende ich das Programm und erkläre mich näher auf Ihr gefälliges Anerbiethen, mir gelegentlich irgend etwas antiquarisches einzuhandeln. Indessen wünsche ich recht wohl zu leben, ersuche das allenfalls erstandene wohl einzupacken und mit dem Postwagen zu übersenden.

Weimar, den 1. Februar 1805 Goethe.

An
Herrn Joseph Hoffmann
angesehenen Mahler
in
Frank. *Cölln*

Die Beziehungen Goethes zu dem Maler Joseph Hoffmann 1764—1812 sind aus den Briefen des Dichters in der Weimarer Ausgabe zu verfolgen. (Vgl. auch die Zusammenstellung in dem Catalog der rheinischen Goethe-Ausstellung S. 169 ff.)

Hoffmann hat Bilder für vier Weimarer Concurrenzen dorthin übersandt: 1800 den Tod des Rhesus, wobei er den dritten Preis erhielt; 1801 den Kampf des Achilles mit den Flußgöttern, wo er den halben ersten Preis davontrug; 1802 Achill auf Skyros, wobei er sich mit Nahl in den ersten Preis theilte und 1805 Herkules reinigt den Augiasstall, ein Bild, wofür er endlich allein mit dem ersten Preise gekrönt wurde.

Die 7 bisher bekannten Briefe an den Maler, von denen 6 zum ersten Mal in der Weimarer Ausgabe gedruckt sind, beginnen mit dem 24. Sept. 1800 und schließen mit dem 28. März 1803. Sie haben die oben genannte Preisarbeiten, daneben aber auch den Ankauf eines Hoffmannschen Bildes durch Goethe oder Goethes Freunde, Anfragen über Kölner

Künstler und Erörterungen über ein Plafondbild im Weimarer Schlosse (Diana unter ihren Nymphen) zum Gegenstand.

Zu diesen Briefen bilden die im Vorstehenden abgedruckten eine gute Ergänzung; auch sie geben freilich die Briefreihe noch nicht vollständig wieder, denn daß im März 1802 ein Brief Goethes an den Kölner Maler abgeschickt wurde, ersieht man aus einer Notiz in dem Briefe an Christiane W. A. Band 16 Seite 50; am 16. December folgte ein fernerer Brief an Hoffmann, wovon in dem schon erwähnten rheinischen Katalog nur folgende Worte gedruckt stehen: »Ihr Gemälde ist in Weimar glücklich angelangt und wie ich höre . . .« Sodann muß, wie aus dem oben an zweiter Stelle abgedruckten Briefe hervorgeht, ein anderer Brief gegen Ende 1804 an Hoffmann geschickt worden sein.

Der erste der vorstehenden Briefe ist dem rheinischen Katalog S. 170 entnommen, der zweite dort S. 171 nur seinem Inhalt nach angedeutete, hat mir durch die Güte des Besitzers Herrn Hermann Hoffmann in Köln vorgelegen, der den Abdruck freundlichst gestattet hat. Nur die Unterschrift ist eigenhändig, alles andere von Schreiberhand. Zur Erklärung der Briefe ist kaum etwas hinzuzufügen. Die Sendung, auf die Goethe am Anfang des ersten Briefes anspielt, ist eben die, welche er seiner Frau zur Besorgung aufgetragen hatte.

Wie sehr Goethe den Maler schätzte, geht aus einigen von Herrn Hoffmann mir eingesandten Briefen Heinrich Meyers an den Kölner Maler vom 20. April 1801 und 12. Nov. 1804 deutlich hervor.

[J. E. Hitzig an Goethe.]

Berlin d. d. 11. März 1816.

Am Ende des verflossenen Jahres wurde in dem unter dem Namen Herzogthum Sachsen mit Preußen vereinigten Theile von Sachsen eine Schmähschrift unter dem Titel »Rechtfertigung des aus Königl. Sächsischen in Preußischen Dienst übergetretenen * * Rath N« heimlich verbreitet, welche die hämische Absicht hat, die in den Preußischen Dienst übergetretenen ehemals Sächsischen Beamten unlauterer, ja landesverrätherischer Absichten verdächtig zu machen.

Als Verfasser dieser Schrift ist ein jetziger Preußischer Staatsdiener, der Registrator Dr. Ernst Carl John, ausgemittelt worden, und des Königs Majestät haben befohlen, sowohl gegen ihn als gegen den Verbreiter des Pamphlets eine Criminal-Untersuchung einzuleiten, mit deren Führung ich, der Unterzeichnete, beauftragt bin. Diese Untersuchung scheint in Rücksicht des p. John bis jetzt das Resultat zu geben, daß derselbe einem Vorgesetzten, der seine Willfährigkeit ge-

mißbraucht, bloß als Werkzeug gedient habe. Wenn aber die Motive der ganzen That überhaupt noch sehr im Dunklen liegen, mithin es auf nähere Kenntniß des Mannes ankömmt, sich aber aus der Geschichte seines früheren Lebens ergiebt, daß er in den Jahren 1812—13 zu Ew. Excellenz in einem näheren Verhältnisse gestanden hat: so bitte ich für den Zweck der Untersuchung gehorsamst, mir die Erfahrungen mitzutheilen, die Sie in diesem Zeitraume über seinen Character gemacht; wobei es sich von selbst versteht, daß Sie davon nur den vorsichtigsten Gebrauch erwarten dürfen.

Vorzüglich ist es mir erheblich zu wissen, ob der p. John früher wohl Neigung und Talent zu politischer Schriftstellerei gezeigt habe, und ob man ihm zutrauen könne, daß er aus eigenem Antriebe das Wagstück unternommen, als kaum erst vereideter Preußischer Beamte, eine Schrift zur Verbreitung in dem Preußischen Sachsen zu entwerfen, in welcher unter anderen die Hoffnung ausgesprochen wird, daß Oestreich, die Unnatürlichkeit des Bundes mit Preußen erkennend, als Sachsens Rächer aufstehen werde, oder ob es ihm ähnlicher sieht, daß, wie er behauptet, er sich blind in das Verlangen seines Chefs gefügt, der tiefer liegende Zwecke vor Augen habend, von ihm gefordert, daß er die im Herzogthum Sachsen im Schwange gehenden Hoffnungen zu einer Wiedervereinigung mit dem Mutterland[1] in ein recht grelles Licht zusammenfassen solle.

Endlich bemerke ich noch, daß der p. John mir bei Gelegenheit seines Verhörs geäußert, daß er in Weimar eine große Anzahl von Verwandten habe.

Diese wissen vielleicht nicht sein Schicksal, und es wäre mir schmerzlich, wenn sie es durch mich erführen und dadurch beunruhigt würden. Ich erlaube mir daher die Bitte, insofern die Geschichte dort noch nicht bekannt seyn sollte, um die gefällige Verschweigung des Inhalts dieses Briefes.

Mit der Gesinnung der aufrichtigen Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Ew. Excellenz
p. p.

4.

An J. E. Hitzig. 18. März 1816.

Auf die von Ew. Wohlgeboren an mich erlassene zutrauliche Anfrage verfehle nicht sogleich das Nothwendige zu vermelden.

---

[1] So habe ich aus dem in der Handschrift stehenden: Mutterband verbessert.

Die Familie des gedachten John befindet sich wirklich hier in Weimar, eine Mutter und unverheirathete Schwester. Sein Stiefvater, Hr. Geheimer Cammerrath Büttner, ist ein bejahrter und würdiger Großherzogl. Diener, dessen Söhne wohlgerathen und versorgt. Durch mich sollen diese guten Leute nichts von dem vorliegenden Falle erfahren.

Obgedachter Sohn studirte mit meinem Sohne in Jena, dieser empfahl mir seinen Universitätsgenossen wegen schöner Handschrift und vorzüglichen Kenntnissen in alten und neuen Sprachen, und ich konnte die zwey Jahre die er in meinen Diensten stand, ganz wohl mit ihm zufrieden seyn. Heimliche Untugenden, Neigung zum Trunk u. d. g. wußte er geschickt zu verbergen, doch kamen solche mehr zum Vorschein, als er mich zweymal ins Bad begleitete, besonders aber das letztemal im Jahr 1813 in Töplitz.

Um seine heimlichen Ausgaben zu decken, hatte er Schulden gemacht, nicht eben auf meinen Namen, aber doch das Zutrauen mißbrauchend, welches ihm das nahe Verhältniß zu mir verschaffte. Ich entließ ihn und habe seit der Zeit, nur in allgemeinen von seiner Anstellung in dem Königreich Sachsen und Preußen vernommen.

Wenn nun Vorstehendes keineswegs zu seiner Empfehlung gereicht, so kann ich dagegen bezeugen, daß ich niemals an ihm eine politische Tendenz bemerkt habe, außer jenem löblichen patriotischen Eifer, welcher damals die deutsche Jugend belebte.

Ich erinnere mich nicht, daß er ein leidenschaftlicher Zeitungsleser gewesen, kann aber für gewiß sagen, daß ich nie eine politische Broschüre in seinen Händen gesehen. Die Bücher, die er mit ins Bad genommen hat, bezogen sich allein auf Französische und Englische Literatur, deshalb ich ihm Vorwürfe machte, weil ich gewünscht hatte, daß er sich in der Rechtswissenschaft, in der er schon gut gegründet, ja bey einem desfalsigen Examen sehr wohl bestanden war, mehr ausbilden sollte. Ebenso kann ich versichern, daß ich in ihm gar keine schriftstellerische Neigung gekannt, ja daß er, wie sichs besonders am Ende ergab, alle Zeit, die ihm meine Geschäfte übrig ließen, zu heimlichen Wohlleben anwandte und in lustigen Gesellschaften vergeudete.



Sollte ihm nun jenes mir selbst unwahrscheinliche Verbrechen nicht erwiesen, und er wegen seiner leichtsinnigen Handlung nicht gänzlich verstoßen werden, so würd ich, ob er es gleich nicht um mich verdient, die Vorbitte für ihn einlegen, daß man mit ihm, wiewohl unter strenger Aufsicht, einen nochmaligen Versuch zu seiner Besserung machen möge.

Wie ungern giebt man die Hoffnung auf, so schöne Talente untergehen zu sehen.

Mit vorzüglicher Hochachtung und mit Bitte mir von dem Ausgang der Sache gefällige Nachricht zu ertheilen, habe ich die Ehre mich zu unterzeichnen.

Ew. Wohlgeb.
ergebenster Diener
Weimar den 18 März 1816. J. W. Goethe.

Der im Vorstehenden abgedruckte kurze Briefwechsel wird nach Abschriften veröffentlicht, die ich vor vielen Jahren in der Handschriftensammlung des längst verstorbenen Herrn Dr. Jul. Friedländer, des Directors des Kgl. Münzkabinets in Berlin machen durfte. Von Hitzigs Briefe lag, soweit ich mich erinnere, ein Concept, von dem Goethes eine Abschrift vor, auf der bemerkt war »Nach den Originalen, im Besitze des Herrn B. Friedländer«, des Sohnes von David und des Vaters von Jul. Fr. Dieser kurze Briefwechsel war nicht ganz unbekannt. Nachdem Hirzel den Goetheschen Brief in dem neuesten Verzeichniß (1874, vielleicht auch schon früher) unter den Handschriften als Abschrift aufgeführt hatte, gab Strehlke in einem Verzeichniß Bd. 1 S. 270 eine kurze Inhaltsangabe des Goetheschen Briefes. Der letztere ist erwähnt unter dem Datum des 17. 3. 1816, Tagebücher V, 215.[1]

J. E. Hitzig 1780—1849, der Freund und Biograph Chamissos, E. T. A. Hoffmanns und Z. Werners, war eine literarisch interessante Persönlichkeit, als Buchhändler, juristischer Schriftsteller, als Verfasser mancher gelehrten Hand-

---

[1] Für das Folgende vgl. C. A. H. Burkhardt, zur Kenntniß der Goethe-Handschriften, Wien 1898, ferner Goethe-Jahrbuch, Bd. XIX. Ausserdem ist ein Fascikel des Geh. St.-A. in Berlin über Johns Pensionirung benutzt. Johns Thätigkeit als Censor ist in meinem Buche: Das junge Deutschland und die preußische Censur, Berlin 1900, ausführlich behandelt. Aus dieser Schrift S. 148 ff. sind einige Abschnitte in Folgendem wiederholt.

bücher bekannt. Mit Goethe stand er, wie auch aus unseren Briefen ersichtlich, in sehr geringer Verbindung; das wenige was darüber zu sagen ist, ist bei Strehlke zusammengestellt. Näher war Goethe mit John bekannt.

K. E. John ist am 25. Nov. 1788 in Arnstadt als Sohn des dortigen Pfarrers geboren und am 29. Januar 1856 in Naumburg gestorben. Er zog mit seiner Mutter, die in zweiter Ehe den Kammerrath Büttner heirathete, nach Weimar, besuchte dort das Gymnasium, wurde mit Goethes Sohn bekannt, als Student in Jena auch mit Rückert und kam, durch Empfehlung des Ersteren in Goethes Dienst als Schreiber (1812). Er blieb bei ihm nur bis 1814, und bewährte sich in dieser Stellung weder geistig noch sittlich, noch auch körperlich, denn in Folge seiner Kränklichkeit machte er Goethe viel zu schaffen. Nachdem er Goethes Dienste verlassen hatte, muß er sich in Sachsen und schließlich in Preußen aufgehalten und sich als Schriftsteller versucht haben. Doch brachte ihm dies wenig Gewinn. Vielmehr kam er wegen der oben erwähnten Schrift »Sachsen und Preußen« in Untersuchung. Sie scheint aber keine üblen Folgen für ihn gehabt zu haben. Trotz jener Arbeit gelangte er durch den Hauptmann Verlohren in preußische Dienste, wurde bei Errichtung der damaligen Berliner Regierung als Hilfsexpedient beschäftigt und am 20. September 1817 als expedirender Sekretär bei ihr angestellt; nach der Auflösung dieser Regierung ging er in gleicher Eigenschaft zum General-Bureau des Polizei-Präsidiums über. Er wurde, »obgleich er von burschenschaftlichen Ideen Jenas angehaucht und für straffällig erachtet wurde, begnadigt, auch in seiner Stellung belassen«. In dieser seiner Sekretärstellung hatte er vielfach Censur zu üben, wie schon aus einem Aktenstücke vom J. 1821 hervorgeht, in dem ihm auch die nicht zum Druck bestimmten Stücke und Reden auf Privatbühnen, Stücke der Marionettentheater und Reden, die in den Tabagien gehalten wurden, unterstellt werden.

In der eben erwähnten Thätigkeit muß er sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben haben. Er erhielt offiziell Kenntniß von einem an die Polizeipräsidenten erlassenen ministeriellen Schreiben (5. März 1823), in dem jene aufgefordert wurden, da mannigfache »Bestätigungen der Sorglosigkeit« bekannt geworden seien, mit der die Censur geführt werde, »grössere und kleinere Schriften, welche ihnen amtlich begegnen, gefährliche Grundsätze enthalten und doch die Censur passirt haben, dem Minister zu nennen.« John muß bei dieser Gelegenheit belobt und zur Fortsetzung seines Eifers ermuntert worden sein, denn er bedankte sich (5. Mai 1823) für das ihm erwiesene Vertrauen und versprach, »durch die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf die erscheinenden poli-



tischen und Volksschriften mit dahin zu wirken, dergleichen Druckschriften, welche schädliche Grundsätze lehren und Aeußerungen enthalten baldigst zu Hochdero Kenntniß zu bringen.« Er entschuldigte sich dabei, dem Geschäft nicht immer die gewünschte Zeit widmen zu können, wegen seiner gehäuften Arbeit als Expedient, »obwohl ich schon seit geraumer Zeit auf alle Privatstudien, ja auf fast alle Erholung Verzicht leiste.«

Um eine solche schätzbare Kraft nicht im Secretär-Dienst versauern zu lassen, wurde er am 22. December 1823 mit einem Gehalt von 1500 Thlr. zum Redacteur der Staatszeitung ernannt »in Rücksicht der ihm zur Seite stehenden vortheilhaften Zeugnisse und in Erwartung einer eifrigen und entsprechenden Führung des Geschäfts.« Die Leitung eines officiellen Blattes durch einen Subalternbeamten, der kein Examen gemacht und keinerlei Bildung abgeschlossen hatte, befriedigte: John erhielt den Hofrathtitel und als der alte Grano an Umsicht nachließ, meinte der Minister (10. März 1828) in einem Schreiben an den Oberpräsidenten, John könnte bei der Staatszeitung entbehrt werden und den Censorposten übernehmen. Kaum hatte Grano die Augen geschlossen, so schrieb schon Ancillon (28. Mai 1831), der Minister des Auswärtigen, unter dem die Staatszeitung stand, an Brenn, den Minister des Innern, John möge als Nachfolger Granos ernannt werden, zumal die Redaction für seine Gesundheit zu anstrengend und ihm ein wenn auch nicht minder schwieriges, doch eher eine Stunde der Muße gewährendes Amt dringend zu wünschen sei. Dabei wurde ihm folgendes treffliche Attest gegeben: »Er verbindet mit den bewährtesten Gesinnungen eines dem Könige und dem Staate gleich treu ergebenen Dieners eine ebenso ausgezeichnete als vielseitige wissenschaftliche Bildung, sowie nicht minder ein auf Erfahrung und eignes Sittlichkeitsgefühl gegründetes gesundes Urtheil, das ihn bei einer in der That fast peinlichen Vorsicht auch in den schwierigsten Fällen jedenfalls vor Mißgriffen bewahrt.« Auch von dem Polizeipräsidium, das zwar bekannte, er habe die höheren Prüfungen zur Darlegung seiner Qualifikation zu einer Rathsstelle nicht gemacht, wurde ihm ein gutes Zeugniß ausgestellt, er habe »sehr gelungene Ausarbeitungen geliefert, die von schneller Fassungskraft, gründlicher Beurtheilung und vorzüglicher Darstellungsgabe zeigten.«

Provisorisch wurde John die Stelle am 30. Juni 1831 übertragen, nachdem auch das Obercensurcollegium sich für ihn ausgesprochen hatte, definitiv erst am 14. Juni 1832. Die Regulirung seines Gehalts machte Schwierigkeiten; dies wurde auf 1650 Thlr. normirt: 1350 Thlr. Censurgebühren, die sein Vorgänger bezogen, 300 Zuschuß des Ministeriums. Auf

Johns Bitte wurde ihm 21. Juli 1832 der Charakter eines Geh. Hofraths verliehen, er wünschte beim Wiedereintritt in das Censurgeschäft »durch Verleihung eines höhern amtlichen Charakters vor einer schiefen und ungünstigen Beurtheilung des Publikums geschützt zu werden.« Der ihm zugewiesene Wirkungskreis war die Censur der nicht politischen Artikel der Spenerschen und Vossischen Zeitung, ferner des Intelligenzblattes, einiger juristischer Zeitschriften, sowie aller Tages- und Flugschriften im Ressort des Ministeriums des Innern. Seine Einnahmen, die hauptsächlich in den Gebühren des Intelligenzblattes bestanden, mehrten sich stetig: sie betrugen 1839 schon 3271 Thlr. und stiegen in den Jahren 1842—44 durchschnittlich auf 3856 Thlr., wovon die jährlichen Bureaukosten mit etwa 100 Thlr. abgingen. 1836 wurde John Censor für das Junge Deutschland, 1837 erhielt er den Rothen Adlerorden. Am 17. März 1848 hörten seine Funktionen auf in Folge der Aufhebung der Censur, am 1. Juli wurde er mit 1250 Thlr. pensionirt. Auch damals wurde ihm ein gutes Zeugniß ertheilt: er sei stets pünktlich, diensteifrig und abgesehen von den letzten Jahren, wo die zunehmende körperliche und geistige Schwäche störend einwirkten, stets befriedigend gewesen. Er hatte sich in den letzten Jahren einen Adjunkten halten müssen und erklärte sich für zu alt und krank, um einen anderen Staatsdienst zu übernehmen. Er hatte damals noch drei unversorgte Kinder; seine Frau war 32 Jahre alt an der Schwindsucht gestorben. Seine Verhältnisse waren sehr traurig; die Acten enthalten von 1849 bis 1854 zahlreiche Bettelbriefe, in Folge deren er mannigfache Unterstützungen erhielt.

5.

An Joh. Fr. L. Wachler. 24. Okt. 1819.

Unter die schönsten Gaben, die ich zu meinem Feste wohlwollenden Landsleuten verdanke, gehört gewiß Ew. Wohlgebornen Sendung. Nur stellenweise konnte ich Ihr bedeutendes, mit so vieler Sorgfalt gearbeitetes Werk mir zueignen, und ich habe durchaus darin gefunden, was mit meiner Ueberzeugung zusammentraf. Ferner hab ich zu danken für manche Belehrung über mittlere Epochen, in denen ich weniger bewandert bin; so wie für neue und frische Blicke auf Gegenstände, die mir zwar nicht unbekannt waren, deren Ansichten aber sich durch Zeit und Zerstreuung abgestumpft hatten. Den Artikel mich selbst betreffend konnte ich nur mit Rührung aufnehmen. Es ist

6*



der Mühe werth, lange zu leben und die mancherley Pein zu ertragen, die ein unerforschlich waltendes Geschick in unsere Tage mischt, wenn wir zuletzt über uns selbst durch andere aufgeklärt werden, und das Problem unseres Strebens und Irrens sich in der Klarheit der Wirkungen auflöst, die wir hervorgebracht haben. Diesen schönen Genuß zu verdienen, werde ich nicht aufhören, meine Freunde und Landsleute theilnehmend im Sinne zu tragen und manches, was gearbeitet und vorbereitet daliegt, mittheilbar zu machen. Ich wünsche, daß es mir gelinge, auch Ihnen noch etwas Erfreuliches darzubringen [gezeichnet] aufrichtig ergeben J. W. v. Goethe.«

Der Adressat, Consistorialrath und Professor in Breslau, hatte G. zu dessen 70. Geburtstage sein Werk: »Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur, Frankfurt a. M. 1818/19, 2 Bände« übersendet.

Dieses sowie Wachlers Lesebuch der Literaturgeschichte, Leipzig 1827 8⁰ mit Papier durchschossen, befanden sich in Goethes Bibliothek. So steht's nach C. Rulands freundlicher Mittheilung in dem alten großen Cataloge der G.'schen Bibliothek. Aber als Kräuter anfangs der 40er Jahre die Bibliothek collationirte und taxirte, waren beide Werke nicht da und fehlen auch noch heute.

Das Datum ist schwerlich ganz richtig, denn Goethe notirt den Brief als abgeschickt schon unter dem 22. Okt. 1819; am 28. Okt. wurde das geschenkte Buch unter den gelesenen Büchern notirt.

Unser Brief, zuerst von dem Urenkel des Adressaten im Aprilheft des »Kynast, Ostdeutsche Monatsschrift« veröffentlicht, ging dann in manche deutsche Zeitungen über. (Berl. Tagebl. 14. April 1899.)



2. GOETHE-BLÄTTER AUF DER VESTE KOBURG.

Mitgetheilt von

KARL KOETSCHAU.

Kleinere Sammlungen, wie es die etwa 7000 Nummern zählende Handschriften-Abtheilung der Herzogl. Kunst- und Alterthümer-Sammlung der Veste Coburg ist, sollten meines Erachtens am wenigsten damit zögern, das von ihnen aufbe-

wahrte Material bekannt zu geben. Denn jeder Forscher weiß, daß er nur zu leicht geneigt ist, an derartigen Orten vorüberzugehen, lediglich deshalb, weil ihn nichts darauf hinweist, dort zu suchen. Und doch lohnt sich oft ein kurzer Aufenthalt schon über Erwarten. Wer glaubt auf der Veste Koburg etwas über Goethe zu finden? Nennt man sie, so geschieht es ihrer reichen Kunstsammlungen wegen. Daß aber manches kultur- und litterargeschichtlich wichtige Dokument auf der Burg aufgehoben ist, das wissen nur wenige.

Was ich heute an dieser Stelle bieten kann, ist nicht eben viel, weder multum noch multa. Aber wem es einmal nicht vergönnt ist, Bausteine zuzurichten, der wird sich bescheiden müssen, verbindenden Mörtel zu liefern.

Einen der Handschriftensammlung der Veste entstammenden Beitrag zur Kenntniß Goethes konnte ich dem Jahrbuch schon zum 20. Bande (S. 120 ff.) beisteuern: die von Knebels Hand geschriebene erste Fassung eines Goethischen Gedichtes. Dieses Mal sollen die eigenhändigen Goethe-Blätter veröffentlicht werden. Ich beginne mit den Briefen.

I.

Hochwohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr,

Ich befinde mich in dem Fall Sie für einige unbekannte Personen um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Aus beyliegender Zeitung werden Sie sehen können wie ein Freyherr *von Tost* in Gräz gestorben, einen seiner Verwandten Nahmens *Träger* zum Erben eingesezt und diesem 3 Geschwistere *von Lampen* substituirt. Diese leztern haben sich an mich gewendet um durch Vermittlung Ew. Hochwohlgeb. nähere Nachricht von der Erbschaft, wie hoch sie sich belaufe, etwa eine Abschrift des Testaments, sonstige Umstände, auch wohl eine sichere Adresse in Gräz zu erhalten. Sie wissen zwar selbst nicht ob ihr Vorgesezter *Träger* noch am Leben, wünschen aber doch sehr nähere Wissenschaft, die ihnen unmittelbaar zu erlangen schweer zu seyn scheint.

Verzeihen Sie meine Freyheit und versichern Sich daß ich mit aller Hochachtung sey

Ew. Hochwohlgeb.

Weimar
d. 28 Febr 78.

gehorsamster dr
Goethe

Der ganz eigenhändig geschriebene Brief füllt anderthalbe Seiten eines Quartbogens. Aus einer gedruckten und zwei geschriebenen Beilagen ist als Adressat ein k. k. Beamter in Graz, Anthon von Catharin, ersichtlich. Dieser hatte in No. 11 der Erlangischen Real-Zeitung eine vom 10. December 1777 datirte auf die Erbschaft bezügliche Bekanntmachung erlassen. Von den drei von Lampen'schen Geschwistern war ein Bruder in Anhalt-Köthenschen Diensten, als was, konnte ich nicht ermitteln,[1] eine Schwester war in Köthen Stiftsdame, eine zweite, Madame Plessing, wohnte in Wernigerode, ist also doch wohl die Mutter des von der Harzreise her bekannten selbstquälerischen Schwärmers. Warum Goethe sich für die Lampens verwandte, habe ich nicht festzustellen vermocht. Ob vielleicht der Frau Plessing wegen, die er 1777 allerdings nicht persönlich kennen gelernt hatte, und die auch im Verlaufe der Erbschaftssache sich selbständig nach Graz wandte? Oder war er mit einem anderen Mitglied der Familie in Dessau näher bekannt geworden? Uebrigens mußte er in derselben Angelegenheit noch am 18. März und 30. Mai 1778 sich bemühen, wie aus dem zweiten Schreiben Catharins hervorgeht, wo auf Zuschriften Goethes mit diesen Daten verwiesen wird.

Die drei nächsten Briefe sind schon gedruckt. Der vom 5. Juni 1782 datirte hat in der Weimarischen Ausgabe die Nummer 1483. Das Couvert, mit einem wohl erhaltenen Siegel versehen (Darstellung des Ares und der Aphrodite), trägt die Aufschrift:

Des Herrn
Geheimrath von Thümmel
Hochwohlgeb.
Gotha.

Der Adressat hielt sich also vorübergehend in Gotha bei seinen Verwandten oder am Hofe auf, denn Moritz August von Thümmel war in Coburg, nicht »wie Strehlke (Briefe, S. 321) sagt« in Gotha Minister. Ich verzeichne folgende Abweichungen von dem Druck: 338, 9 Andencken; 338, 10 u. 11 bey; 338, 24 beyfälligen; 339, 18 Gnade und Bereitwilligkeit; 339, 21 Mitwürckung; 339, 24 Dankbarkeit für die vorzüglich erwiesne Gnade; 339, 28 versprochnen, bedencken, versichre; 340, 7 verbundnen.

Der kurze Brief vom 31. Januar 1791 an Knebel ist auf Grund einer von W. Arndt auf der Veste gemachten Abschrift

[1] Auch die mich zu Dank verpflichtenden Bemühungen des Herz. Haus- u. Staatsarchives in Zerbst, wo Herr Dr. R. Siebert Nachforschungen anstellte, hatten kein Ergebniß.

— hat er die anderen Blätter nicht gesehen? — unter No. 2852 veröffentlicht.

No. 4958 giebt den Brief an den Herzog Franz von Coburg-Saalfeld vom 16. August 1804 nach dem Concept wieder. Zur Ergänzung sei bemerkt, daß das mit einem noch erhaltenen Siegel, (kleinem Eros) verschlossene Couvert die Aufschrift trägt:

Ihro
des regierenden Herzogs
von Sachsen Coburg
u. Saalfeld
hochfürstl. Durchl.
franko. Coburg.

Anrede im Text: »Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr,«

Abweichungen: 191, 14 gerne; 191, 16 biß; 191, 17 höheren; 191, 18 vorzubereiten; wobey; 191, 19 ankommt wieviel; 191, 20 u. 21 profitirt von der Art seyn daß; 192, 1 werde, wozu ich, um Höchstderoselben; 192, 3 liegt gern, mit Eifer beyzutragen wünsche.

Schluß: Der ich es für ein Glück schätze mich unterzeichnen zu dürfen,

Weimar Ew. Durchl.
d. 16 Aug unterthänigster
1804. JW v Goethe

Aus dem Jahre 1814 stammt ein kurzes empfehlendes Billet:

Der rußische Brigadeadjutant Tschellikow, bey Mad. Ludekus wohnhaft, wünscht an dem Gebrauch der Herzogl. Bibliothek Theil zu nehmen.

W. d. 22 Febr. Goethe
1814

Ueber Tschellikow konnte ich auch mit der mir gütigst von Herrn Geheimrath von Bojanowski gewährten Hilfe nichts Näheres erfahren.

An »Herrn Rath Vulpius«, wie ein Ausschnitt aus der Adresse besagt, wendet sich Goethe mit einigen Zeilen um Auskunft:

Möchten Sie, mein werthester H. Rath, nachforschen: ob der Nahme

Valinco

in der Corsischen Geographie vorkommt, es sey als District, Stadt, Ort oder Gebirg. Durch den Fund geschieht mir ein besonderes Vergnügen.

Das beste wünschend

Jena Goethe

d. 27 Jun.

1816.

Unter dem darauf folgenden Tag finden wir im Tagebuch (V, 246) angemerkt: »Merkwürdiger Stein von Valinco in Corsika«, am nächsten (V, 247) »Base zu dem Corsischen Gestein« und »Spörls Corsika«, das auch weiterhin noch genannt wird. Einer freundlichen Auskunft des Herrn Geheimraths von Bojanowsky zufolge entlieh dieses Werk Goethe von der Großherzogl. Bibliothek am 29. Juni. Es stellt also die Antwort des Rathes Vulpius dar.

Unbekannt blieb mir der Adressat, mit dem sich die folgenden Zeilen beschäftigen:

Ich wünsche daß der junge Mensch den Sie empfehlen sich morgen früh um zehen Uhr bey mir einfinde u einige Zeit bey mir arbeite, damit ich ihn prüfen könne.

W. d. 28 Octbr Goethe

1817.

Die an den Geh. Leg.-Rath von Conta am 7. April 1821 gerichtete kurze Notiz, übrigens das einzige nicht eigenhändig geschriebene, sondern nur unterzeichnete Blatt der Coburger Sammlung, gebe ich hier nicht wieder, da es bereits oben S. 40 veröffentlicht worden ist.

Ein undatirtes Blättchen enthält nur die Verzeichnung eines Büchertitels: La Vie des Peintres Flamands Allemands et Hollandais par J. B. Descamps Paris 1753. II Tom. und ein zweites der Art nur die mit Bleistift geschriebenen Worte:

Findet sich auf Herzogl. Bibliothek eine Nachricht von dem neuen Bade Eilsen (bey *ist durchstrichen*) ohnweit Bückeburg. G

Aus einem mir gütigst von Herrn Geheimrath Suphan mitgetheilten Brief an Nikolaus Meyer vom 18. Januar 1815, in dem es heißt: »Vergangenes Frühjahr hatte ich Hoffnung, mein würdiger Freund, mich Ihnen zu nähern, indem ich den Vorsatz faßte nach Eilsen zu gehen. Da sich aber meine Curfahrt nach Wiesbaden wendete, mußte ich auf jene Aussicht Verzicht thun« — aus diesem Brief geht hervor, daß die Notiz etwa aus den ersten Monaten des Jahres 1814 stammt.

II.

In dem »Neuverbesserten Calender für alle Stände, auf das Jahr 1789« finden sich auf dem Blatt vor dem Titel botanische Aufzeichnungen, auf dem Blatt nach dem Schluß des Textes Notizen zur Farbenlehre und flüchtige Skizzen mathematisch-technischer Constructionsversuche, auf dem Schlußblatt selbst aber, mit Bleistift geschrieben, einige kurze Worte, meist mineralogische Bezeichnungen. Diese gewiß nicht uninteressanten Bemerkungen hier wiederzugeben möchte ich mich um so weniger unterfangen, als nur ein Sachverständiger sie in das rechte Licht zu stellen vermag. Das Goethe-Schiller Archiv wird Sorge tragen, daß dies geschieht. Ich will vielmehr jetzt mich den wenigen *Niederschriften poetischen Inhalts* zuwenden, alle von Goethes eigener Hand geschrieben.

Den Beginn mögen zwei dem Januar des Jahres 1814 entstammende Blättchen machen, deren Format ebenso wie der Goldschnitt die Bestimmung für Stammbücher deutlich hervortreten läßt. Das erste enthält offenbar ein nicht sonderlich höfliches Citat aus einem englischen Schriftsteller. Bessere Anglisten als ich mögen feststellen, aus welchem; ich suchte vergeblich. Es lautet:

You carry a kind of Bedlam still about ye.
Weimar d. 3 Jan. Goethe
1814

Das zweite ist aus der Abtheilung »Sprichwörtlich« bekannt, ist II. 223, 11—14 abgedruckt (Im neuen Jahre Glück und Heil) und unterscheidet sich von dem Druck nur durch eine etwas veränderte Interpunktion — die drei ersten Zeilen haben am Schluß Ausrufezeichen — und durch das klein geschriebene »einen« in der vierten Zeile. Der Vierzeiler ist unterzeichnet:

Weimar Goethe.
d. 22. Jan.
1814



In würdiger Form, geborgen in einer innen mit weißem Atlas, außen mit rothem Sammet bezogenen Mappe in Quart-Format, bietet sich uns das Jnbiläumsgedicht für den Gothaischen Minister von Frankenberg dar. Unter der Abtheilung »An Personen« ist es II. 154f. abgedruckt. In den Lesarten auf S. 334 sind die Abweichungen, die Ueberschrift und die Datirung — 1. Januar 1815 — nach der Coburger Handschrift angegeben.

Von zwei Vierzeilern ist der eine, mit den Worten beginnend »Ich habe gar nichts gegen die Menge« in den 2. Theil der Zahmen Xenien aufgenommen (III. 253, 356—359) (Abweichungen: nach »Menge« Komma und »Schelmen« anstatt »Schelme«), und der andere ist im 7. Theil derselben Gruppe aus dem Nachlaß veröffentlicht worden (V[1], 85, 33—36): »Der Würdige, vom Rhein zum Belt« u. s. w. Außer einigen abweichenden Interpunktionen — nach »Würdige« und »Welt« kein Komma, nach »ergründen« ein Punkt — ist noch anzumerken, daß die vierte Zeile zuerst anders lautete: »Wird nur seine Meynung finden« und dann erst die wirksamere Fassung, wie sie bereits gedruckr ist, erhielt.

Am merkwürdigsten erscheint mir das letzte Blättchen. Es ist bis jetzt nicht bekannt und lautet:

Und in stets bewegten Fluten
Haschen wir lebendige Schätze,
Lieben Angeln, Leine, Ruthen
Und verehren unsre Netze.

Ich glaube, daß wir es hier mit einem kleinen, nicht zur weiteren Ausführung gelangten Entwurf aus dem 2. Theil des Faust zu thun haben.[1] In den auf Vers 5198 folgenden scenarischen Bemerkungen heißt es: »*Fischer* und *Vogelsteller* mit *Netzen, Angeln* und *Leimruthen,* auch *sonstigem Geräthe* treten auf, mischen sich unter die schönen Kinder. *Wechselseitige Versuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und festzuhalten* geben zu den angenehmsten *Dialogen* Gelegenheit.« Ein kleines Bruchstück von diesen Dialogen liegt hier vor. Der Inhalt der Verse paßt vortrefflich zu den Bemerkungen, und wenn man die kurz vorhergehenden Gesänge der Gärtner liest, so wird man finden, daß sie sich auch formell diesen ohne Schwierigkeit zugesellen lassen.

---

[1] Es freut mich, als Eideshelfer Bernhard Suphan nennen zu können, dem ich meine Ansicht mittheilte.



3. ZUM GOETHE-ZELTERSCHEN BRIEFWECHSEL MIT BEITRÄGEN VON E. v. BAMBERG UND P. WEIZSÄCKER.

Herausgegeben von

Ludwig Geiger.

a) *Zelter an Goethe, mitgetheilt von E. von Bamberg.*

Sie haben mir, mein geliebter Freund, in Hn. Eberwein einen recht braven jungen Mann zugesandt, für dessen Bekanntschaft ich Ihnen aufs Neue verbunden bleibe und Sie sollen ihn diesmal gerechter zurück erhalten als er gekommen ist. Nicht blos seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit darf ich loben; auch sein Blick fängt seit sechs Wochen an das Herz der Kunst zu suchen und sein Verlangen geht in die Ahnung über daß das Rechte und Schöne von jedem besonders gefunden werden soll. Wir haben einen ernsthaften Weg genommen auf dem es anfänglich nicht eben lustig hergeht, doch sind wir seit kurzem ansehnlich vorgeschritten und haben Hoffnung uns ganz angenehm einzuspinnen. Schon sehen wir ein, daß die Regel nicht allein ist und wieder eine Regel hat der wir uns vertraulich nähern, indem wir ihren Grund in unserm tiefsten Herzen finden, wodurch denn eine Neigung zur Kunst entsteht die nicht jede Welle des Tages in Bewegung setzen oder losspielen (sic!) kann. Die Verwunderung über künstliches Handwerk geht in tiefe Bewunderung und Liebe zur Wahrheit über und so hoffen wir auf einen Weg zu kommen wo die Aussicht immer freyer und das Ziel sichrer wird.

Ich muß nur gestehn daß ich selbst anfange zum jungen Eberwein mehr und mehr Neigung zu gewinnen und da er so gut im Zuge ist, wünschte ich seinen Aufenthalt verlängern zu können. Nun ist die Frage: ob er wohl noch 4—5—6 Monathe hier bleiben könnte? Wenn er bey seinem Fleiße bleibt, stehe ich dafür daß die Zeit gut angewendet werden soll; bleibt er nicht dabey, so schreibe ichs Ihnen lieber. Es ist gar zu schlimm unter solchen Umständen von der Zeit gedrückt zu werden, da doch auch nicht alle Tage gute genannt werden können. Leben Sie fein wohl mein ewig geliebter Freund und vergessen Sie nicht ganz

Ihren

Berlin 9 Mai 1809. Zelter.

Der Künstler auf den sich dieser Brief bezieht ist der Weimarer Musiker Karl Eberwein 1786—1868, seit 1818 Musikdirector an der Stadtkirche, seit 1828 großherz. Musikdirector, von dem im Goethe-Jahrbuch (vgl. Gesammtregister Bd. I. II) vielfach die Rede war. Unser Brief handelt über die zweite Berliner Reise des Künstlers. Eberwein kam (vgl. Goethe-Zelter I, 333, 335, 337) am 19. August 1808 in Berlin an, mußte aber schon am 30. September wieder nach Weimar zurück. Zelter hielt seine Bildung lange nicht für beendet; deswegen schickte ihn Goethe aufs Neue 16. Februar 1809. Dieser Aufenthalt dauerte fast 3 Monate bis 9. Mai; in unserm Briefe, dessen Anfangsworte an die Zelters vom 30. September 1808 anklingen, erhielt er ein glänzendes Abschiedszeugniß, das Original, s. Z. Eberwein durch Goethe überlassen, ist mit Nr. 275 bezeichnet und befindet sich in Herrn v. Bambergs Besitz. Er füllt die Lücke, die zwischen 133 und 134 des Goethe-Zelterschen Briefwechsels bestand (16. Febr., 1. Juni, Briefe W. A. 20, 296, 344) gut aus.. L. G.

---

b) *Aus den Zelterschen Concepten.*

Zu einer Ausgabe des Goethe-Zelterschen Briefwechsels, deren Manuscript vor etwa zwei Jahren abgeschlossen wurde und deren Erscheinen im Verlage von Philipp Reclam jun. in Leipzig in Aussicht steht, hätte ich gern die Originale angesehen; leider war es mir nicht vergönnt, die in dem Goethe-Schiller-Archiv ruhenden Originale zu prüfen. Für die Briefe Goethes mußte ich mich daher darauf beschränken, die in der Weimarer Ausgabe gedruckten Briefe zu vergleichen. Bei diesem Vergleich stellte sich heraus, daß nur ein kleines unbedeutendes Billet vom 13. December 1804 bisher ungedruckt war; die Collation der übrigen ergab nur kleine Zusätze von selten mehr als ein paar Worten und ganz minimale Aenderungen. Einzelne Worte waren aus Versehen ausgelassen, so z. B. »da mich mein Geschick von Ihnen entfernt« zwischen »Geschick« und »von« die Worte »diesen Sommer«. Manchmal hat Riemer kleine Fehler verbessert; statt des von Goethe geschriebenen »lassen Sie mir hören«, druckte er »mich«. Der Fehler unseres Druckes, »daß man von jeder Art Thätigkeit untüchtig wird«, ist in das Richtige »zu jeder Art von Thätigkeit« verbessert worden.

Die Vergleichung konnte sich bisher auf etwa fünfzig Briefe erstrecken; ob die der übrigen von 1810—1832 ergiebiger sein wird, vermag ich natürlich nicht zu sagen.

Die Zelterschen Briefe sind seit ihrer ersten Veröffentlichung nicht wieder gedruckt worden. Vermochte ich auch

nicht die Originale einzusehen, so war mir vergönnt, ein Convolut von Concepten zu benutzen, die Herr Schulrath Fritz Jonas der Berliner Literatur-Archivgesellschaft ins Depot gegeben hat. Diese Concepte Zelterscher Briefe an Goethe rühren fast ausschließlich aus dem letzten Jahrzehnt der Correspondenz her. Aus einer Gegenüberstellung dieser und der gedruckten Texte entnimmt man die große Sorgfalt, mit der Zelter an seinen Briefen arbeitete. Dies ist wunderbar, weil sie eben durchaus einen improvisirten Eindruck machen; in Wirklichkeit feilte er daran mit einer für freundschaftliche Briefe überaus bemerkenswerthen Anstrengung. Von einzelnen Briefen liegen zwei, von einem sogar drei Concepte vor und wenn man endlich den gedruckten Text mit den verschiedenen Concepten vergleicht, so sieht man neue Aenderungen und Verbesserungen. Das frappanteste Beispiel von diesem Concipiren von Briefen bildet das undatirte Billet (Briefwechsel Band 4 S. 360 f.). Es soll den Eindruck hervorrufen, als wenn es in großer Eile geschrieben sei, aber selbst der Schluß »das Mädchen wartet« ist bereits in dem Concepte vorhanden.

Aus diesen Concepten nun läßt sich mancherlei Interessantes dem bekannten Briefwechsel hinzufügen, z. B. Ausfüllung von Lücken, die in dem gedruckten Text durch Striche angedeutet werden.

So ging Zelter am 7. Nov. 1827 auf die »Tabelle« ein, »welche den Inhalt der Tonlehre« darstellt. Eine solche hatte Goethe dem musikalischen Freunde am 6. Sept. 1826 geschickt und dazu bemerkt »kann zu deren Vollständigkeit etwas beigetragen werden, so soll es mich erfreuen«. Zelter äußerte (Anfang 1827) »gegen Deine Tabelle und ihre Aufstellungsmethode wüßte ich nichts einzuwenden.« Am 9. Juni 1827 trug Goethe die Bitte vor, ihm gelegentlich die Tonlehre zurückzuschicken; Zelter antwortete noch an demselben Tage, er habe sie an die Wand seines Zimmers angeheftet und müsse sie erst abschreiben. Erst im November desselben Jahres ging Zelter näher darauf ein; diese Auseinandersetzung ist aber in den gedruckten Briefwechsel nicht aufgenommen.[1]

»Um zu diesem Maaße zu gelangen, nehmen wir erst einen klingenden Körper als ein Ganzes an.« — Dabei fiel

[1] Vor der Auseinandersetzung über die Tabelle erzählte Zelter eine Skandalgeschichte, die ich mitzutheilen keine sonderliche Lust habe. Der Redacteur hat sie unterdrückt, dabei aber zwei Stellen Goethes (Band 4 S. 441 und 452) ruhig stehen lassen, die der Leser gar nicht versteht, da eben Zelters Erzählung nicht gegeben ist — ein Beispiel, das zeigt, wie nachlässig der Redacteur unseres Briefwechsels manchmal zu Werke ging.

mir ein, ob du nicht dazu sezzen möchtest *»oder den Klang einer gespannten Saite«* — indem die Saite durch bloße Erschütterung schon den Klang giebt, ohne an sich selbst ein *klingender* Körper seyn zu müssen. Das ist freilich eine fast zu kleine Angabe, die nur das Messen der Klänge erleichtert, das bei Glocken und anderen klingenden Körpern schwieriger ist.

Daß die ganze Lehre auf die ganze Erfahrung gegründet sey kommt eben zurecht, als die Philosophen sich den Kopf zerstoßen unsere Musik zu ihrer Sache zu machen.

Wenn wir auch wüßten was sie wollen, so erfahren sie niemals was wir können u. endlich geschiehts wie dem sel. Moriz (der doch immer noch ein Mensch war) und uns einst die Schönheiten eines garnicht schönen Säulenkapitaels aus einander sezzen wollte, ja, was er sprach ließ sich gut hören, es wollte nur nicht zu diesem Muster passen.

Wichtiger als die Ausfüllung einzelner Lücken in den gedruckten Briefen sind entweder ganze Briefe, die geschrieben, vielleicht auch abgeschickt sind, aber von dem Herausgeber nicht in den Text aufgenommen oder schließlich von dem Absender zurückgehalten wurden. Ferner große Stellen, die, nachdem sie niedergeschrieben waren, aus irgend welchen Gründen vor des Schreibers Augen keine Gnade fanden. Sie zeigen des Correspondenten redliches Bemühen, sich über gewisse Dinge, für die er bei dem großen Freunde Interesse voraussetzte, klar zu werden, ehe er vor den Meister trat.

Einzelne Beispiele dafür mögen genügen. Der große Brief Goethes vom 21. November 1827 hat im gedruckten Briefwechsel keine Antwort, denn der vom 23. November ist vor dem Empfang des Weimarischen Schreibens abgefaßt, kann daher auf diesen nicht eingehn. Am 4. December kam Goethe nochmals auf das in seinem vorigen Brief behandelte Leben Napoleons von Walter Scott zurück. Aber auch dann äußerte sich Zelter nicht unmittelbar, sondern erst in seinem Schreiben vom 28. Januar 1828 (Band 5, S. 6f., 9f.). Diese beiden Stellen sind ziemlich kurz und entsprechen nicht der Art des Berliners, einer Weimarer Anregung zu folgen, vielmehr war es klar, daß ein Werk, das eine ausführliche Beurtheilung Goethes erfahren hatte, von ihm gründlich durchgenommen und behandelt wurde. So zeigen in der That seine Concepte eine viel ausführlichere Darlegung desselben Gegenstandes. Da nun das Werk, um das es sich hier handelt, bedeutend genug ist, so werden die folgenden Auseinandersetzungen wohl auch

mit Interesse gelesen werden. Auch legt Goethes ausführliche Antwort (Band 5, S. 18 f.) die Vermuthung nahe, daß er mehr erwartet und vielleicht empfangen hatte, als die dürftigen, oben erwähnten Notizen Zelters im gedruckten Briefwechsel.

B. 7. Dez. 1827.

Deine Hypothese wird mir zur Auflösung, indem ich soeben die zwey ersten Capitel von W. Scott's Napoleon vollendet habe. Mir sind Leute genug bekannt, die das ganze Jahr gegen Vorurtheil im Kriege begriffen, sich täglich selber im Irrthum ertappen. Dein weises Wort: »Wer sich bey einer Legende beruhigen muß lasse die Geschichte seyn wie sie ist« kommt ganz zur Zeit, Alles wollen sie zurechtrücken hinterher, und was am Tage geschieht da sind sie bald vor bald hinter sich.

Wer unter den kombinierten Gegenmächten hier besonders im Schatten stehen soll wäre zu errathen; doch wer am verdächtigsten dasteht, ist der große Mordkaiser der lausiger 80 Mille Pfund Blutgeld nimmt, um sich und sein ungeheures Land zu schaden ohne zu merken, daß er wie alle seinesgleichen wie eine spanische Wand zwischen zwey Elementen steht, um von beiden Seiten durchbohrt zu werden.

Den 31. Dez. 1827.

Der Winter ist mir freilich noch selten günstig gewesen. Diesmal habe meinen Geburtstag unter Schmerzen feiern sollen mich aber lustig machen müssen um Andern ihre Freude nicht zu verderben, das mir darum nicht schlechter bekommen ist, wie mir's auch mag gekleidet haben.

Deine Weissagung über W. Skotts Leben Napoleons trifft gut zu. Man rekapituliert nicht ohne Nutzen die abgedankten Akteurs und Komparsen der Revolution und das worüber man ihn tadeln will, ist eben wieder an der Zeit, um ähnliche Gesellen aufzurufen. Auch ich habe die große Weltbegebenheit damals wie eine Familiensache empfunden, tief betrübt über die Leiden guter Menschen, hoch aufgeregt durch die gewaltsamste Bewegung.

Nach 30 Jahren kühlt sich's freilich ab; man schilt nicht mehr den Ocean der ein Schiff einer Flotte begräbt.

Wie wollte man die moralische Welt ausnehmen? Was weiß die Menge von der Unschuld Eines, den sie erst trägt und dann verschlingt.

Den 7. Jan. 28. Jetzt sind wir eben aus Egypten in Fréjus gelandet und mit größtem Interesse belehrt worden über Geschichte und deren Darstellung. Wer Recht behält hat Recht und das zeigt sich abermalen und wer von allen den guten Leuten hält seine Sache nicht für die rechteste und ist froh, das alte Sündenleben sobald wieder in Fluß zu sehen.

Der Vf. erscheint als Geschichtsschreiber, Philosoph, Sittenrichter und Politikus, allein er ist wirklich unterrichtet; er hat die Dinge erlebt, nahe und fern gesehen, wie man eben sieht. Er stellt sich hoch genug, um die Sachen aus einer Art von Vogelperspective zu übersehen. Er scheint mir die Revolution in ihrer individuellen Thätigkeit nach Namen und Stand zu nehmen und den Weltbegriff zu verlassen nach welchem nichts beständig ist, wäre es auch uns noch so bekömmlich. Daß keiner sich will nehmen lassen, was er hat, ist ebenso natürlich, als daß Keiner dem Andern gönnt was er hat. Danton, Robespierre, Marat, Sieyes und Tutti quanti, das sind Namen die sich so wenig schelten lassen, wie die Personen eines Dramas das Werk irgend eines Dichters oder man müßte annehmen, daß diese Leute die Geschichte machten, in die sie ebenso zufällig hineingerathen wie die Zeit selber.

Was übrigens etwas stark aus dem Vf. hervortritt ist der Engländer der gern den Nationalneid unterdrücken will gegen einen Mann von Genie den er lobt wie er nicht anders kann und hinterher von gewisser Höhe herab des Ehrgeizes beschuldigt, wenn dagegen die Bourbons, das östreichische Kabinet und alles was in englischem Solde stand seiner völligen Legitimität sich freuen dürfe. Selbst Fr. v. Stael, die Unschuld selber ist wohl angesehen wegen ihrer Eifersucht gegen Napoleon. Es ist in der That verdächtig, wenn ein Engländer gegen Despotism. Unterdrückung, Tyranney und dergl. spricht; und zwar bei einer Gelegenheit, da er in aller weiten Welt nur einen Mann sieht, der nicht zu bestechen ist. Solcher Fall scheint

ihnen noch nicht vorgekommen zu seyn. Es muß erlaubt sein, sich ebenso klug und hoch zu stellen als der Vf. indem er die ungeheure Weltbegebenheit der Revolution wie eine Familienangelegenheit betrachtet, von der England sich wie ein Altpapa (?) ansieht. Ja man muß so billig seyn den Engländern zu erlauben einen Abfall wie den der Vereinten Staaten nicht zum zweiten Male erleben zu wollen.

Wenn Napoleon Alles ist was ihm der Vf. aufladet, so muß man gestehen daß so manches Gute hervorgegangen ist. In dieser Geschichte steht ein Mann gegen die Welt die auch beherrscht wird und thut was ihre Herrscher wollen. Daß dieser Mann bei aller Eitelkeit, Herrschsucht u. s. w. durch eine ziemliche Reihe von Jahren, trotz Jugend, Weltlust, Kampflust durch nichts bestochen ist was alle Welt für das Liebste, Schönste, Größte hält, das ist ein Punkt den nicht zu vergessen ich dem Vf. empfehle. Fragt man weswegen und wofür so vieles Blut vergossen ward; so fragt ein Engländer: Was kostet das Pfund Menschenblut. Oestreich mag sich bedenken und alle Andern auch, bezahlt ist bezahlt.

Wem der Patriotismus d. Vfs. nicht zuwider ist der kann hier was lernen; das Werk ist gut geschrieben und scheint nicht die Arbeit Eines Individuums, wo nicht bestellte Arbeit zu seyn. Ob es auf die Kaiserl. Regierung eine Wirkung thun wird, mag sich zeigen.

W. S. hat eine Art von Witz um seinen Helden herunter zu halten, wovon stets die Hälfte wahr und die Anwendung falsch ist indem er ihm stets aufbürdet, was seinen Landsleuten zur Last fällt. Manchmal will er sich zu Napoleon erheben indem er über ihn gleichsam hinausgeht um gerecht zu scheinen, da erblickt man ihn in einer Art Vogelperspective.

Ungedruckt ist ferner folgendes Briefchen vom 17. Oktober 1829, das nach der ganzen Fassung den Eindruck macht, als sei es wirklich abgeschickt worden. Im gedruckten Briefwechsel aber findet sich und zwar an anderer Stelle (Band 5, S. 311) aus diesem Concept nur eine Berlioz betreffende Stelle, die in dem folgenden Abdruck ausgelassen worden ist. Zur Erklärung des hier Mitzutheilenden diene Folgendes: Zelter war eben von Weimar nach Berlin zurückgekommen. Der Eindruck, den er durch Goethe empfangen hatte, war so

groß, daß er sich darüber sofort äußern mußte. Aber unser Brief ist auch interessant wegen der Stelle über Immermann. Das Stück, um das es sich handelt, führt den Titel »Kaiser Friedrich II.«, Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Es wurde mit Musik von W. Hennig vom 15.—24. Oktober im Ganzen dreimal zu Berlin aufgeführt.

17. October 1829.

Im Jahre 1823 (III. 364) schrieb ich Dir aus Elberfeld, daß ich daselbst eine verwandte Liedertafel gefunden und in der Familie des Fabrikanten Jakob Platzhoff (seine Frau ist eine Berlinerin) so wohl aufgenommen gewesen sey. Dieser Platzhoff ist eben hier und bittet mich, ihm ein Blatt an Dich mitzugeben.

Wenn ich die Gelegenheit nicht versäume, Dir ein Zeichen des Lebens zukommen zu lassen, sollst Du darum nicht mehr und minder gequält seyn, ich bin froh nachher durch ihn zu vernehmen, daß Du straff und tüchtig bist, wie ich Dich vor Kurzem gelassen; da es Dir eben jetzt nicht an Besuchern fehlen mag, die weder abzuweisen noch zu erbauen sind.

Wir haben hier ein neues Trauerspiel: *Kaiser Friedrich der Zweite,* von Immermann, das ganz und gar nichts taugt und mir sehr leid thut, da ich den Verf. als einen fleißigen Mann von Sinn und Geschick persönlich kenne. Ferner ein kostbares Ballet, ein mythologisches, worin alle Götter des alten Olymp sich ohngefähr so ausnehmen wie die Figuren in dem *Fest der Handwerker.* — Was sie in Paris fortjagen, ist hier — gerufen.

Seitdem ich wieder hier einheimisch bin, besuche ich fast täglich die Königl. Theater, weil man bey der übelen Witterung sonst nicht aus dem Zimmer käme. Man ist zur rechten Zeit zu Hause und im Bette und das ist ein zweyter Vortheil, denn unser Schauspiel ist im Ganzen wirklich zu loben, man müßte denn von der Zeit fordern, was sie nicht hat.

Lebe wohl.

Sonnabend, Dein ewiger
17. Oct. 1829. Z.

Fast völlig ungedruckt (nur eine Stelle ist benutzt Band 6 S. 47 und zwar die über Hensels »Samariterin am Brunnen«)

ist der folgende Brief. Er mag hier stehen, weil er aufs neue in schöner Weise die Theilnahme Zelters an den Werken des Freundes bezeugt und weil die Auseinandersetzungen über Berliner Kunst von Interesse sind. Das Concept ist auch dadurch lehrreich, daß Abschnitt 3 und 7 denselben Gegenstand und doch in wesentlich anderer Weise behandeln.

Nov. 1830.

Auf die vierte Lieferung Deiner neuen Ausgabe freue ich mich schon darum, weil ich wieder gelegentlich stöbern und rekapitulieren kann und immer noch finde, was sich von neuem wieder durchkocht. Dann habe zugleich alles weggegeben von Dir, was sich unter den Kindern umhertreibt und die letzte Ausgabe von Deiner Güte, welche ich mir elegant binden lassen, habe ich Begas zu seinem letzten Geburtstage verehrt, der nun mit seiner Frau darin studiert, wie Friedrich mit Philine. Doch das paßt nicht recht, man müßte sich denn solche Scene ins Ernste travestiert denken, wie Homer die Ilias. Er hat für mein Bild nichts bekommen, und so habe ich ein Geschenk mit einem geschenkten Geschenke bezahlt.

Unsere diesjährige Kunstausstellung prangt in der That mit Skizzen der Hoffnung, welche die jungen Künstler von sich geben. Dein Protestantismus gegen das Nachbilden alter pfäffischer Thorheiten, der auch von meiner Seite kräftige, ja derbe Unterstützung findet, wirkt zwar nach und nach, doch sichtbar. Unter den Alfanzereien dieser Art ist ein Eccehomo im Purpurmantel, mit eisernem Fleiße ausgearbeitet. Die Blutstropfen der Dornenkrone scheinen Tropfen des Künstlers zu sein, doch ist dergleichen nicht so viel wie sonst und das Meiste von Frauenzimmern.

Vier junge Künstler haben eine Aufgabe: *Die Trennung der Penelope von den Laren des Vaterhauses* in Basrelief, etwa 2½ Fuß hoch und 4 Fuß lang, sämtlich mit Geist und Geschick modelliert und eins davon wird wahrscheinlich den Preiß gewinnen, füllt den Raum vorzüglich bequem. Penelope neigt sich dem künftigen Gatten huldreich zu, indem sie die Hand des Vaters mit innigster Liebe fest zu halten u. los zu lassen scheint. Die Figuren sind wahr, lebendig, Ullisses' Pferde gehorsam ungeduldig und in dem

ganzen Bilde entspricht eins dem Andern. In den Versuchen der anderen drei Jünger sieht die Aufgabe einer Entführung der Briseïs ähnlich, wofür ich es wie auch Herr von Raumer erkannt hatte, und das liegt in der Aufgabe selber. In allen vier Bildern aber ist die weibliche Figur das züchtigste Bild einer schönen Jungfrau.

Unter den Originalmalereyen ist ein Raub der Proserpina, der viel getadelt wird, besonders von Frauen, die ihn indecent finden und zwar mit Recht. Das Bild ist kolossal, und der Künstler zeigt sich als ein Schelm. Proserpina ganz nackend ruht, ausgestreckt im Nachgenuße wollüstigen Schmerzes, noch im Arme des Gottes, der sie wuchtig und sanft auf den Wagen nach sich hebt. Ihr Kopf liegt anmuthig zurückgebogen, zu ihren Füßen ein umgestürzter Blumenkorb; die schönsten Arme über dem Kopfe hinausgestreckt sind jeden Widerstandes unzureichend. Zur Rechten unten ein spizbübischer Amor, der ein Band um die Schöne legt, das hernach den Wagen schließen soll. Höchst wahr sind die verschiedenen Karnationen der beyden Körper, der weibliche blühend wie ein Paradiesbeetlein, und der männliche in aufgeregter unerschöpfter Kraft. Der Maler heißt Emil *Jakobs* aus Gotha. Ich hätte nichts einzuwenden, wenn mir das Bild für den Gegenstand nicht zu kolossal erschiene. Vor 10 bis 15 Jahren möchte sich's Keiner herausgenommen haben, solch eine Madonna auszustellen.

Hensel hat sich zusammengenommen; er hat im Auftrag des Königs, in Rom die Transfiguration kopiert und alle unsere Kenner halten es für die beste Kopie, welche bis heute gemacht sey.

Wolltest Du mir wohl nach unsrer Art ein Wort über die Bedeutung dieses Bildes und die Verbindung der sogenannten zwey Hauptgegenstände sagen. Ich vertraue dem Genie mehr als seinen Auslegern, und Du bist mir beydes zugleich — aber bald! hörst Du? — Ferner hat Hensel eine eigene Erfindung geliefert: Die Samariterinn am Brunnen. Ein derbes wohlgefälliges, ruhiges Weibsbild. Der Christuskopf will mir nicht gefallen, weil er zu den klugen, nicht ungeschäftigen Händen nicht zu passen scheint. Der Körper aber sizzt vor dem Weibe, als wenn

er aufstehen möchte und die Gewänder werden sehr gelobt. Oben rechts kommen die Jünger in der Ferne aus einem Walde hervor, und der Vorderste sieht aus als ob er sagte: Da sizzt er wieder und plaudert mit den Weibern und uns läßt er suchen.

Die jungen Leute zeichnen sich zur Bewunderung aus. Vier unter ihnen haben den nehmlichen Gegenstand zur Bearbeitung eines Basreliefs erhalten. Der Preiß ist ein dreijähriger Aufenthalt in Rom auf Kosten der Akademie: *Penelope verläßt das Vaterhaus um mit ihrem Gatten zu ziehen.* Die Arbeiten der sämtlichen vier Bewerber sind von Wert. Den Lohn des Preises kann nur ein Einländer erhalten, unglücklicherweise ist der, welcher das Beste gemacht hat, ein Ausländer Namens Rietschel, der nun deswegen die Aufmerksamkeit seiner eigenen Regierung verdient. Worinn sich dieser von den anderen besonders auszeichnet, ist die geschickte Benuzzung des Raumes und das Verhältnis der Figuren zur Tafel, auch hat er sich gehütet vor freystehenden Gliedmaßen, worinn ein paar Andere sich eben auszeichnen wollten und sich viel unnütze Arbeit gemacht haben. Übrigens freut mich's, daß die jungen Künstler in großem Respecte stehen gegen die Ansicht der W. K. Fr. was ihnen umsomehr anzurechnen ist, da sie solchen Respekt nur selten durch die Lehrer haben.

Das in dem folgenden gleichfalls ungedruckten Brief vom 15. Febr. 1824 erwähnte Stück ist »der standhafte Prinz Don Fernando von Portugal«, Trauerspiel in fünf Abtheilungen nach dem Spanischen des Calderon, übersetzt von Schlegel, eingerichtet von Goethe, Musik zur Handlung von Gurrlich. Das Stück, das am 5. October 1816 in Berlin zuerst aufgeführt worden, wurde offenbar damals neu aufgenommen, ohne sonderliches Glück zu finden, denn es wurde bis zum 7. Juni 1835 nur elf mal gegeben. Die Auslassung unserer Stelle durch Zelter oder den Redacteur erklärt sich vielleicht daraus, daß schon eine größere Stelle über dasselbe Drama gedruckt ist (Band 2. S. 322) eben nach der ersten, oben erwähnten Berliner Aufführung, nachdem ein paar Andeutungen sich schon Band 1 S. 429 und 437 gefunden hatten. Der Brief lautet:

B. 15. Febr. 24.

Unsere neue Vorstellung des *Standhaften Prinzen* darf wohl gelobt werden und habe ich das Stück gestern Abend mit Bewundrung und freudigem Schmerze wieder gesehen.

Du erinnerst Dich gewiß noch, daß Du es Schillern und mir eines Nachmittags in Deinem Hause, da eben die Schlegelsche Übersetzung angekommen war, vorgelesen hast.

Unser Wolff zeichnet sich als Meister darinn, ich kann ihm jedes Wort gut heißen und sind deren in des Prinzen Rolle nicht wenige. Die anderen Rollen werden nach Vermögen bedient und wollen die guten Leute es nicht zu gut machen, so wäre allem geholfen. Auch die Direction hat es nicht fehlen laßen und will schon etwas sagen, zu einem einzigen Stücke fünf ganz neue Dekorationen solchen Gehalts herzustellen.

Was soll ich vom Werke selbst sagen? Man erfreut sich am Christenthum, man benedeit sich seines eigenen Antheils daran, der unaussprechlich wohlthätig ist. Es war ein schöner Abend, den eine Vorzeit von 200 Jahren uns zu Gute giebt. Die Treue hält den Glauben, sie ist die Tochter des Glaubens.

Das Stück, um das es sich in dem folgenden Briefe handelt, ist betitelt »Die Galeerensklaven« oder »die Mühle von St. Alderon«, Melodrama in drei Acten nach dem Französischen von Theodor Hell, Musik von Schubert und Lindpaintner. Es wurde in Berlin am 22. Sept. 1823 zum ersten Mal gegeben und bis zum 6. April 1835 dreiunddreißigmal gespielt. Die Zelterschen Ausführungen lauten:

B. 1. März 1824.

Die *Galeerensklaven*, eine niederträchtige Rührkomödie, mit recht hübscher Musik gestopft und wattirt, mit Chören, Balleten, Entreakten, setzt soeben Frankreich und Deutschland unter — Wasser.

Zwei junge Handlungsbediente eines Pariser Hauses sind Brüder.

Einer hat Frau und Kinder. Sonst ohne Verdienst, ist dieser Herr ein Spieler, und bestielt die Kasse des Principals.

Der andere Herr, (Bruder des vorigen) ist ein so tugendhafter Esel, daß er, weil sein Bruder Frau und Kinder hat, sich als Dieb angiebt, sich brandmarken und auf die Galeere bringen läßt. Das sind mir Brüder!

Dieser sentimentale Tugendbündler entläuft nun wieder der Galeere, dient unerkannt 7 Jahre in einer Mühle

und heurathet zuletzt die schöne junge Besitzerin der Mühle, der er seine Entehrung verschweigt und die ein so gutes Fell hat, nicht für Schreck des Todes zu seyn, als das Schrecklichste sich zufällig entdeckt.

Das ganze Wesen (?) gegen alles was Ehre heißt, ist viel zu traurig um lächerlich zu seyn, die Schauspieler und Hörer sind wie auf der Folter, durch 3 Acte.

Solche Tugendhelden dürfen das Theater betreten in einer Zeit, wo die Dichter von Ehre reden und das Maul von Grosthaten voll nehmen.

Daß dies nicht alles dummes Zeug ist, was im Stücke vorkommt, magst Du errathen; denn noch ein scheußlicher Bösewicht ist nicht vergessen. Die Leute stehn aus wie das Vieh und klatschen und kommen wieder, — was braucht es weiter Zeugniß!

Unsern Paria habe zweymal spielen sehn: Wo der gute Kerl mit Eins hier zum Karneval herkomt? Da hätte ich lange rathen können, wenn ich nicht eben von Weimar gekommen wäre; und wo er hin will, da sind wir alle gewesen. Der junge Dichter ist aber entzückt von Deiner Aufnahme und hat darüber breit und lang an seine Mutter geschrieben. Das alles soll ihm gegönnt seyn wie sein monologes monotones Stück. Denn sein Vater hat Geld wie Heu und giebt so gutes Essen, daß selbst der verwöhnteste der Griechen nur bessern Wein vermißt.

Ottilie ist gestern abgereiset und wird Dir ein Mehreres erzählen. Wir haben ihr gutes Reisewetter mitgegeben und da wir mit dieser Woche das Carneval auch überwinden, so gieb Dich zufrieden, daß ich nichts Besseres schreibe. Ottilie hat von allen den Raritäten mehr gesehen als wir alle und so bist Du bey der Quelle.

Lebewohl! und laß Dich auch einmal wieder vernehmen. Dein Z.

Zum Verständniß des letzten Passus ist darauf hinzuweisen, daß Ottilie im Februar 1824 mehrere Wochen in Berlin war und mit den Freunden des Schwiegervaters viel verkehrte. Aus jener Berliner Zeit hat sich noch ein längeres Schreiben Zelters erhalten über eine Gesellschaft, die F. A. Wolf Ottilie zu Ehren gab, ein Schreiben, in dem Z. so derb und un-

appetitlich über den großen Philologen urtheilt, daß es hier unterdrückt wird. Wolf ist natürlich auch der in unserm Brief erwähnte »Grieche«. Der »Paria« ist das Drama des jugendlichen Dichters Michael Beer, der 1824 zweimal in Weimar gewesen war (vgl. Schriften der G.-G. 13, 256); sein Drama, das in Weimar zur Aufführung gelangt war, hatte seine erste Darstellung in Berlin 22. December 1823 erlebt (bis 1851: 38 Vorstellungen). Daß das sehr ernste, tragisch endende Stück im Carneval wieder vorgenommen wurde, ist auffällig genug. Zelters Aeußerung: »Wo er hin will, da sind wir alle gewesen«, soll besagen, daß die in jenem Drama jugendlich vorgetragenen Aufklärungs- und Humanitätsgedanken für die Meisten einen überwundenen Standpunkt bedeuteten. Beers Eltern, Jak. Herz B. und Amalie geb. Wulff, machten ein großes Haus, in dem namentlich Gelehrte und Künstler verkehrten; beide ihrer Geistes- und Charaktereigenschaften wegen mehr geschätzt, als um des guten Essens willen, das sie ihren Gästen vorsetzten.

Der große Violinspieler Paganini, von dem in dem folgenden Briefe die Rede ist, wird in der gedruckten Goethe-Zelter-Korrespondenz oft genug behandelt, aber auch unsere Stelle ist so charakteristisch, daß ihr Druck lohnt. Das Werk, von dem dann ausführlich gesprochen wird, war bisher nur in zwei kurzen Notizen angedeutet (Band V, S. 310 und 343). Die nachstehende Stelle dient daher zu einer kurzen Ergänzung. Es führt den Titel: Bausset Mémoires sur l'intérieur du palais de Napoléon et sur celui de Marie Luise.

Nov. 1829.

Dieser Mr. de Bausset, ancien préfet du palais impérial, ist garnicht wegzuschmeißen. Die allgemeinen Ereignisse seit der Revolution stehen geschichtlich da wie sie jeder, auch von uns an eigenem Fleische gebüßt hat, ohne damals zu wissen, was man eigentlich mit seinen Sünden verdient hätte.

Der Herr Praefekt referiert nun gleichsam von Amts wegen Unzahl von Petitessen, die wie abgelöste Polypen in neuer Lymphe sich an die große Historie hängen und darin fortleben wollen. So erzählt er auch:

Napoleon und Josephine haben sich beym Einsteigen in den gläsernen Prachtwagen, der sie zur Krönung des Pabstes führen sollte, aus Versehen in den Rücksitz niedergelassen und als sie solches, später als das versammelte Volk gewahr worden, sich selber darüber lustig gemacht. — Ob wohl dergleichen einem legitimen Herrscherpaar be-

gegnet seyn möchte? — Diese Frage hat sich wohl in dem Momente Napoleon selber vorgelegt, so einer lacht nicht umsonst.

Meinen aesthetischen Langhans habe ich noch einmal schlagen müssen mit seinem eigenen Stokke.

Eben lese ich in einem Blatte, daß Paganini auch in Halberstadt paradiert hat. Der Bericht ist ganz verständig, ja frey abgefaßt, ich wollte wetten, er sey von einem Frauenzimmer, vielleicht Mad. Körte. Da fiel mir Dein Wort ein über die Frauenzimmer: »Es sind ganz eigentlich Confessionen, die sie mit bestem Zutrauen aussprechen« — jawohl! Man könnte das Wort theilen weil Er kraut was Ihn juckt, und das läßt sich ganz aufrichtig gestehen. Aber er ist ein Italiener d. h. von Natur ein Mensch von Geschmack. Man muß ihn ohne alle fremde Begleitung und seine eigenen Stücke hören, wie sie der sichere Sinn der sicheren Hand abfordert, fremde Compositionen kommen mir unter seinem Bogen vor, wie Flüßigkeiten verschiedener Natur, doch ist das Feld seiner Kunst ein gemessenes, weshalb er sich denn der Mannigfaltigkeit wegen fremder Productionen bedienen muß. —

Der letzte Brief endlich, der wiederum den Eindruck macht, als sei er wirklich abgeschickt worden, ist besonders wichtig wegen des Urtheils über Rossinis »Semiramis«, die in dem gedruckten Briefwechsel nur flüchtig gestreift wird. Genannte Oper in zwei Acten wurde in Berlin am 15. Mai 1830 zum ersten Mal gegeben und brachte es bis zum 30. Nov. 1861 auf 23, darunter 12 italienische Aufführungen. Was »der Auszug über Rossini« bedeutet, von dem Zelter noch einige Exemplare wünscht, vermag ich nicht zu sagen. Felix (Mendelssohn-Bartholdy) wollte schon am 10. Mai über Weimar und München nach Italien reisen (Briefwechsel, Band 5 S. 456), in Wirklichkeit kam er erst am 19. Mai in Weimar an und reiste am 3. Juni ab (das. S. 457).

Sonntag 16. Mai 1830.

Da ist Neid und Streit über die neue gestrige Oper Semiramis, die der Voltairschen ungeschickt genug nachgemacht ist. Da haben sie sich lassen erzählen von altem Götterfluche, da ein Sohn den Leib der ihn getragen belegt und durchbohrt, einen Oedip, einen Orest. Erst schaffen sie sich die alten Götter ab, dann wollen sie ins alte Hand-

werk pfuschen, neue Geister citieren — Ja Kuchen! Ein neuer Beweiß, daß der Atheismus nichts hervorbringt. So viel, und nichts mehr über das Poem.

Aber die Musik, die Oper, der Rossini? — der ist nun einmal kein Gluck, kein Mozart, — woran er auch nicht denkt; was er jedoch an sich selber ist, das mag er bleiben und selber verantworten.

Der ganze 2½ Stunden lange erste Akt ist frisch, neu und von guter Haltung und schließt mit der Erscheinung des alten Ninus, deren Dekoration nicht zum Besten angeordnet ist. Da wird nun gekräkelt über Einzelnes mißwahres, worüber hinwegzufahren mir endlich zu einer Art von Natur geworden ist und die Masse der Zuschauer ist doch ebenso, denn sie konnten es nicht lassen zu rufen und schreyen und zu klatschen, was die Hände halten wollten. Hieran hat nun allerdings auch Mlle. Sontag den gerechtesten Antheil und wäre alles Andere ebenso sicher und vollkommen gesungen worden, so hätte das Haus darunter leiden mögen.

Rossini läßt sich freilich zu sehr gehen, (wollte Gott ich könnte es auch!) — da er oft an mehreren Opern zugleich arbeitet, und dazwischen lebt und leibt und liebt, so weiß er nicht immer, an welcher Oper oder welchem Akt er arbeitet.

Nähme er sich Zeit von einem Gedichte wie diese Semiramis, ein gutes Drittel vorher zu streichen so wäre ihm und uns geholfen gewesen; denn mit Allem was Regie und Sänger schon gestrichen und die Tänzer dagegen wieder eingelegt haben, erfordert eine solche Musikmalzeit von 4 Stunden ein antikes griechisches Gedärm und unter uns Neuern (?) kann nur ich auch noch bey Schlakker mir etwas denken.

Deine letzten Sendungen habe ich richtig erhalten, dabey einen Abdruck des Auszugs über Rossini, von welchem letzteren ich wohl noch ein paar Exemplare zu haben wünschte.

Felix wird vor einigen Tagen bey Dir von Leipzig aus eingetroffen seyn.

———

c) *Zelters Bild.*

Bei der Besprechung bekannter Bilder Zelters von Karl Begas von 1827 (Ruland, Schätze des Goethe-Nationalmuseums Bl. 51), Goethe-Jahrbuch XIX 99 f. wird auch eine 1830 erschienene Lithographie des Bildes erwähnt, von der Zelter in einem Briefe vom Juni 1831 spricht. Leider ist der Name des Lithographen nicht angegeben. Es sei daher darauf hingewiesen, daß Heinrich Meyer in K. u. A. VI, 2, 307 (1828) eine Lithographie des Bildes von L. Heine bespricht, der er zwar das Verdienst der Aehnlichkeit und fleißige Behandlung zuerkennt, an der er aber tadelt, daß die tiefen Schatten weniger Energie, die lichten klaren nicht so viel Durchsichtigkeit haben, als an der Lithographie des unmittelbar zuvor besprochenen Bildes. Das Original dagegen habe einen fröhlich blühenden Farbenton, kräftige Schatten und sei in den einzelnen Theilen mit charakteristischer Wahrheit, trefflich, fleißig zwar, doch ohne peinliche Mühe ausgeführt, so daß es als ein willkommenes Bild bei jedem frischen Anblick den Freunden und Verehrern des vorzüglichen Mannes erscheine. Die Vergleichungen dieses Urtheils Meyers über das Original mit dem sehr lobenden Urtheil »eines geistreichen Mannes« (Goethe-Zelter IV 365), das Goethe am 1. September 1827 an Zelter abgehen ließ, entscheidet die Frage, ob die Vermuthung des Herausgebers, daß dieser geistreiche Mann H. Meyer war, richtig ist oder nicht. PAUL WEIZSÄCKER.

---

d) *Der Zeltersche Briefwechsel und die preußische Censur.*

Aus den Akten des Berliner Geheimen Staats-Archivs (R. 77 II Cens.-Sach. Spec. Lit. G. No. 24), ist Folgendes zu entnehmen. Am 22. Januar 1834 richtete das preuß. Ober-Censur-Collegium folgendes Schreiben an den Minister des Innern: »Der Briefwechsel zwischen *Goethe und Zelter*, wovon bis jetzt 3 Theile erschienen und 3 Theile noch erwartet werden, gehört zur Lectüre des Tages.

»Eine Reihe von Jahren hindurch erfolgten von beiden Seiten Mittheilungen, welche nicht allein literarische und Kunstgegenstände, sondern auch die des täglichen Lebens betrafen, und besonders reichhaltig in letzterer Beziehung waren Zelters Briefe an Goethe. Ersterer stand in vielfältiger Berührung mit den Bewohnern Berlins. Sein Künstlerleben, sein Institut und seine Eigenthümlichkeiten verschafften ihm überall Zugang bei Höhern und Niedern und so war er, bei einer originellen Auffassungsgabe und mit dem Talent der Darstellung versehen, gewiß sehr geeignet, seinem berühmten Freunde interessante Mittheilungen zu machen, welche eine Ansicht des Berliner Lebens gewährten.

»Dabei scheint Zelter sich zum Gesetz gemacht zu haben, ohne alle Rücksichten seiner Feder freien Lauf zu lassen und keine Verhältnisse schonend zu behandeln und dies mag entschuldigt werden, so lange der Briefwechsel nicht die Grenzen überschreitet, die in der Natur desselben zu liegen scheinen. Anders erscheint die Sache, wenn er dem Publikum preisgegeben und zum literarischen Producte wird, welches zwar um so mehr Leser und Käufer finden muß, jemehr sich Einzelnes über bekannte Personen und Gegenstände vorfindet, wo aber auch Verletzungen unvermeidlich sein müssen bei denen, welche den Verfasser freundlich in ihre Mitte nahmen und sich nun schonungslos behandelt finden. (Der Censor hätte darauf achten müssen.) Auch glauben wir, daß manches hätte wegbleiben müssen, was in Bezug auf Religiosität und Sittlichkeit Anstoß gewährte, Gegenstände, die auch an mehreren Stellen nach der Individualität der Verfasser behandelt worden und wohl mit Recht als Flecken dieses Werkes angesehen werden müssen.

»Belege zu diesen Bemerkungen finden sich beispielsweise Th. II, S. 209, 226, 241, 460, 473 und Th. III, S. 95, 190, 326, 419, 429.«

Auf Grund dieser Ausführungen beantragte die Behörde dem Censor einen Verweis zu ertheilen und ihn zu strengerer Censur der folgenden Theile anzuhalten. Demgemäß wird verfügt, 8. Febr. 1834. Auf dem Concept der Verfügung findet sich die nachrichtliche Notiz, daß nicht John, sondern Langbein die Briefe censirt habe.

Schlägt man die Seitenzahlen auf, die von der Behörde hervorgehoben worden und in denen Ausführungen stehen, die zum Tadel Anlaß gaben, so erkennt man zunächst, daß sämmtliche Stellen von Zelter sind, bis auf die letzte. Doch sind die bemängelten Zelterschen Ausdrücke so, daß man über die sittliche und politische Zimperlichkeit der Censoren staunen muß. Die in Bd. 2, S. 209 und 460 stehenden Schilderungen sind etwas derb ohne geradezu unanständig zu sein und die S. 473 über Schlegels Heirath gebrauchten Ausdrücke gewiß nicht ungerecht. Wie ängstlich die Behörde war, zeigt sich z. B. bei der Bemängelung (Bd. 2, S. 226) wo von dem Prinzen Carl von Mecklenburg gesagt wird, bei ihm habe »alles für den Mephistopheles gepaßt, bis auf den Pferdefuß«. Man traut seinen Augen kaum, wenn Worte wie die (Bd. 2, S. 241) von dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gebrauchten »er hätte es zu Hause nicht länger aushalten können, da ihm alle Kinder davon gegangen« als anstößig betrachtet wurden.

Die aus dem dritten Band hervorgehobenen Stellen sind geradezu so, daß man eine unglaubliche Prüderie besitzen

muß, um an ihnen etwas Anstößiges zu finden. Wird z. B. (Band 3, S. 326) von dem Friedrich II. gemachten Vorwurf gesprochen, er habe unnatürlichen Lastern gefröhnt, so wird das Gerede zugleich widerlegt; eine Erzählung aber, wie die S. 419 über die Beziehungen zwischen Mara und dem Prinzen Heinrich gegebne, ist gewiß nicht geeignet königstreue Gemüther zu verderben. Endlich ist die Stelle — (Bd. 3, S. 429) übrigens die einzige religiöse, die getadelt wird.— derart, daß nur ein offenbares Mißverständniß die Censoren zu einem Tadel hat veranlassen können. Die Stelle ist deswegen um so interessanter, weil sie die einzige ist, die von Goethe herrührt. Goethe schreibt: »Möge der Tod Jesu Dir auch diesmal ein frohes Osterfest bereitet haben; die Pfaffen haben aus diesem jammervollsten aller Ereignisse soviel Vortheil zu ziehen gewußt, die Maler haben auch damit gewuchert, warum sollte der Tonkünstler ganz allein leer ausgehen?« Gewiß liegt in diesen Worten eine kleine Ironie und die Ausdrücke über die Pfaffen mögen irgend einen Anhänger der Geistlichen geärgert haben. Doch vermuthe ich, daß den größten Anstoß das Wort »jammervoll« gegeben und bei der Censurbehörde den Irrthum erregt hat, als wenn Goethe damit sich über das Ereigniß selbst hätte lustig machen wollen, während »jammervoll« hier gewiß im wörtlichen Sinn = voll Jammer, höchst beklagenswerth aufzufassen ist.

Immerhin ist es interessant genug, daß Goethe, von dessen Schwierigkeiten mit der Censur — wenigstens in seinen Mannes- und Altersjahren — wir bisher nichts wußten, bei der Berliner Censurbehörde noch nach seinem Tode Anstoß gab.



4. KÖNIGIN LUISE IN WEIMAR.[1]

Mitgetheilt von

P. Bailleu.

Hildburghausen, 8 juillet 1799.

. . . Charlotte, George et moi nous accompagnâmes la Reine jusqu'à Eisenach. Imaginez que nous fîmes quarante mortelles lieues dans treize à quatorze heures. Nous passâmes la nuit à Eisenach, sans avoir une femme pour nous

[1] Ueber die Reise der Königin im J. 1799 vergl. besonders Horn, das Buch von der Königin Luise, S. 90—95. Das Original obigen Schreibens ruht im Fürstlichen Archiv zu Donaueschingen.

déshabiller. Le duc de Weimar était venu jusqu'ici à notre rencontre. Le lendemain, la bonne Charlotte reprit le chemin de Hildburghausen et quitta ici notre adorée Louise. George et moi, plus heureux, l'accompagnâmes encore jusqu'à Weimar. Chemin faisant, splendide dîner à la cour de Gotha, où je fis la connaissance de ma cousine de Mecklenburg, femme du prince héréditaire[1], c'est un joli enfant. Quant au moral, comme Caroline, avec une plus forte teinte de coquetterie, unvermögend also tief auf meinem Herzen zu wirken. Elle vint aussi à Weimar, où nous arrivâmes le 1er juillet vers huit heures. Le début fut un peu raide. Deux duchesses, toute une cour rassemblée ne mettaient pas à l'aise. Bientôt on proposa une promenade, on prit du thé dans une délicieuse maison du parc, et le raide disparut. Le lendemain, 2, au matin, je tâchais de prévenir les indiscrets pour jouir encore un peu de mon angélique Louise. Du kannst nicht denken, was das für ein edles, reines, anmuthiges Geschöpf ist, der Umgang mit ihr läutert einen, denn man würde sich fürchten in ihrer Nähe mit unlauterem Herzen einherzugehen, vielmehr es wäre unmöglich, denn selten erschien wohl so hohe Tugend unter einer so reizenden Gestalt. Des promenades interrompaient encore notre délicieuse solitude, puis vint l'heure des grandes toilettes, d'un immense dîner. Après dîner, grande cour. Je fis la connaissance de Mme de Wolzogen, auteur du charmant roman Agnes von Lilien, son extérieur n'annonce pas le charme de son esprit. Aussitôt que je pus décemment quitter le cercle, je gagnais un cabinet voisin, où j'appelais l'intéressant Herder, qui a tant fait pour notre littérature, et je passais de charmants instants dans la société de ce digne et intéressant homme. Bientôt il fallut le quitter pour nous rendre à la délicieuse salle au spectacle. La pièce qu'on donnait était Wallsteins Tod de Schiller, suite de Wallsteins Lager et des Piccolomini. Herder me dit de cette pièce: hier ist jeder Akt was sonst der fünfte ist, y avait-il là de quoi piquer ma curiosité? En effet, rien

---

[1] Luise Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, Gemahlin des Erbprinzen August von Sachsen-Gotha.

n'est plus intéressant que cette pièce; l'entreacte ne le fut pas moins, on nous présenta Göthé, Schiller et Wieland. Mais bientôt la pauvre Técla, fille de Wallstein, absorba tout mon intérêt, aimant et tendrement aimée de Max Piccolomini, elle voit son amour cruellement traversée. Resté fidèle au parti de l'Empereur que Wallstein déserte, elle l'exhorte à suivre son devoir, quoique cela les séparera peut-être à jamais. Cette scène est déchirante et fut jouée dans une rare perfection. Piccolomini la quitte, l'affaire s'engage, et — votre cœur ne bat-il pas? ce héros fut la victime de sa valeur. Wie das auf meine Seele fiel, beschreibt sich nicht. Nun höre weiter. Téclas Schmerz ganz so edel, so groß als der Deinige, versetzte mich ganz in den vergangenen März. Alles verschwand vor mir, Du warst Técla, Er Piccolomini. Sobald sie gefaßt ist, läßt sie den Officier kommen, der ihn fallen sah, und jeder kleine Umstand ist ihr willkommen, sie sammelt davon als an ihr größtes Kleinod. Die Erzählung des schwedischen Officiers hatte auch so viel Uebereinstimmendes mit der Geschichte des 25., die Liebe derer, die seinen Körper wegtrugen, genug, ich sage Dir, ich war dahin ganz in Stockach u. in Prag, weinte ich einen Strom der heißesten Thränen. Ich sagte die Ursache meines heftigen Zustandes der herrlichen Königin und sie litt mit Dir, mit mir. Das Stück ist leider noch nicht gedruckt und nicht im Manuskript zu haben, sonst bekämst Du es.

Wie Técla endet, möchtest Du wissen? Nicht so edel, wie meine Elise. Sie ist Mädchen, also noch eher zu verzeihen, sie eilt zu dem Grabe des Verstorbenen und stirbt da. Das konnte das schwache Mädchen thun. Die edle Frau, die gute Mutter muß leben und dulden.

Denke Dir, was für eine Vorbereitung zur Trennung von meiner Louise. Der andere Morgen brachte sie mit sich. Die Himmlische, sie schloß mich so fest in ihre Arme, ich drückte sie so warm an mein Herz, und doch vermochte man uns zu trennen. Noch eine Umarmung und ich floh den Hof und einsam in meinem Zimmer weinte ich meinem beklommenen Herzen Luft. Nach einer Stunde kam die regierende Herzogin, ich mußte

mich fassen, nun ging der Taumel um mich her wieder an, allein mein Herz war verschlossen, ich war allein in der Welt, doch muß ich mich ermannen und gewiß ist Weimar der Ort, der ein [sic!] am meisten Zerstreuung gewährt und solche, der man sich nicht zu schämen braucht. In einer Stadt, wo ein Wieland, Herder, Goethe, Richter, Falke wohnen, muß wohl ein anderer Geist wohnen.

Joignez à cela un duc très spirituel, une femme très respectable, remplie de connaissances, une mère, digne mère du fils qui fait de ce Weimar un bijou et jugez s'il y a là de quoi jouir.

Je passais trois jours encore à Weimar et ils sont tous très agréablement marqués. Le local est unique, tout ce que j'ai vu de ce pays est un jardin. Le duc ne me quittait pas plus que mon ombre, le matin c'étaient des courses à pied et à cheval, visites à donner ou à recevoir, conversations intéressantes, bibliothèque, académie de peinture, institut de M. de Mounier à voir, bal, opéra, enfin je ne sais quoi. Je partis vendredi.«

Die Schreiberin des vorstehenden Briefes ist Prinzessin Therese von Thurn und Taxis, zweitältere Schwester der Königin Luise von Preußen. Die Adressatin ist Fürstin Betty von Fürstenberg, Wittwe des am 25. März 1799 als österreichischer General gefallenen Fürsten Karl Joseph Aloys von Fürstenberg. Unter den nicht Weimarer Persönlichkeiten, von denen gesprochen wird, ist »die engelhafte Königin«, die Königin Luise von Preussen; Charlotte, ihre älteste Schwester, die Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen; George, der jüngere Bruder, Erbprinz, später Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Die Weimarer Persönlichkeiten bedürfen keiner weiteren Bemerkung. Nur ist darauf aufmerksam zu machen, daß Falke, der Satiriker, und Philantrop J. D. Falk, Richter, der damals nur zeitweilig in Weimar lebende Schriftsteller ist, bekannter unter seinem Autornamen Jean Paul. Die Aufführung von Wallensteins Tod, welche die fürstliche Berichterstatterin sah, ist nicht die erste, diese fand vielmehr am 20. April 1799 statt (s. Burkhardt Repertoire S. 32) sondern die vom 2. Juli (vgl. am angeführten Orte S. 33). Der Besuch unserer Briefschreiberin wird in Goethes Tagebüchern W. A. III 2. Bd. S. 255 unterm 5. Juli erwähnt »bei Hofe, ging die Princessin von Thurn und Taxis fort«. Der König Friedrich Wilhelm III.

von Preußen, der in Weimar mit seiner Gemahlin zusammen war, verließ, wie es im Tagebuch heißt, am 3. Juli Weimar; von seiner bevorstehenden Anwesenheit und der Nothwendigkeit, im Schauspiel sich abzumühen, wird in den Briefen (25. Juni Briefe W. A. 14, 121) gesprochen.



5. GOETHE UND LILI PARTHEY.

Mitgetheilt von

OTTO HARNACK.

Eine Goethe-Erinnerung aus dem ereignißreichen, von dem Dichter in den böhmischen Bädern verbrachten Sommer des Jahres 1823 überliefern uns die folgenden Blätter.[1] Sie zeigen uns Goethe in voller Frische und Heiterkeit, unmittelbar bevor die Ankunft Ulrike von Levetzows ihn zu leidenschaftlicher Erregung fortriß und schließlich dazu führte, niemals mehr die ihm so vertraut und werthvoll gewordene Stätte in Böhmen aufzusuchen. Wir sehen den fast 74jährigen Dichter auf ein junges, freilich von schwärmerischer Begeisterung erfülltes Mädchen einen Eindruck hervorbringen, der es begreiflich erscheinen läßt, daß auch er selbst kurz darauf noch in »Herzensirrung« verstrickt werden konnte. Wir erfahren endlich, daß ein Gedicht, das in den Ausgaben stets mit denen an Ulrike vereinigt ist, thatsächlich von Goethe der jugendlichen Verehrerin zugesandt worden, von der die folgenden Aufzeichnungen herrühren, Lili Parthey. Sie möge nun zunächst selbst das Wort erhalten:

Mittwoch den 23. July 23. Welch ein Tag — o dio! Ich muß mich nur aller Ausrufungen enthalten, aber glücklicher war ich gewiß noch nie, und der Culminationspunkt meiner Existenz ist vorüber. — Ich habe ihn gesehen, was will das sagen? — aber 3 mal gesehen, ihn gesprochen,

[1] Die Mittheilung des Tagebuchs ist dem Enkel der Verfasserin zu verdanken, Herrn Geheimen Oberbergrath Dr. Lepsius in Darmstadt. Der Zusammenkunft Goethes und Lili Partheys hatte kurze Erwähnung schon gethan G. Parthey in seinem (nicht im Buchhandel befindlichen) Büchlein: Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe (1862). Ich wurde auf letzteres aufmerksam durch B. Suphans Citat in seiner auch diese »zierliche« Begegnung berührenden Gratulationsschrift an Paul Heyse: Allerlei Zierliches von der alten Excellenz, Berlin 1900, und erhielt dann durch Lepsius' Vermittlung das sonst schwer zugängliche Buch. Von Lili's Besuch ist darin nur mit wenigen Worten die Rede.

seine Hand gehalten, ihn geküßt, und er hat mir schöne Dinge gesagt! — Ich war und bin in einer Extase wie noch nie, aber da die Momente der Extase selten genug im Leben sind, so habe ich sie nicht vorüber gehen lassen, sondern redlich genutzt. Nun lese ich seine Werke mit ganz anderm Verstand u. Sinn — und Geist, u. verstehe alles viel besser u. kann mir ihn dabei denken — ihn sprechen hören. Er spricht ja gerade so, wie er schreibt — und wie schön ist er noch jetzt — ich kann mir nicht helfen, es klingt lächerlich — aber nie sah ich einen schöneren Mann. Doch zur Ordnung, wenn es gehen wird, u. zum wie, wo u. wann! — Wir haben ihn 3 mal gesehen. Erst 5 Minuten am Fenster, dann über eine Stunde bei der Fürstinn, und dann — das übertraf alles andere — kam er an den Brunnen, wo er sonst niemals ist, u. ging mit uns im lebhaftesten Gespräch, fünfviertel Stunden auf u. nieder — u. das ist mir geschehen am 23. Was er alles sprach, u. wie er es sagte — wer kann das nachsagen oder schreiben? Auch steht es mir ziemlich fest im Herzen — aber wegen der Zeit, die ja alles mehr oder minder verwischt, will ich mir es doch möglichst genau zu Papier bringen — nach u. nach, u schlecht genug freilich, aber es wird mir doch einmal Freude machen! — Es vereinigt sich alles zu unsern Gunsten, aber wie vielen Dank sind wir der liebsten Fürstinn schuldig, die überhaupt von einer Güte für uns war — sondergleichen würde Berta sagen. Also gleich am Morgen, wir waren kaum angezogen, klopfte sie an unser Fenster, guten Morgen zu sagen u. daß wir ja an den Brunnen kommen möchten. Das Wetter war schlecht genug u. niemand da. — Dann zum Frühstück zur Fürstinn um 1/2 10. Wir mußten an Goethe's Wohnung vorüber. Hier wohnt er, sagte die Fürstinn. Die Fenster standen offen, sie stellte sich hin u. rief: Herr v. Goethe! — Er erschien alsobald oben am Fenster in schöner Wäsche und einem Schlafrock (Es soll ein Flausch gewesen seyn.) blendend weiß, mit hübschen Entschuldigungen, daß er noch so gar »morgendlich« sey — ich sah hinauf wie nach einem Stern — dann agacirte sie ihn aufs anmuthigste, daß er ihr neulich gutes Wetter

prophezeit u. gemacht habe, daß sie ganz naß geworden sey. »Ja damals war ich noch jung, wenigstens ein paar Tage jünger u. folglich grausam!« — Die Fürstinn mit gewohnter Lebendigkeit. — »Jetzt muß ich Sie vorstellen H. v. Goethe, hier sind 3 Damen aus Berlin, die Ihnen sehr schöne Grüße zu bringen haben, von wem doch schon?« »Von Zelter« — »Ja, v. Zelter, dies ist Lili Parthey, wenn Sie von ihr gehört haben u. s. w.« Ich brachte darauf meinen Gruß an — »Da bringen Sie mir nicht nur einen schönen Gruß, sondern auch eine schöne Stimme mit« tönt es von oben herab. — Die Fürstinn trieb darauf zum Frühstück u. sagte ihm, der Caffee riefe: »Ich weiß was das sagen will, u. hoffe die angenehme Bekanntschaft, die ich von einiger Höhe herab angefangen, in der Ebene fortzusetzen.« Damit gingen wir — schon zieml. selig, obgleich ich ihn gar nicht recht deutlich, sondern nur le tout gesehen hatte. Unser Frühstück war ungemein angenehm, wir blieben bis um 1/2 12. — Toilette in unserm sächsischen Hause, dann zur Fürstinn, die uns abermals eingeladen hatte zum Diner. Um 3 kam Karl, wir hatten ihn zu Goethe senden wollen um fragen zu lassen, ob wir nicht zu ihm kommen dürfen, unsre Grüße abzugeben, da wir morgen wieder reisten. Die Fürstinn schickte nun ihren Kammerdiener, was gewiß besser war, u. es kam die Nachricht, er wolle die Damen nicht bemühen, werde aber in einer 1/4 od. 1/2 St. selbst kommen.... Mir schlug mein Herz als er eintrat und ich wurde feuerroth, aber mir war gar nicht bang, ich habe mir nicht gedacht, daß er noch so aussehe, denn Rauchs Büste ist zu voll, u. ich wurde nur an das gewohnte liebe Bild bei Zelter erinnert. Die Augen sind unendlich schön, Gottlob, daß ich sie und ihn nicht 30 Jahre früher gesehen habe — es ist eine Milde darinn u. ein Feuer, ich habe so etwas noch nie gesehen. Der Mund ist alt, wenn er nicht spricht, aber sobald er ihn bewegt od. freundl. aussieht, was er oft that, so ahnet man seine ganze Schönheit. In der Gestalt hat er viel von Seebeck, im Gange auch — aber er imponirt mir mehr, ich kann das nicht recht begreifen. Er wurde auf den Sopha gesetzt, ich neben ihn auf einen Stuhl, die Tante auf dem Sofa, dann die Mutter, Fürstinn u. Gräfin:

Es war sehr schön, u. ich nahm mir die Freiheit ihn immer anzusehn, denn das geschieht mir doch vielleicht nicht wieder. Meinen Gruß von Zelter mußte ich ihm wiederholen. Ja, sagte er, da schreibt er mir immer so viel von seinen schönen Schülerinnen, u. dieses u. jenes — ich wußte gar nicht recht was es für eine Bewandniß haben möchte, nun verstehe ich denn wohl, was es damit auf sich hat — das war gewiß sehr schön u. fein. Die Tante sprach ihm von Langermann, v. Körners, v. Seebecks — er erinnert sich aller freundlichst. Die Fürstinn fragte ihn, ob er denn nie nach Berlin kommen würde. — »Nein, da hüte ich mich wohl.« — »Ei mein Gott haben Sie denn solch eine Antipathie dafür?« — »Ach nein im Gegentheil, es ist zu gefährlich, jetzt noch mehr«, setzte er mit einem liebenswürdigen Seitenblick hinzu, der mich etwas sehr entzückte. »Und dann bin ich durch meine Kinder dort so sehr zu Haus, als sey ich dort gewesen.« — »Was!« rief die Fürstinn, »Sie sind nie da gewesen?« »Nein, ich habe mich immer sehr in Acht genommen. Bei meinen Kindern ist es eine ordentl. Krankheit geworden, u. da hat mein Sohn einen Plan gekauft, den muß ich mit ihm studiren u. durch alle Straßen laufen u. bei jedem Hause wo ein Freund wohnt, wird ein Kreuz gemacht, mit rother Tinte. — Und dann spricht er mir von großen Plätzen, wo das Schloß steht, u. das Opernhaus, u. wie herrl. das alles sey.« Die Tante sprach von den Statuen, die Rauch jetzt dorthin gestellt habe. So kamen wir auf Rauch zu sprechen, den er einen liebenswürdigen heiteren Künstler nannte und dann fragte er mich, ob ich seine Büste von ihm ähnlich fände. Ich sagte nach innigster Ueberzeugung: »Nicht ganz« — ich fände das Bild bei Zelter viel ähnlicher. Er fragte, was es für eins sey, ich wußte nicht von wem, u. sagte ihm nur, es wäre sehr schön, u. er hätte einen großen Mantel um pp u. ich sähe es immer an, beim Singen. Es fand sich daß es eine Kopie nach Kügelgen sey, u. er lobte sie. — Ueberraschend war es mir, mit welchem lebendigen Interesse er von allem sprach, von allem wußte. Es kam die Rede auf Thorwaldsen, auf einen kleinen Amor von ihm u. endlich auf die Ariadne in Frankfurt, über die die Fürstinn

mit gewohnter Lebhaftigkeit herfiel. — »Nicht wahr, gestehen Sie's nur, Ihnen hat sie auch nicht gefallen?« — »Da sieht man wieder, daß niemals Frauen über eine Frau urtheilen können, das ist uns nun einmal vorbehalten, so wie Ihnen, über uns den Stab zu brechen.« — »Nun, so urtheilen Sie nur einmal, sie ist gewiß viel zu klein.« »Ei nein, es ist ein recht hübsches Kind, ein artiges angenehmes Figürchen, u. sie sitzt so anmuthig auf ihrem Hunde da« — »Da habe ich Sie gefaßt«, rief die Fürstinn dazwischen, — »das war eine strenge Kritik, sie sitzt ja auf einem Tiger« »Was gar auf einer Katze — nun ich finde es nur bequem, daß sie still steht, u. nicht mit dem artigen Kinde davonläuft, denn das würde die Anschauung sehr stören«. Die Tante sprach ihm v. Körners, von Langermanns, er sagte von allen etwas freundliches, hübsches u. wahres, wie er seine Worte [setzt], wie zierlich u. unnachsprechlich alles gestellt ist, das läßt sich nun freilich nicht wiedergeben, aber es erfüllt mich mit Entzücken. Ich war gar nicht in Angst, od. blöde u. erzählte ihm, daß ich die Freude gehabt hätte, Ulricke Pogwisch zu sehn, u. daß es ihr so gut bei uns gefallen habe. Er sagte viel hübsches v. ihr. Auch auf die Humboldts kam die Rede u. bei der Gelegenheit verrieth sich's, daß er in Tegel gewesen sey, u. also auch in Berlin, was die Fürstinn sogleich sehr lebhaft ergriff. — »Ach, da habe ich mich also doch fangen lassen.« »Nun müssen wir noch viel betrübter seyn, daß Sie nicht wieder kommen wollen.« — »Nein, es geht doch nicht recht, ich würde am Ende den Rückweg nicht zu finden wissen.« Vom Theater sprach er mit jugendlichstem Antheil. Mad. Neumann, u. ihre Recensenten, die Stich'sche Geschichte, Wolffs, alles wurde berührt u. durchgenommen. Die Fürstinn fragte ihn, ob er das franz. Trauerspiel liebe. »Ei warum denn nicht.« »Haben Sie Talma gesehn?« »Ja er war bei uns.« Nun ging eine herrl. satyrische Schilderung ihrer Art an, wie der Held immer den Mantel auf der rechten Schulter, u. der Vertraute auf der linken trüge, so daß man sie daran erkennen könne. Dann von dem Brittanikus, einem hübschen soliden Stück, wo der Held mit einem gewissen stehenden Gestus hereingekommen, u. langsam einen schönen Helm

von seinem Haupt genommen, u. ihn herumdrehend auf den nebenstehenden Tisch gestellt habe, — u. dann eine Scene aus der Zaire. Da war der alte Nerestan — nun der Mann war bei Jahren, u. man konnte ihm das Zittern nicht verargen, der hielt beide Hände in die Höhe, u. zitterte sehr. — Die beiden Liebenden zu seinen Seiten, u. im Feuer der Leidenschaft thaten desgl. und es war ein schöner Anblick diese 6 zitternden Hände in der Luft zu erblicken — (wir lachten über die Maßen) — noch nicht genug, im Hintergrunde stand ein Vertrauter, als der die allgemeine Bewegung sah, erhob auch er seine Hände, u. so waren es denn 8.« — Von Wolff sprach er sehr lobend, v. Iffland, u. der Bettina, die in ihrer Kindheit u. Jugend viel in Frankfurt bei seiner Mutter gewesen sey, mit lebhaftem Entzücken. Auch v. Seebecks sagte er viel hübsches, besonders über ihren Aufenthalt in der »alten Reichsstadt« — u. daß er sich freue, wie sie jetzt nun endl. zur Ruhe gekommen wären, u. daß eine Familie wie diese gar nicht auf die Landstr. gehöre. Er war gewiß 1 Stunde da, u. länger, als ein ungeschicktes Kammermädchen hereinkam, u er nun meinte, daß es Zeit sey zu gehen — ich war recht betrübt. Er nahm Abschied v. allen, u. gab mir Grüße für Zelter u. für alle, u. ich möchte an ihn denken — was das überflüssig ist. Ich hatte aber doch nicht das Herz meinen ganzen Auftrag auszurichten, u. seufzte darüber als er fort war. »Was, rief die Fürstinn, das Beste haben Sie vergessen? Gleich laufen Sie ihm nach.« Ich hatte keinen Muth dazu — aber die Gräfinn nahm mich beim Arm, u. wir erreichten ihn auf der zweiten Abtheilung der Treppe. »H. v. Goethe, rief die Gräfin:, es ist noch etwas vergessen worden.« — Er wandte sich zu mir, ich stand ein paar Stufen höher, u. sagte mit bewunderungswürdiger Kühnheit: »Zelter hätte mir nicht nur einen Gruß aufgetragen, sondern auch was sich darauf reimt« — Er verstand das augenblickl. u. ich bekam einen sehr schönen —, so daß ich noch mehr als sonst die arme Friedericke bedauerte, u. dann sagte er gar: »Mein schöner Engel, Millionen Dank sage ich Ihnen.« — Dabei wollte er mir die Hand küssen, was ich natürlich nicht litt, sondern ihm eben so natürl. den Mund hinhielt. — »Den dritten müssen

Sie nun in Berlin holen«, sagte die Gräfinn. — »Würde ich ihn bekommen?« »O gewiß, mehr als einen.« Ich kam in bedeutender Extase wieder herein, ganz roth, wie die Fürstinn meinte — u. dankte ihr, gewiß mit vielem Ausdruck, denn ihr allein haben wir doch alle das zu danken. Wir freuten uns noch ein Weilchen seiner Lebendig- u. Liebenswürdigkeit, u. die Fürstinn erzählte uns, wie u. wo sie ihn schon früher gesehen habe, u. wie unvergleichlich schön er gewesen sey. — Aehnlichkeit mit dem Belvederischen Apoll. Um 5 kam der Brunnenarzt Heckler, dem die Tante einen Brief v. Kranichfeld gebracht hatte, ein kleiner angenehmer, einfacher u. recht gescheuter Mann, der uns das Badehaus mit allen Anstalten etc. zeigte. Schlammbäder, Gasbäder, von denen die Fürstinn heute das erste nehmen sollte, — u. führte uns dann nach dem Carolinenbrunnen, der durch eine schöne Allee mit dem Marie-kreuz-brunnen verbunden ist, der ganz herrl. liegt u. umgeben ist. Hier standen wir die Fürstinn mit d. Gräfinn, u. es geschah uns, was eigentl. dem ganzen Tag, der ganzen Reise die Krone aufsetzte. — Goethe nehml. trinkt nur des Morgens, aber bei sich u. niemals am Brunnen, wo er erst einmal eine Viertelstunde gewesen ist, u. zwar mit der Fürstinn, die uns schon versichert hatte, es habe ungeheure Sensation gemacht. Um 1/2 6 versammelt sich abermals die ganze Bade-Gesellschaft am Brunnen, u. so war es auch heute sehr voll u. brillant. Wir waren eben mit den Damen zum Marienbrunnen gelangt, als ein Gemurmel um uns her entstand. »Mein Gott, da ist ja der Geheimerath.« Er kam gleich auf uns zu, u. begleitete uns zur Quelle, wo die Fürstinn mit der Tante schon war, u. nöthigte uns den Brunnen zu kosten. Die Fürstinn agacirte ihn auf die hübscheste Weise: »Ei, ei H. v. G. was ist auf meiner Treppe geschehn? Was habe ich hören müssen?« »Ach erinnern Sie mich doch nur nicht an das, was ich zu vergessen suche.« »Wie vergessen wollen Sie es?« »Ja, das war schlimm — sehr schlimm u. gefährl.« Die Fürstinn führte die Tante noch irgend wohin, wo die Flaschen verpackt werden; ich hatte aber natürl. viel mehr Lust, seiner Aufforderung noch etwas zu gehen Folge zu leisten, die

Gr. u. die Mutter schlossen sich an und nun gingen wir 1 1/4 Stunde auf u. nieder, ich dicht an seiner Seite u. alle Leute sahen uns an, gewiß nicht ohne Neid. Ich war auch so selig, aber nicht ein bischen stolz, im Gegentheil rief ich mir immer zu: halt dich fein in der Niedrigkeit! Aber recht innig habe ich das Glück dieser Stunde genossen, ich sagte mir unaufhörlich, jetzt hörst du ihn wirkl. sprechen, jetzt gehst du wirkl. mit ihm auf u. nieder! Und er war auch so unendl. lebhaft u. liebenswürdig u. gesprächig, die Unterhaltung riß keinen Augenblick ab. Zuerst vom Abend, vom Brunnen, vom Wetter. Die Gr. fing an vom Aufenthalte des Königs v. Baiern in Weimar zu sprechen, er hatte ihn noch als Herz. v. Zweibrücken gekannt bei der Belagerung v. Maynz, u. als sie von den Princessinnen sprach, erwiederte er: »Ja ich habe sie gesehen, schöne liebe Kinder; ich war grade etwas immobil, aber sie hatten die Gnade, zu mir zu kommen.« Meine Bemerkung, daß die Gnade wohl eigentl. gegenseitig gewesen sey, wurde freundl. angenommen. (Früher hatte er schon, als die Mutter bemerkte, daß er den Brunnen selten besuche, erwiedert, »Heute zum erstenmal. Da sieht man aber was das Verlangen nach guter Gesellschaft thut«. — Also wirkl. um unsertwillen war er gekommen. Ich begreife noch nicht, wie ich eigentlich den Muth hergenommen habe mit ihm zu sprechen u. ihm alles zu sagen, was mir in den Mund kam, aber ich war so selig!) Dann sprach er vom Biertrinken des Königs, das alle Dresdner in Aufruhr gebracht hatte. Es grüßten ihn viele Leute u. nicht wenig interessante. Der Herz. u. Erbgroßherzog v. Weimar, Louis Bonaparte, Eugen Beauharnais etc. Er sprach von allen hübsch. Der Herz. sieht aus wie ein Bäcker, er hatte eine ungeheuer breite u. weiße Weste an. G. zeigte mir ihn, wie er auf uns zukam, u. als er gegrüßt hatte, sagte er: »Nun kennen Sie ihn doch auch?« Louis B. ist gerade v. Rom hierhergekommen, er nennt es ein großes Unternehmen, u. meint es sei »verwunderl. genug«, wie weit die Hoffnung den Menschen herumführen könne. Von Eugen B. sprach er viel u. sehr gut. Es sey ein ausgezeichneter Mann, der viel gesehn u. erfahren habe, u. was nicht immer

der Fall sey, sich verständig u. interessant darüber auszusprechen wisse; er habe ihn vor einigen Abenden auf einem Ball lange gesprochen. Von seiner Krankheit erzählte er viel interessantes. Sein Arzt ist abwesend gewesen, u. die übrigen haben die ganze Krankheit gerade umgekehrt behandelt, als nun der rechte Arzt zurückgekommen, der augenblickl. die ganze Gefahr eingesehen hat, haben die andern sich lebhaft seiner Meinung u. Ansicht entgegengestellt, u. er hat schon aufgegeben gehabt, sowohl das Leben und die Rettung des Prinzen als auch, im Kampf gegen 3—4 Mitgenossen zu siegen. Da hat sich die Fürstinn, von der er ungemein lobend sprach, ins Mittel gelegt, u. ihn mit Thränen beschworen, doch ja seiner Ansicht zu folgen, u. nichts zu thun, als was er für das Rechte u. Wahre halte. Auf das äußerste von dieser Scene ergriffen, u. im heftigsten Streite mit sich selbst, leidenschaftlichst aufgeregt, u. nicht wissend, was er zu thun u. zu lassen habe, hat der Arzt erst fortgehen u. sich ausweinen müssen. Dann aber ist er entschlossen herausgetreten, u. hat trotz alles Widerspruchs seine Mittel angewendet u. der Prinz ist gerettet gewesen. »Was muß das für eine Krisis gewesen seyn«, rief ich aus. »Gar keine, das ist eben das wunderbare. Bei diesem ganz merkwürdigen Fall ist von Krisis gar nicht die Rede gewesen, sondern ein einziger Moment hat die dringendste Todesgefahr in Gesundheit u. Leben verkehrt.« Wir sprachen ihm von seiner eignen Krankheit; ich sagte ihm, in was für Angst er uns damit versetzt habe u. wie das gar nicht hübsch gewesen sey. »Hübsch war es freil. nicht, mein hübsches Kind, erwiederte er, indessen man muß schon zufrieden seyn, es kömmt nun wie es kömmt, u. dann ist es auch wieder erfreulich, soviel Beweise v. Liebe u. Anhänglichkeit sich aussprechen zu sehen, als es mir bei dieser Gelegenheit, namentl. von Berlin aus geschehen ist. Das ist denn auch wieder recht stärkend u. die Genesung befördernd. Aber verwunderl. genug war es, daß, als ich mich kaum erholt hatte, die Herzogin, von der ich so vielfache Beweise der Theilnahme u. Liebe erhalten hatte, uns, als ich kaum etwas genesen war, krank wurde und ganz in dieselbe Krankheit verfiel; zu unserm Glück

geht es ihr ganz besser, u. sie lebt in Wilhelmsthal, einem ihr lieb. Aufenthalt, jetzt ein schönes u. friedl. Leben.« Von ihrem Verlust sprach er als von einem unersetzl., da sie es doch sey, die alles zusammenhalte, um die sich alles reihe u. ordne. (Er hat eine kleine, ganz liebenswürdige Angewohnheit, im Laufe des Gesprächs »Ach ja!« einzuschieben, das durch Ton und Ausdruck eine ganze Welt von Erinnerung u. Bedeutung erhält. Ich werde es nie vergessen.) Marienbad u. seine schnelle Entstehung verglich er mit einer amerikanischen Stadt, wo jetzt eine z. B. seit 4 Jahren aus dem Nichts entstanden, schon gr. Kupferwerke nach England gesendet habe. Ich fragte ihn nach einem ihn grüßenden. »Das ist ein gr. Mann, sein Ur-, ur-, ur-, ur-Älter-Vater ist einmal gen Himmel gefahren u. hat wohl auf alle herabgesehn; er heißt Henoch.« »War denn der Mann ein Luftschiffer«, fragte ich gewiß recht albern? »Ei, wenn Sie 30—40 Jahre früher geboren wären, was ich Ihnen übrigens nicht wünschen will, ganz u. gar nicht wünschen will, so würden Sie schon wissen; daß jener Gute nicht im Ballon, sondern in dem Buch Moses zum Himmel aufgehoben wurde«. »Der, das war ja Elias?« »Ja später in dem Buch der Könige, da haben Sie auch Recht, aber unser Henoch unternahm dergl. viel früher im ersten Buch Moses.« Ich schalt mich darauf tüchtig, daß ich nicht besser bestanden u. so wenig bibelfest sey. »Das ist gar nicht so nothwendig, wie kann ein so schönes u. junges Kind schon wissen sollen, was sich alles mit den alten, uralten Erzvätern schon zugetragen hat.« Die Tante war indeß schon längst wieder zu uns gekommen, u. die Fürstinn mit der Gräfinn ins Gasbad gegangen. Schon zuvor hatte ich mit ihm viel v. Seebecks gesprochen. Ich mußte ihm ihre Wohnung beschreiben u. kam so auch auf seine Stube (?), worinn tausend Dinge wären, die unser eins nur ansehn u. sich verwundern könne. »Das ist auch wieder gut, u. freil. sind alle diese Dinge verwunderlich genug, denn wenn man nun auch alles kennt u. recht genau zu verstehen meint, so wundert man sich immer mehr u. mehr, um am Ende mit gr. Verwunderung einzugestehen, wie man so wenig, so nichts davon weiß.« Die Mutter S. lobte

er sehr. »Eine liebenswürdige, verständige Frau, u. eine Mutter u. Hausfrau wie es wenige giebt; sie hatte dabei eine Leichtigkeit u. Anmuth des Betragens u. Gesprächs — man mußte ihr gut und innigst zugethan seyn. Ach ja! Wir haben schöne, die besten Zeiten zusammen verlebt, ich kann wohl sagen, lauter gute Zeiten.« Er sagte das mit viel Bewegung und Innigkeit, wie er auch schon zuvor, als er von seiner Krankheit u. dem allgemeinen Antheil davon sprach, innigst ergriffen u. bewegt war. Es begegnete uns u. A. ein zieml. alter Mann, mit grauen Haaren. »Das ist unser Quartiermeister, der alle Leiden in der Champagne mit uns getheilt hat; wir haben uns nun, wunderl. genug, ganz unvermuthet hier wieder gefunden.« Ich sagte ihm, wie ich ihn freil. sehr bedauert hätte, aber doch die Leiden gepriesen, denen wir so viele Freuden zu danken hätten. Er lächelte sehr freundl. auf mich herunter, u. meinte: »Nun ja, in der Erinnerung u. auf den Blättern nimmt sich's gut genug aus, aber ich sehe doch wenigstens, daß Sie ein gutes Gemüth haben.« »Es war ja aber auch gar zu schlimm.« »Ja freil., bedauerlich genug war es wohl mit uns, und es regnete wirkl. immerfort. Immerfort, 4 Wochen hintereinander, da ging es denn freil. am Ende drunter u. drüber.« »Aber Sie empfanden nicht viel davon?« »Nun wohl am wenigsten von allen; ich hatte meine Tagebücher, aber man würde es nicht glauben, wenn man es nicht miterlebt hätte.« Ich sprach mit vielem Muth zieml. viel dazwischen, u. begreife noch nicht, wie es zuging, aber er war so gut u. freundl., u. ich nicht ein Bischen in Angst; so sagte ich ihm denn auch manches, was ich mir nachher als etwas Dummes vorgehalten habe, indessen es ist nun einmal gesagt, u. da ist nichts zu machen, auch wird er wohl nichts mehr davon wissen. Er sprach von der Gegend, von den Tannen, u. wie es uns denn gefalle. »Wir haben nicht viel davon gesehen u. darum sind wir auch gar nicht hergekommen.« »Ei, daß ist doch sehr der Mühe werth, was haben Ihnen denn die armen Tannen gethan?« »Wissen Sie wohl, warum wir hierher gekommen sind?« »Nun?« Ich wunderte mir über mir selbst, aber ich sagte wirkl.: »Nur bloß um Sie anzusehn.« »Ei ei, das

kann ich kaum glauben u. annehmen, u. kann es gewiß mit größerem Rechte sagen.« Ich äußerte ihm meine Freude, daß nun unsere kühnsten Hoffnungen so unendl. weit übertroffen wären, u. erzählte ihm sogar, daß ich mir vorgenommen gehabt, als Schüler im Faust vor sein Angesicht zu kommen. »Ich bin allhier erst kurze Zeit pp«. Er lachte sehr darüber u. sagte etwas Schönes v. zierlicher Gestalt pp und wie er mich gleich in allen 4 Fakultäten würde examinirt haben. »Da würde ich gewiß sehr schlecht bestehen; aber wissen Sie wohl, daß ich eigentl. eine sehr alte Bekannte von Ihnen bin?« — (Das war das tollste von mir — indessen es ist nun einmal heraus u. er weiß ja doch kein Wort mehr davon.) Sehr verwundert und mit gar zu hübschen Mienen sah er mich an. »Ei u. wie wäre denn das?« »Ich bin eigentl. die Lili aus Ihrem Park, aber ich habe leider keine Menagerie«. Die Tante stimmte ein, u. er lachte u. meinte, die Ankündigung sei ominös genug, u. da könnte man sich wohl leicht eine gar bedenkliche Rolle aussuchen. Dann fragte er, wohin wir von hier gingen, u. sagte viel Hübsches v. Prag, einer wahren Königs- u. klassischen Stadt, u. was sie für eine merkwürdige Geschichte habe. Er verglich sie mit Berlin, die man nur sähe, wenn man mitten drinn sey, u. wie man im Gegentheil in Prag nichts von der Stadt sähe, wenn man drinn sey, sondern nur von außen oder oben herab die herrlichste Ansicht habe. Die Mutter kam noch einmal darauf zurück, ob er denn Berlin nicht beglücken werde. (Er war die ganze Zeit in der liebenswürdigsten Laune u. ich ärgere mich beim schreiben immerfort, daß ich nicht alles so unendl. hübsch sagen u. stellen kann, als er es that — es ist wirkl. unnachahml. — einzig.) Er zauderte u. umging die Antwort u. sagte, wie er jetzt noch viel mehr angezogen sey, wie aber die Sache immer bedenklicher u. gefährlicher würde, es sey wirkl. nicht mehr zu wagen; er stellte es so hübsch u. so hübsch für mich, daß ich es nicht wiedergeben kann, u. als die Mutter sagte, es würden ihm noch ganz andere und viel schönere Mädchen entgegenkommen als ich, meinte er, es sey schon genug, u. viel zu viel. »Also ein schönes Nein?« »Nun

man kann immer nicht wissen, aber bei meinen Kindern ist es schon ausgemacht, die können keinen Winter mehr durchleben ohne in Berlin gewesen zu seyn, u. da will sich dann meine Schwiegertochter nur den heil. Christ bescheeren lassen, u. dann den Herrlichkeiten des Carnevals nachziehn.« Ich sagte ihm, auch wir hätten soviel Schönes von seinen Enkeln gehört. »Ja, es sind liebe Kinder, u. gut u. tüchtig, u. hübsch dazu, was auch recht gut und angenehm ist, wenn man es in den Kauf bekömmt, u. sie vertragen sich gar gut mit dem Großvater, besonders wenn er ihnen Pfeffernüsse giebt, die auch diesesmal wieder angeschafft werden müssen.« Von Carlsbad war sehr lange u. viel die Rede. Wie er in früheren Jahren viel u. gern dort gewesen, 5—6 Jahre hintereinander. »Da wohnte ich denn immer in den 3 Mohren, nachher baute man mir aber ein Haus hin, das mir die Aussicht nahm, u. da mochte ich denn nicht mehr dorthin ziehen, auch nicht die guten Leute durch mein Fortbleiben betrüben, u. so blieb ich lieber ganz davon. Dann war es mir auch zuwider, weil ich zuletzt immer u. ohne Aufhören die Pferde der Abreisenden über die Brücke traben hörte.« Ich sagte ihm, wie mir das ganze Badeleben wie ein Menschenleben erschienen sey, ein ewiges Kommen und Gehen, auftreten u. verschwinden. »Ja wohl, so war es mir auch; ich war in der Regel 4 ganze Monat dort; im ersten gab es nun gr. Herrlichkeit, die angenehmsten Bekanntschaften wurden gemacht, alles war jugendlich, lebensfroh, die Gegend neu, u. reich, es bildete sich ein Zirkel, der seines gleichen suchte. Im 2ten Monat verwandelte sich die Scene, neue Erscheinungen traten auf, ein ganz anderes Geschlecht, nicht weniger angenehm u. gut, aber die ersten Theilnehmer fehlten, die Lebendigkeit u. Frischheit war abgestumpft, indessen man half sich, wie man konnte u. es ging, nicht wie zu Anfang, aber noch immer gut genug, bis dann zuletzt sich einer nach dem andern verlor u. davonzog, u. es immer leerer u. einsamer wurde.« (»Ach ja,« sagte er sehr oft, u. ich hatte jedesmal eine wahre Freude daran.) Die Schilder in Carlsbad haben ihn auch sehr amüsirt, er erkundigte sich, wo wir denn wohnten, u. kannte den w. H. gar wohl. Die

Unmöglichkeit nannte er ein liebenswürdiges Schild, u. fand besonders die Bezüglichkeiten sehr gut, die sich oft durch die Bewohner machten; so hatte ein Freund aus ihrem Kreise, ein lustiger Vogel, im lustigen Bauer gewohnt. Schon bei der Fürstinn hatte er eine hübsche Geschichte erzählt, wie nehml. ein Freund einen dummen Bedienten gehabt, dem er eingebildet habe, hinter dem Kreuzberg sey ein großes Feuer, eigentl. das Fegefeuer, wo die bösen Seelen in einem gr. Kessel siedeten, u. daher sey der Sprudel entstanden, u. daher rühre auch der seltsame Geschmack nach Fleischbrühe. Ich fragte ihn, ob er denn gar keinen Lieblingsplatz habe. »Nein, Lieblingsplatz eigentl. nicht, am liebsten ging ich v. der Prager Chaussee herunter, u. freute mich der sich aufthuenden Herrlichkeiten, was denn allerdings für jemand, der selbst am Zeichnen Interesse hat u. lebhaft auf Beleuchtung u. Schattirung achtet, einen besonderen Reiz hat.« — Das Theater war aus, u. er erzählte uns, daß heute noch ein Concert sey. »Geht denn irgend jemand ins Theater«, fragte er die Tante. »Gewiß, man freut sich an der Schlechtigkeit u. am Ende ist doch das schlechteste Theater besser als die beste Langweil.« Am Ende war es schon ganz leer u. sehr kühl geworden. Da meinte er dann, es sey wohl nöthig für uns zu Hause zu gehen; denn Gesundheit, wenn man auch noch so gesund sey, müsse man doch immer am höchsten halten. Wir fragten, ob wir ihn denn zu Haus bringen dürften, u. er erbot sich auf die liebenswürdigste Weise von der Welt uns zu geleiten; der Mann muß doch unwiderstehl. gewesen seyn! So gingen wir denn den Berg herauf. Ich sprach ihm noch v. Felix, von dem er sagte, es sey nicht abzusehn, wo das hinaus wolle, wie es sich noch steigern könnte. Am Ende standen wir vor der Thüre der Fürstinn, u. der Moment des Abschieds, des letzten war gekommen. Mor. bekam eine Hand, u. die Mutter bemerkte, daß ihm mehr Glück geworden, als seinem Bruder, der so weit danach gereist; Goethe machte sein hübsches, verwundertes Gesicht, als er: Aegypten hörte. Ich bekam noch eine Hand u. Grüße an alle Freunde, u. bat ihn, mein Andenken bei Ulrike zu erneuern. Er schied mit hübschen Worten über die mit uns verlebten Stunden.

Ich stand noch immer u. sah ihm nach u. hatte die Freude, daß er sich noch 2 mal nach uns umsah. Ich war in einer Extase als ich nach Hause kam über diesen ganzen schönen u. einzigen Tag, daß ich die halbe Nacht nicht schlafen konnte, sondern nur immer nachdachte über alles was mir geschehen war, über alles was er gesagt u. ich gehört u. gesehen hatte. Ich erzählte ihm auch, daß ich die Magnetnadel tanzen gesehn. »Aber ohne Musik; das ist nun wunderlich genug, wie man die Gute jetzt in Bewegung gesetzt hat.« Von der ältesten weimarischen Prinzeß sprach er viel u. sehr lobend, daß sie so gut u. gescheut sey u. so hübsch als es sich für eine Person gehöre, die sich allen Blicken zu zeigen, berufen sey, u. wie ihr das schöne Köpfchen am rechten Fleck aufgesetzt sey. Die jüngere dagegen sey ein ganz liebenswürdiges u. originelles Geschöpf, das jetzt schon ganz seine eigenthüml. Gedanken u. Einfälle habe. »Da tanzt sie nun mit wahrer Freude u. Lust durchs Leben hin, u. tanzt eben immer, wenn die Neigung sie dazu treibt. Man hat also, um dieses Talent zu fesseln u. auszubilden, ihr einen Tanzmeister gegeben u. ihr bedeutet u. vorgestellt, daß man beim Tanzen auch noch etwas ausstehen müsse; aber da ist man ihr gerade recht gekommen. Sie hat den Leuten ins Gesicht gelacht, u. gesagt: Ihr seid alle nicht recht gescheut; wenn ich tanze, so thu ich's weil ich Lust u. Vergnügen daran habe, aber plagen will ich mich nicht lassen, mit etwas das mir Freude machen soll.«

Als er von der Tante hörte, daß der Pabst gestorben sey, sahen wir wieder das hübsche verwunderte Gesicht, u. er stand einen Moment still, u. sagte dann: »Nun wohl ihm, er hat lang genug gelebt, um sterben zu können;« setzte aber hinzu, wie von allen Dingen in der Welt, sein Nachfolger zu werden das wenigst wünschenswerthe sey. Da steht nun ungefähr da, was zwischen uns verhandelt worden ist — aber: Ach wie traurig sieht in Lettern, schwarz auf weiß mich alles an, was sein Mund allein vergöttern, was das Herz bezaubern kann! Indessen es ist immer für die Zukunft besser, als gar nichts, u. die Zeit verlöscht mehr als wir denken u. möchten! —

Goethes Tagebuch-Eintrag über diese Bekanntschaft ist

allerdings von viel kühlerer Haltung: »Nach Tische zu Fürstin Hohenzollern, wo Berlinische Damen. Später bey der Quelle, wo ich dieselbigen Frauenzimmer wieder antraf«. Aber Goethes, bekanntlich immer *diktirte* Tagebücher haben ja stets den geschäftsmäßig trockenen Ton. Ganz anders schrieb er schon am nächsten Tage an Zelter zum Schluß eines längeren Briefes: »Das alles war geschrieben, im Vorgefühl, daß mir von Dir was besonderes Gutes kommen werde, und so kommt ein allerliebstes Kind mir *Gruß* und *Reim* bringend, wodurch ich mich überrascht und beynahe verwirrt fühlte. Also den schönsten Dank zum Schluß.« Zelter erwiderte darauf am 7. August: »Beschäftigung mancher Art hält mich hier fest . . . . Unterdessen laufen mir die Mädchen davon und stehlen mir Deine Küsse! Wer mag denn diese Lili seyn, wenn es nicht die appetitliche Parthey ist, die ich denn mit Deinem Verschen hinhalten will, bis sie mir Deinen Kuß wiedergiebt.« Goethe hatte also ein Verschen mitgesandt, obgleich es in seinem Brief nicht erwähnt ist. Die Originalhandschrift ist erhalten und liegt dem Tagebuch Lili Partheys bei. Auf zart gerändertem Blatt stehn die eigenhändig geschriebenen Zeilen.

An Lili.

Du hattest gleich mir's angethan,
Doch nun gewahr ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

M. B. 23. 7. 23.

Ohne Ueberschrift finden sich diese Zeilen in der Weimarischen Ausgabe Bd. IV, S. 29. In der ersten Zeile ist jedoch statt »gleich« gesetzt »längst«. In dieser Form kann der Vers natürlich nicht auf Lili Parthey bezogen werden, wohl aber auf Ulrike von Levetzow, die Goethe schon seit zwei Jahren kannte. Die Frage bleibt offen, welche Form die ältere ist und wem die Verse ursprünglich gegolten haben. Keine Entscheidung giebt darüber die Bemerkung,[1] mit der Goethe die Verse nebst einigen anderen, Ulrike gewidmeten Gedichtchen seiner Schwiegertochter Ottilie am 14. August übersandte: »Einige Fallsterne, wie sie in schöner klarer Nacht vorüberstreifen«.



[1] Von B. Suphan a. a. O. S. 19 angeführt.

II. Abhandlungen.



I.

GOETHE ALS BEFREIER.

FESTREDE, GEHALTEN ZUR FEIER DES 100JÄHRIGEN GEBURTSTAGS GOETHES AM 28. AUGUST 1849 IM KAISERSAAL ZU FRANKFURT A. M.

VON

THEODOR CREIZENACH.[1]

Als vor siebzehn Jahren, inmitten einer Zeit, eben so gährend und unfertig wie die heutige, der greise Goethe verschied, begann ein Geschlecht zu erwachsen, das — wie Platen sang — nicht mehr sich harmlos in die Pflanzenwelt versenkte, nicht mehr kantigen Bergkrystall anschaute, sondern tief ergriffen war von des Menschengeschicks Entfaltung. Den Meisten blieb seitdem unser grösster Dichter vorzugsweise als der beschauliche

[1] Theodor Creizenach, geb. 18. April 1818 zu Mainz, gest. 5. Dez. 1877 zu Frankfurt a. M., kam schon im Jahre 1825 nach Frankfurt a. M., wo er bis zu seinem Ende lebte. Seine Studien vollendete er in Giessen, Göttingen und Heidelberg. Zu seinen Lehrern gehörten Ewald, Otfried Müller, Dahlmann, Jacob Grimm und Gervinus, während er zu seinen Freunden G. Baur und Carrière zählte. Von 1841—1849 war er Lehrer der Söhne des Rothschild'schen Hauses und hatte während dieser Zeit Gelegenheit einen längeren Aufenthalt in Paris und London zu nehmen. Von 1849—54 war er Lehrer an der jüdischen Realschule. Während der folgenden Zeit, da er kein Amt bekleidete, widmete er einen Theil seiner Thätigkeit der von Otto Müller begründeten Zeitschrift »Frankfurter Museum«. Von 1858 an wandte er sich wieder dem Lehramt zu. 1858 ertheilte er Unterricht an der Gewerbeschule, dann an der höheren Bürgerschule, bis er 1861 das Lehramt am Gymnasium erst provisorisch, dann 1863 definitiv erhielt. Eine Berufung an die Universität Bern 1868 schlug er aus. Seine Lehr-

Bramine von Weimar gegenwärtig; er, der kurz vor seinem Ende noch gelehrt hatte, daß nur derjenige sich Freiheit und Leben verdient, der sie täglich zu erkämpfen weiß. Und in der That war sein Leben ein beharrliches Ringen, von welchem jeder Abschnitt für ihn wie für uns den Standpunkt erhöhte; denn dem Goetheschen Geiste war es vor Allen gegeben, seine Sphäre vom Zentrum aus in vollen Kreisen zu erweitern, während es Andern kaum gelingt, nach einer Richtung hinaus Strecken zurückzulegen. Besser ist ein hoher Standpunkt, als ewige Anflüge. Der scharfe, energische Geist faßt uns selbstwirkend an und führt uns mit sich zu scheinbarer Thätigkeit, um so leichter, je

---

fächer waren in Prima das Deutsche und in sämmtlichen oberen Klassen die Geschichte für die evangelischen Schüler des Gymnasiums. Neben seiner reichgesegneten und von Schülern und Kollegen anerkannten Thätigkeit am Gymnasium, ging eine ausgebreitete Arbeit nebenher. C. war ein vielgesuchter und gern gehörter Vortragsredner, ein Dichter, der die auf ihn anstürmenden Eindrücke seiner Zeit poetisch zu verklären, den Empfindungen seiner Zeitgenossen Ausdruck zu geben wußte (Gedichte 2. Aufl. Fft. a. M. 1851). Hinter diesen Arbeiten stand die wissenschaftliche schriftstellerische zurück, doch blieb er auch als Schriftsteller nicht unthätig. Neben seinen historischen Arbeiten, wie die Neubearbeitung eines Theiles der Schlosser'schen Weltgeschichte, neben der literaturgeschichtlichen, die sich unter andern auf Dante und auf die mittelalterliche Lateindichtung bezogen, waren es vor allem Arbeiten aus dem Gebiete der Goetheliteratur, welche ihn beschäftigten. Er war einer der besten Goethekenner. Seine erste Goethepublikation sind die aus der Erinnerung niedergeschriebenen poetischen Episteln, aus Anlaß des Götz von Berlichingen von Goethe und Gotter gedichtet, die noch heute die einzige Grundlage des Textes bilden, da das Manuscript verschollen ist. Dieser Publikation schlossen sich andere an, die in Frankfurter Zeitungen erschienen. Die oben abgedruckte Festrede von 1849 zeigt die Selbständigkeit seiner Auffassung gegenüber manchen damals verbreiteten Vorurtheilen. Seine ferneren Arbeiten zur Goetheliteratur beschäftigen sich mit Klinger, mit Goethes angeblicher Dissertation von den Flöhen. Das Hauptwerk, in dem er seine Frankfurter Goethestudien niederlegte und das verdiente allgemeine Anerkennung erhielt, ist der von ihm mit Einleitung und verbindendem Text herausgegebene Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer (1877).

Die vorstehenden Notizen sind dem biographischen Artikel entnommen, der demnächst in der A. D. B. veröffentlicht wird; das Mscr. lag mir durch die Güte W. Creizenachs und R. v. Liliencrons vor. W. C.'s Anregung, die folgende Rede zu veröffentlichen, kam ich um so lieber nach, als ich damit eine Dankesschuld gegen Th. Creizenach erfülle. Ich habe vom August 1863 bis Ostern 1865 seinen Unterricht (Deutsch, Geographie, Geschichte) genossen und später bis Februar 1870 manchen einzelnen Vortrag aus den von ihm gehaltenen Cyclen gehört. Mit Dankbarkeit und Freude erinnere ich mich der vielfältigen Belehrung und reichen Anregung, die ich aus seinen Unterrichtsstunden und Vorträgen empfing. Eine kleine Ergänzung C.'s zu einem Goetheschen Gedichte habe ich in meinem Buche über Reuchlin 1871, S. 451 mitgetheilt. L. G.

willenloser und unbestimmter wir sind. Der tiefe und reiche Geist aber erfordert unsere eigene Arbeit, und indem wir uns an ihm üben, schreiten wir fort in Wahrhaftigkeit, Beharrlichkeit und Selbstbefreiung. Darum ist die Aneignung des Goetheschen Geistes kein schwächliches Versenken in denselben; es mag wohl dazu geworden sein in jener matten Zeit, als man sich an die Greisenperiode des Dichters vorliebend anlehnte und das Abendroth ausrief für den vollen Tag. Uns aber, denen es beschieden ist, in einer Kampfeszeit seinen Jubeltag zu begehen, uns geziemt es, ihn als siegreichen Befreier zu begrüßen; und nicht blos als Befreier im Gebiete der Sprache und Schrift.

Die Literaturgeschichte weist nach, wie in den siebenziger Jahren die warmblütige Kraft seiner Darstellung, das rasch pulsirende Leben seiner knappen Sätze gegen die Wortfülle der Zeitgenossen meteorisch auftrat; wie er Lessings Werk fortsetzte und eine Schreibart schuf, emanzipirt von Schnörkeln der Allegorie, von Zierrathen der Redekunst, und von Antithesen des Witzes, eine Schreibart, die in Vers und Prosa den Gegenstand selbst erscheinen läßt in durchsichtiger Klarheit, die endlich Niemandem dienstbar ist als dem deutschen Sprachgeist und ihren eigenen inneren Gesetzen. Goethes Verdienst war gewiß auch hierin von ethischer Bedeutung; denn an seinem Beispiele vor Allen haben wir gelernt, wie hohe Meisterschaft nur der reinen Anschauung, dem wahrheitliebenden Kunststreben zu Theil wird; und obwohl sonst nicht eben schlagfertig, blieb er doch stets unerbittlich gegen jeden Versuch, dem Formlosen durch Gefühlseligkeit und falsche Andacht, durch Schwärmerei und Alterthümlerei eine Hebung zu verleihen.

Aber sein Befreiungswerk umfaßt Größeres; in der harmonischen Fülle seines Wesens und Schaffens kämpfte er auf's wirksamste gegen engherzige Lebensansicht, gegen dumpfes Vorurtheil und despotische Schulbegriffe. Beschränktheit war es, oder nur in der Hitze des Kampfes verzeihliche Täuschung, wenn man ihn zu den Knechten werfen wollte, ihn, dessen Wirken in leuchtender Vollendung eine Trophäe war für den ächt freien, vaterländischen Geist. Mißverständnisse solcher Art dürfen uns nicht abhalten, den Kultus des Genies und Verdienstes zu begehen, welcher der demokratischste von allen Kulten ist. Sein Befreiungswerk aber vollbrachte Goethe als ein Dichter Gottes, der Sitte, und des Vaterlandes.

Ja, als ein gotterfüllter Dichter zumeist, er, der niemals den Hinblick auf das Allwaltende verlor, von dem Tag an, wo er als Knäblein im Dachstübchen einige Rauchkerzen als Opferflammen zündete, bis er den vollendeten

Faust unter sieben Siegeln legte, um ihn nie wieder anzuschauen. Es ist allbekannt, wie frei der große Dichter über positiven Symboldienst sich äußerte, wie verhaßt ihm der Proselytismus war, während er doch zugleich die Ueberlieferung für ehrwürdig hielt, sobald sie ihm im Reinmenschlichen zu wurzeln schien. Gerade darin ist Goethe ein großartiger Träger des freien, maßvollen und gerechten deutschen Geistes. Ihm als künstlerisch vollendetem Individuum haben wir es nebst Lessing zumeist zu verdanken, daß es in unserem Vaterlande vergönnt ist, religiös und unabhängig zu sein, ohne die Anknüpfung an das Göttliche zu verlieren. Während es bei andern Nationen wahr sein mag, daß wo der Aberglaube endet, sogleich der Unglaube beginnt, während man die Spötter aus Voltaires Schule, die Verzweifler in Byrons Art, als Atheisten bezeichnete, konnte dieses Wort gegen unsere Goethe, Schiller, und Lessing niemals angewendet werden. An schlagenden Ausfällen gegen Hierarchie fehlt es bei Goethe nicht, wie denn seinem allseitigen Geiste jedes Wahrheitsprivilegium zuwider war. Auch die trübe Sphäre des krankhaft Ahnungsvollen, der subjektiven Gottesbeziehungen zerfloß vor seiner lichtklaren Weltanschauung. Aber wahrlich, nicht ungöttlich, sondern im höchsten Grade gotterfüllt ist die Lehre des unabhängigen Weisen, der mit Einblick in vielfache Lebenswindungen und Kämpfe gesagt hat:

In einer Müh' zerrinnen alle Sorgen:
Birg dich in Gott, so bist du wohl geborgen. —
Auch dieser Spruch hat nicht gelogen:
Betrügt dich Gott, so bist du wohl betrogen.

Auch in Bezug auf Sitte war Goethe zu jener Antwort berechtigt, die er vor dreißig Jahren auf die Anfrage wegen eines ihm zu bauenden Denkmals ertheilte:

Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.,

Wohl sind gerade die Angriffe auf den sittlichen Gehalt des Dichters, und somit auf seine befreiende Kraft zu allen Zeiten die heftigsten gewesen. Was diejenigen Fehler betrifft, von denen er als Mensch sein beschieden Theil trug, so hat er diese selbst mit so freier Wahrheitsliebe, ohne Verhehlung vieler bangen unheilvollen Ergebnisse geschildert, daß seine Darstellung wie eine Sühne des menschlich Mangelhaften erscheint; hierüber ist die Verhandlung geschlossen. Dagegen fanden ihn schon in der

ersten Periode seines Ruhmes die heftigen Freunde weltmännischer und kühler, als ihren Begriffen von Tugend entsprach. Seit Klopstocks großem Wirken bildete sich ein Typus deutschen Jünglingthums voll Körperkraft, Begeisterung, Gefühlsüberfluß, und Freiheitsliebe; damals ein Segen für Deutschland, das über ein Jahrhundert lang an den Zänkereien der Schule gelitten hatte, und immer ein Segen, wo das Aufgebot an rüstige, gläubige Thatkraft ergeht. Solcher Jugend war der Dichter des Götz und Werther als ein Leitstern erschienen, während bereits der Kern seiner wahrhaft freien Natur das Ueberspannte und Pathetische von sich abgelehnt hatte. Jener Grundton kehrte wieder in Männern der Revolutionszeit, in Burschenschaftern, in Turnern; und wenn sie sich literarisch äußerten, richteten sie sich oft gegen Goethe und gegen sein undankbares Amt, inmitten der ehrenhaften Einseitigkeit des Tages die unabhängige Bildung zu bewahren. Zu gleicher Zeit erhoben eifervolle Sittenrichter ihre Einsprache gegen jene Dichtungen Goethes, worin er bedenkliche und zweideutige Moralzustände mit ergreifender Wahrheit aufdeckt.

Diesen heftigen Angriffen gegenüber fühlte sich der Dichter recht eigentlich als Kämpfer des Freien und Schönen, und gerade das Jahrzehnt, wo die Woge trüber, unduldsamer Lehren sich gegen seinen Ruhm ergoß, ist am reichsten an Sprüchen, die sein Selbstgefühl und seine Unabhängigkeit bezeugen. Er fühlt etwas von Ulrich Hutten in sich und will die deutsche Sendung theilen, in Kunst und Wissenschaft ein Protestirender zu sein.

Durch zwei entgegengesetzte Richtungen kann die sittliche Freiheit angegriffen werden: einmal durch die Schranken eines engherzigen, herkömmlichen Urtheils, sodann durch die Tyrannei der subjektiven Einbildungskraft, die sich mit ihrem ganzen unklaren Anhang in die Verhältnisse eindrängen will. Nach beiden Seiten verhält sich Goethe entschieden frei, ächt sittlich und der tiefen Eigenthümlichkeit des deutschen Geistes gemäß. Daß er das Gewaltsame der subjektiven Empfindung nicht gelten ließ, das bezeugen eben jene hart angegriffenen Darstellungen aus der Gesellschaft. Ihm ist es gefährlich und sündhaft, mit der Leidenschaft zu spielen und ihr dämonisches Wesen zu verkennen, und der Theolog Reinhard konnte sich der strengen Ansicht über die Ehe erfreuen, die er in den »Wahlverwandtschaften« entwickelt fand. Hieher gehört auch Goethes Spruch, der nicht blos für junge Dichter gilt, daß die Muse den Jüngling begleiten, aber nicht leiten soll; daß die Tendenz zum Schönen ein Leben schmücken, aber nicht ausfüllen kann. Aehnliches lehrt Schiller, bei dem doch das Ideale viel

herrischer auftrat, in jener vorzüglichen Abhandlung, welche schon in ihrem Titel sagt, daß Gränzen nothwendig sind beim Gebrauch schöner Formen. — Von der andern Seite jedoch hat Niemand eifriger als Goethe dem Individuum die Freiheit seines Ausdrucks zugesprochen, und fortwährend protestirt gegen herkömmliches und polizeiliches Einengen der Menschennatur. Der Gegensatz zwischen Jugend und Alter beschäftigt ihn in seiner Greisenzeit fast unaufhörlich; er will kein Johannisfeuer verboten haben, vielmehr soll es bei der Hoffnung auf guten Wein dem Moste vergönnt sein, sich eine Zeitlang absurd zu gebärden; ein alter Mann ist ihm nur zu oft ein König Lear. Anmaßliche Wahrheit duldet er nicht, sondern bescheidene Ueberzeugung; den Irrthum findet er achtungswerth, wo ihm das Gepräge eigenthümlicher Ansicht beiwohnt. Das Echte, Natürliche, auch das Derbe nimmt er gegen die Anstandsförmlichkeit in Schutz, wenn es, wie bei Goethe selbst, Ausfluß einer gesunden, reingestimmten Seele ist. So gehen alle seine Urtheile in's Freie und Große, gegen das Willkürliche und Gewaltsame, mag es nun als politisches Dogma auftreten, welches die Berechtigung der Volkseigenheit verkennt, oder als schwüle Kunstandacht, welche die Technik überflüssig machen soll, oder als wissenschaftliche Formel, welche das übervolle Dasein in ihre Fächer einschachtelt. Man sieht, in dem alten Goethe liegen noch Mahnungen genug, wie einst für die Tischgenossen, so jetzt für die Nachlebenden,

> Uns vom Halben zu entwöhnen,
> Und im Ganzen, Guten, Schönen
> Resolut zu leben.

Im vaterländischen Sinn endlich war Goethe ein Befreier, nicht bloß als einer jener Großen, die unserem Volk in trüben Tagen durch geistigen Ruhm das Hochgefühl einer weltgeschichtlichen Sendung verleihen konnten. Wer hat uns gleich ihm vor dem Auslande geehrt, mit solcher Liebe den Wirkungen des deutschen Geistes im Nachbarlande nachgeforscht, uns für die größten Geister der Fremde zum Gegenstande der Achtung erhoben, ja es ihnen zur Nothwendigkeit gemacht, sich mit unserer Entwicklung zu beschäftigen? Denn während die herrlichen Figuren Schillers einen universellen Charakter haben und ihr Verständniß durch das Eingehen in den deutschen Geist nicht bedingt wird, ist es nur Goethe'n gelungen, eine glänzende Reihe tief deutscher Kerngestalten zu zeichnen, vom gutmüthig polternden Gastwirth im Städtchen bis zu dem an Selbsthilfe gewöhnten Ritter, vom bildungslustigen Kaufmannssohn bis zu dem in die höchsten Probleme verwickelten Denker;

Gestalten, deren vaterländischer Gehalt unnachahmlich, unverwüstlich ist. Kein Anderer hat so geistvoll und kernhaft in Komödien und Sprüchen die poetische Volkssprache der Hutten und Hans Sachs aufgefrischt, keiner so rein den ursprünglichen Ton unseres Liedes ans Licht gebracht und dem Königssohn in Uhlands Mährchen gleich die deutsche Poesie wachgeküßt. Nie würde ihm begegnet sein, was selbst einem Schiller begegnete, in den alten Minnesängern blos Lieder zu finden, wie sie allenfalls auch ein Sperling dichten kann.

Die Goethesche Sonne hat warm und wirksam die Nebel dumpfer Beschränktheit zerstreut und das Schlachtfeld für künftige Kämpfe aufgehellt. Es ziemt uns nicht, ängstlich abzuwägen, was von seinen Sprüchen etwa sich gegen Preßfreiheit und allgemeines Wahlrecht anführen läßt; auch seinem großen Freunde, obwohl er sich weit heftigere Ausfälle gegen die Revolution, weit stolzere Abweisungen der Demokratie erlaubte, hat Niemand den Namen eines Befreiers abgesprochen. Goethe hat mehr als Schiller das Naturgemäße und Nothwendige der französischen Umwälzung anerkannt, und obwohl ihm dieselbe durch das Ungeheure ihres Maßstabes beängstigend war, hat er doch in den Tagen der Schlacht bei Valmy geweissagt, daß von diesem Ereigniß eine neue Aera der Weltgeschichte beginne. Die Nachbildungen der Revolution in Deutschland fand er gekünstelt und urtheilte, sie seien ohne Gott, der sich fern halte von Pfuschereien. In ähnlichem Sinne waren ihm Charaktere wie Cato und Brutus wegen ihrer Vehemenz unheimlich, und er tadelt den letztern, daß er dem Cäsar das Reich nicht gönnte und es doch selbst nicht zu regieren verstand. Männer wie Cäsar und Napoleon dagegen zogen ihn an, weil er sie als außerordentliche Leistungen der Natur schätzte, mehr noch, weil sie zu herrschen wußten. Von anderer Seite ist Egmont die beredteste Vertheidigung eines Volkes, das zur Wahrung seiner Eigenthümlichkeit zur Nothwehr greift; eine Nothwehr freilich, die nicht minder gegen die Plane eines Joseph II., als gegen die eines Philipp sich richten könnte. Nathan der Weise erzählt dem Sultan eine Allegorie, Marquis Posa hält dem König eine glänzende Rede; beide geben ihrem Vortrag den allgemeinsten Charakter, sie sind kaum denkbar ohne Publikum, und Nathan wünscht ausdrücklich, die ganze Welt möchte ihn hören. Was Graf Egmont zu Alba spricht, wurzelt weit mehr im Boden der Sache. Hätte Goethe sich eine eben so lehrhafte Darstellung vergönnt, Egmonts Gespräch wäre wohl nicht minder berühmt geworden; ihm aber war es gemäßer, den Redner nicht vor dem Dichter heraustreten zu lassen, sondern der Combination seines Kunstwerkes getreu zu bleiben.

Uns kann die Beschuldigung nicht irren, daß Goethe dem großen deutschen Befreiungskampfe mit vornehmer Manier bequem zugesehen habe. Seine Gespräche mit Luden weisen es anders aus, und Förster erzählt, wie der alte Dichter die Waffen der Freiwilligen, welche von Halle auszogen, mit Worten voll Herzlichkeit weihte. Die jungen Männer, die am lebhaftesten die Begeisterung anfachten, vor allen Körner, priesen ihn als den ersten, unser Jahn sogar als den deutschesten Dichter, und der fromme, treue Schenkendorf sang ihm zu:

Du Herzog ohne Gleichen,
Du hoher Geisterfürst,
Der du in deutschen Reichen
Auf ewig herrschen wirst!

Wohl hat er dasjenige, was man krassen teutonischen Patriotismus nannte, als einen Schulbegriff behandelt, oder als eine Kraftäußerung, die nur in gefahrvollen Zeiten aufgeboten werden dürfte; und wer kann heute noch behaupten, daß es überall ein Lebensbegriff geworden sei? Aber gewiß mußte es Goethe'n tief berühren, als die deutsche Eigenthümlichkeit, die der Boden seiner Dichtung war, auf den Schlachtfeldern gerettet wurde; und wohl durfte er nach dem Sieg ausrufen:

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoss'nen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts.

Er selbst ist ein solches unschätzbares Gut, dessen wir uns von Jahr zu Jahr erfreuen, und in seiner Heimat mit erhöhterem Sinn, damit sich zeige, daß »das graue Frankfurt mit seinem ungeschickten Pfarrthurm« noch Achtung vor dem Guten und Schönen beherbergt. Feiern wir ihn daher nicht als ein geniales Glückskind, als ein allfertiges Talent, sondern als Deutschen, als Freien. Denn könnten wir in der Kaiserstadt die alten Kaiser, könnten wir den Hohenstaufen, den Freund der Dichter, über ihn befragen, er würde erwiedern: »Deutscher war Keiner als dieser, und wenn ich je zur Auferstehung gelangen sollte, so ist er einer der Herolde gewesen, die mich verkündet haben.« Und dürften wir einen altklassischen Republikaner, einen Perikles oder Scipio als Todtenrichter berufen, er würde sagen: »Haltet ihn in Ehren, ihr Deutsche, denn er hat euch zu Ehren gebracht, er hat euch gefördert, wie keiner; weihet ihm eine Bürgerkrone zu seinem Lorbeerkranz!«





2.

GOETHES FREIMAURERREI

IN SEINEN NICHTFREIMAURERISCHEN DICHTUNGEN.

EIN BEITRAG ZUR MOTIVENTWICKELUNG BEI GOETHE.

VON

VEIT VALENTIN.[1]

Das Jahr 1779 nimmt in unserer Kulturentwickelung, soweit sie durch literarische Werke gefördert worden ist, eine bedeutsame Stellung ein. In diesem erscheint Lessings »Nathan der Weise« und mit ihm die schönste Blüthe des schon seit längerer Zeit sich heraufarbeitenden Lebensgrundsatzes, den wir als die echte Toleranz bezeichnen; nicht wie die der Andersgläubigen, weil die Macht fehlt, sie zu unterdrücken, sondern weil die Erkenntniß des gemeinsamen, alle vereinigenden Bodens gewonnen worden ist. Als das allein Wesentliche gelten die Grundsätze der aus England herrührenden Naturreligion: Glaube an Gott, Glaube an die Unsterblichkeit, deren Vorhandensein als von der Natur mit der Geburt des Menschen gegeben angesehen wird — alle Abweichungen und Sondergestaltungen dieser Grundzüge des religiösen Glaubens, wie sie durch Zeit und Ort, Stammeszugehörigkeit und Kulturentwickelung entstehen, wie sie sich in den mancherlei Confessionen aussprechen, treten dagegen zurück

---

[1] Festvortrag zur Feier des hundertfünfzigsten Geburtstags Goethes am 15. Oktober 1899 in der Großloge des eklektischen Bundes zu Frankfurt am Main.

und können für die nichts Trennendes bilden, die von der Wahrheit des Vereinigenden durchdrungen sind.

In demselben Jahre 1779 entsteht die erste Fassung von Goethes Iphigenie, die Gestaltung der Dichtung in Prosa, die erst später in Italien in die uns jetzt geläufige Versform gebracht worden ist. Der Grundgedanke ist dabei derselbe geblieben; er steht von Anfang an fest. Es ist die Gleichberechtigung jedes Menschen mit jedem anderen, gerade insofern er Mensch ist. In der klassischen griechischen Dichtung wird dem Barbaren sein Heiligstes geraubt, und zwar unter dem Schutze der griechischen Gottheit selbst; dem Griechen galt der Barbar als minderberechtigtes Wesen, dem gegenüber der Raub durchaus berechtigt war, wenn er zum Vortheile der bevorzugten Menschheit, der Griechen, stattfand. Goethe aber bricht mit dieser Auffassung; durch eine geistreiche Lösung des Orakels wird es bei ihm den Griechen möglich, dem Barbaren sein Götterbild zu lassen, Iphigenie aber nimmt von Thoas nicht eher Abschied als bis in einem Bunde die Gleichberechtigung von Mensch zu Mensch anerkannt ist. Es ist der Triumph des echten und wahren Menschenthums über die Ausschließlichkeit der höheren Berechtigung eines Theiles der Menschheit über den anderen, weil er sich für ein von der Gottheit besonders erlesenes Volk glaubt halten zu dürfen.

Ein Dichter, der einen solchen Grundsatz ausspricht, ist ein Freimaurer, so echt, wie es nur einen geben kann. Als daher im folgenden Jahre, 1780, Goethe in die Loge eintrat, bestätigt er nur äußerlich durch diese Handlung das, was er innerlich bereits war.

Aber diese Grundgesinnung spricht sich bei Goethe nicht nur hier aus; sie geht mit seiner menschlichen und künstlerischen Entwickelung in so bedeutsamer Weise Hand in Hand, daß wir erkennen, wie sie ihm ein den Menschen und den Dichter beständig begleitendes Grundproblem in Leben und Kunst geblieben ist. Es lassen sich dabei zwei Perioden unterscheiden.

Zunächst will es dem Dichter scheinen, der Standpunkt, der die höchste sittliche Reife des Menschen darstelle, sei das Ergebniß des Kämpfens in der Welt, und dieses müsse dadurch geborgen und gesichert werden, daß der zu diesem Ziele gelangte Mensch sich von der Welt zurückziehe. Diese »Flucht aus der Welt« wird der Keim zu dem leider unvollendet gebliebenen epischen Gedicht »die Geheimnisse«, das 1784 entstanden ist. Der Dichter führt uns mit einem Pilgrim, dem Bruder Markus, in ein einsam gelegenes herrliches Gebäude, in dem zwölf Ritter wohnen.

Sie haben sich nach stürmischem Leben von der Welt zurückgezogen, um hier in der Stille der Erhaltung ihrer im Kampf des Lebens gewonnenen Ueberzeugung zu leben. An ihrer Spitze steht »Humanus«, wohl die Verkörperung des höchsten Zustandes des kampferrungenen echten Menschenthums. Die Erzählung sollte nun so geführt werden, daß Bruder Markus, dem schon einiges aus dem Leben des Humanus selbst mitgetheilt worden ist, jeden dieser Rittermönche in seiner Wohnung besucht und durch Beobachtung der ihm dabei entgegentretenden klimatischen und nationalen Verschiedenheiten erfahren hätte, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich versammelt haben, um Gott im Stillen zu verehren, jeder in seiner eigenen Weise. Bei all ihren noch so verschiedenen Denk- und Empfindungsweisen, wie sie in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder eingeprägt werden, sind sie berufen, ihre gemeinsame Begier nach höchster Ausbildung durch Zusammenleben würdig auszusprechen. Es sollte sich, nach Goethes eigener Erläuterung, dabei finden, daß »jede besondere Religion einen Moment ihre höchste Blüthe und Frucht erreiche«. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. »Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf.« Ist aber diese Verkörperung in diesen Vertretern der Menschheit eingetreten, so ist für die Leitung, ohne welche kein Bund existiren kann, nicht etwa eine hervorragende geistige Kraft nothwendig; es bedarf vielmehr nur der Demuth, der Ergebenheit, der treuen Thätigkeit in frommem Kreise, um der wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf Erden weilt, vorzustehn; dazu ist aber durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Markus berufen, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem kraft seiner guten Natur, die ihm unbewußt das Rechte thun heißt, dieser hohen Stelle würdig ist. Denn jeder der hier Verbundenen hat jenes Schwerste errungen, von dem es in der Dichtung heißt:

»Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite
Zu leben und zu wirken hier und dort:
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.

In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.«

Hier handelt es sich nur um Vertreter der Menschheit, die vorbildlich uns das zeigen, was jeder einzelne aus der Menschheit für sich erreichen soll. Dies kann aber nicht für alle durch Flucht aus der Welt geschehen. Des Menschen Bestimmung ist in der Welt zu leben, und den geläuterten und gereiften Zustand sich nicht nur in der Welt zu erringen, sondern ihn sich auch in der Welt trotz ihren Wirrsalen zu erhalten.

Einen Umschwung nach dieser Richtung hin zeigt eine etwas spätere Dichtung Goethes. Als 1794 Mozarts »Zauberflöthe« in Weimar zur Aufführung gelangt war, erkannte Goethe durch die philiströse Fassung des Textes im einzelnen hindurch sehr wohl den ernsten und großen Gedanken, der recht eigentlich der freimaurerische war; von der Regierung Oesterreichs durch Aufheben der Logen vertrieben, flüchtete er in die Kunst, und fand hier, durch Mozarts Musik zu ewigem Dasein belebt, die freie und allseitige Wirkung, die dem in der Stille schaffenden Bunde hatte versagt werden sollen. Es ist der Kampf des Reiches der Aufklärung mit dem Reiche des Aberglaubens und der Finsterniß. Das Reich des Lichtes, der Sonne, der Weisheit, die sich in Sarastro verkörpert, trägt den Sieg davon. Wie die Königin der Nacht einen letzten Versuch macht, die Verbindung Paminas mit Tamino zu hindern, wird sie in ihr Reich hinabgestoßen, und der Priesterchor singt das Siegeslied, in dem die drei großen Lichter der Freimaurerei als die Mächte gepriesen werden, die zum Siege verholfen haben:

»Heil sei euch Geweihten! Ihr dranget durch Nacht,
Dank sei dir, Osiris und Isis, gebracht!
Es siegte die Stärke und krönet zum Lohn
Die Schönheit und Weisheit mit ewiger Kron'!«

Aber wird dieser Sieg ein dauernder sein? Diese Frage verlangt ihre Antwort; Goethe wollte sie in der Fortsetzung der »Zauberflöte«, in einem zweiten Theile, geben (1795—1798). Auch dieses Werk ist Bruchstück geblieben. Aber glücklicherweise ist doch die Handlung so weit geführt, daß wir ihren muthmaßlichen Ausgang zu erkennen vermögen. Das Kind Taminos und Paminas, dessen Geburt erwartet wird, soll sofort nach der Geburt von Monostratos geraubt und der Königin der Nacht ausgeliefert werden. Es gelingt dem Mohren zwar, den neu-

geborenen Sohn in einen goldenen Sarg einzuschließen und diesen zu versiegeln — aber mit forttragen kann er ihn nicht; durch Sarastros Macht wird der Sarg plötzlich so schwer, daß ihn Monostratos mit sammt den Seinigen nicht heben kann. Aber die Frauen der jungen Königin vermögen den Sarg zu tragen; sie müssen es unablässig thun, um das eingeschlossene Kind am Leben zu erhalten; dies kann nur durch ununterbrochene Bewegung geschehen, denn Leben ist Bewegung. Während so das Kind am Leben erhalten wird, verfallen Tamino und Pamina in Schwermuth, die nur aufgehoben werden kann, wenn Papageno auf der Zauberflöte bläst; pausirt er, so kehrt die Schwermuth wieder zurück. Da weiht Pamina ihr Kind der Sonne; aber der Altar, auf den der goldene Sarg gestellt war, versinkt in die Tiefe, in das Reich der Nacht. Da wird er in unterirdischem Gewölbe von Gewaffneten, ja selbst von Ungeheuern, den angeketteten Löwen, bewacht. Der Königin der Nacht ist es nicht gelungen, das Kind so in ihre Gewalt zu bekommen, daß sie es nach ihrem Wunsch hätte erziehen können; nun soll es, falls sie es gegen Angriffe nicht bewahren kann, eher sterben. Wohl sollen die Wächter nicht schlafen, die Löwen nicht rasten, »Und öffnet sich der Kasten, Es sei der Knabe tot!« Da dringen die Eltern durch die Schranken, die zwischen Licht- und Nachtwelt errichtet sind. Zagend fragt Tamino die Gemahlin: »O, Meine Gattin, meine theure, O wie ist der Sohn zu retten? Zwischen Wasser, zwischen Feuer, Zwischen Graus und Ungeheuer Ruhet unser höchster Schatz!« Aber wo der Vater zagt, läßt die Mutter, »Die den Sohn zu retten eilt«, sich nicht einschüchtern; vor ihr »Macht das Feuer, macht das Feuer, In der Gruft das Ungeheuer, Macht der strenge Wächter Platz«. Und während bei der ersten Wanderung durch Wasser und Feuer unter Führung des Mannes die Zaubermacht der Flöte den Weg gebahnt hat, ist es hier die »Mutterliebe«, die den Sieg erringt. Unter Führung von Pamina treten die Eltern hervor, und Tamino erkennt die rettende Macht der Mutterliebe an. Pamina weist ihn freudig auf den Erfolg ihres Muthes hin: »O mein Gatte, o Geliebter!« und er erkennt ihre siegreiche Macht an: »Meine Gattin, meine Theure! Sieh, das Wasser, sieh das Feuer Macht der Mutterliebe Platz!« Haben die Elemente sich bewegen lassen, so bleiben noch die Menschen zu erbitten: »Ihr Wächter, habt Erbarmen!« Aber die Königin der Nacht tritt dazwischen und ruft ihnen zu: »Ihr Wächter, kein Erbarmen! Behauptet euren Platz!« Allein muthig dringt die Elternliebe durch die Wächter vor. Da eilt die Königin der Nacht fort und

hinterläßt noch die Mahnung: »Der grimmige Löwenrachen Verschlinge gleich den Schatz!« Aber der Sieg ist schon gesichert, der Knabe erwacht und spricht mit den Eltern, und der Chor verkündet: »Er fürchtet die Löwen Und Speere nicht sehr. Ihn halten die Grüfte Nicht lange mehr auf; Er dringt in die Lüfte Mit geistigem Lauf!« In der That springt der Deckel des Sarges auf, und der Knabe, dessen geistige Natur sich schon vorher dadurch geoffenbart hatte, daß er durch den Sarg leuchtend den Raum erhellt hatte, bricht in Gestalt eines Genius hervor. Wohl drohen ihm die Speere der Wächter, die Rachen der Löwen, aber »Sie haben doch alle dem Knaben nichts an!« Und wie die Wächter mit den Speeren nach ihm stoßen, fliegt er davon. Der weitere Verlauf der Handlung, die Wiedergefangennehmung des Genius, seine endgiltige Befreiung durch Tamino und unter Beihilfe Sarastros, führt den Grundgedanken dieser Fortsetzung der Zauberflöte weiter durch, den in einem früheren Entwurfe Sarastro an einer anderen Stelle so ausspricht: »Der Augenblick ist da, in welchem das Licht der Weisheit sich einen Augenblick verbergen und die feindlichen Mächte ihren Einfluß ausüben sollen; der Vortheil ist unser, denn wir werden geprüft.« Das was zum Siege schließlich verhilft, sind aber keine überirdischen, keine Zaubermächte, sondern die Macht des lieberfüllten, durch Menschenliebe geadelten Menschenthums. Darauf weisen die Paralipomena hin: »Und Menschenlieb und Menschenkräfte Sind mehr als alle Zauberei,« und »Nein, durch keine Zaubereien Darf die Liebe sich entweihen Und der Talisman ist hier,« d. h. doch wohl: im Herzen des Menschen, als dem Sitze der Liebe, von dem die echte Zauberkraft ausgehen muß.

Mit dieser Handlung verflicht sich die Thätigkeit des Sarastro, die von einer anderen Seite her demselben Ziele zustrebt: Beseitigung übermenschlicher Kräfte und höchste Entwickelung der Menschenliebe. Damit tritt ein neues Motiv hervor, das einen wichtigen Umschwung in des Dichters Anschauung deutlich zeigt. Bisher waren die Geweihten an dem heiligen Orte, im Tempel von der Außenwelt abgeschlossen, in ihrem stillen reinen Leben geblieben. In der Fortsetzung der Dichtung fügt der Dichter das Motiv hinzu, daß jährlich einer der Brüder in die Welt hinausziehen muß, um durch seine Wanderschaft, sein Leben in der Welt, eine Prüfung zu bestehen. Sarastro erläutert diese Vorschrift so:

»In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Inneres erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen — aber die erhabene

Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wanderer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde herumschweift.«

Der Mensch soll also nicht die errungene Reife als etwas Fertiges in die Einsamkeit tragen und eifersüchtig für sich bewahren — er soll vielmehr hinaus, die errungene Reife neu erproben und durch den Verkehr mit der Welt neu bewähren. Erst dann kann sie, und das erweitert den Gedanken über diese Dichtung hinaus, ihrerseits auch wieder für andere fruchtbar werden. Wenn der als Pilger hinausgeschickte Bruder zurückkommt, soll er den Brüdern mittheilen, was er gelernt und erfahren hat. Ob dieser Gedanke auch hier hätte zum maßgebenden, in die Handlung eingreifenden Ausdruck kommen sollen, wissen wir nicht; es liegt aber nahe, dies für möglich zu halten, zumal da er inzwischen bereits in einer anderen Dichtung als Grundgedanke fruchtbar geworden war.

Schon 1777 hatte Goethe einen Roman begonnen, der das Theaterleben verwenden sollte, um zu zeigen, wie ein strebsamer junger Mensch durch seinen Eintritt in dieses Leben zu höherer ästhetischer Bildung gelangen könne. Damit ist der erste Grundgedanke geschaffen: der Mensch muß ins Leben hinaus, um in ihm und durch es eine höhere Stufe zu ersteigen. Allmählich erweiterte sich die Aufgabe: die höhere ästhetische Bildung muß sich mit der Gewinnung der Fähigkeit verbinden, für sich nutzbringend zu wirken; die allseitige Bildung des Individuums, das, ohne seine idealistische Richtung zu verlieren oder auch nur zu beeinträchtigen, diese mit den praktischen Anforderungen des Lebens zu verbinden lernte, sollte das Ziel der durch den Eintritt in das Leben gewonnenen Neugestaltung des Lebens selbst werden. Dann aber konnte der zu bildende Jüngling sich nicht auf das Theaterleben beschränken; er mußte höhere Stufen erringen, bis er endlich das vorgesteckte Ziel im Leben und für das Leben erreichte. Damit ist ein neues Motiv gegeben, und in der That wird dies in »Wilhelm Meister« folgerichtig durchgeführt; von einer zufällig entstandenen, wenig geordneten Bühne steigt Wilhelm auf in den Verband einer geordneten Bühne, die sich an eine große ästhetische Aufgabe, die Aufführung des Hamlet, machen kann. Von da steigt Wilhelm weiter auf in die höher gebildeten Kreise, die den Vortheil der Bildung mit der sicheren Lebensführung vereinigen. Der Weg dahin wird ihm aber durch ein Element gebahnt, das wieder ein neues Motiv in die Dichtung bringt. Ohne daß Wilhelm eine Ahnung davon hat, wird er von einem geheimen Bunde von Männern

geleitet, die ihn nicht aus dem Auge verlieren und ihn endlich in ihren Bund aufnehmen. Also eine geheimnißvolle, auf ein bestimmtes Ziel hinarbeitende Leitung, von der der Geleitete selbst nichts weiß; er handelt daher nach seiner eigenen Erkenntniß, und die Verantwortung für sein Handeln, ebenso für das Verschulden, das ihn trifft, wie für das Verdienst, das er dabei erwirbt, fällt ihm allein zu. Nur hie und da wird ein Wink gegeben — wie dieser aber benutzt wird, ist wiederum nur der eigenen Entscheidung des Suchenden überlassen.

In der Leitung selbst jedoch erscheint ein sehr eigenthümlicher Grundsatz, der pädagogisch durchaus nicht als beherrschendes Princip für alle Erziehung anzuwenden sein möchte; nur bei dem reiferen Zögling und auch hier wieder nur bei einem solchen, zu dem man besonderes Vertrauen glaubt hegen zu dürfen, müßte er befolgt werden können. Mit einem solchen erlesenen Zögling hat es aber der Dichter hier zu thun. Wie Wilhelm von den »Meistern vom Thurm« in den geheimnißvollen Bund aufgenommen wird, da erhält er den Grundsatz einer solchen Erziehung mitgetheilt: »Nicht vor Irrthum zu bewahren ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, *das* ist die Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit aus; *aber* wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen [also auch erkennen] lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist.«

Und nun endlich handelt Wilhelm mit vollem Bewußtsein davon, daß er ein bestimmtes Ziel suchen müsse. Allein sein erster, mit Bewußtsein selbständiger Schritt ist doch wieder ein Irrthum; er glaubt durch eine Verbindung mit der trefflichen, aber einseitig dem praktischen Leben zugewandten *Therese* sein höchstes Ziel zu erreichen. Er selbst muß diesen Irrthum nicht nur kosten, sondern auskosten, und glücklicher Weise geschieht es noch früh genug, so daß es ihm möglich wird, in der Verbindung mit *Natalie*, der harmonisch durchgebildeten Natur, dem echten Ebenbild der »schönen Seele« und selbst eine höhere Stufe solcher edel geschaffenen Natur, nun endlich wirklich das Ziel zu gewinnen, zu dem er den rechten Weg trotz allem Irren doch noch gefunden hat.

Schiller weist in seinen an Goethe über »Wilhelm Meister« gerichteten Briefen darauf hin, daß noch ein philosophisches Bedürfniß des Lesers zu erfüllen sei, wenn wirklich alle Möglichkeiten einer höheren Bildung durchlebt sein sollen; es darf das sittliche, das ethische Handeln nicht fehlen, wie es sich am höchsten im selbstlosen Ein-

treten für Andere offenbart. Goethe entwarf daher einen zweiten Theil, »Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden«, ein Werk, das erst später und nur unvollständig zur Ausführung gekommen ist. Hier soll das Problem der Erziehung des Einzelnen für die Gesammtheit der Menschen zur Lösung kommen und damit die Frage nach der besten socialen Gestaltung der Menschheit, wie sie sich vielleicht auf einem neuen Boden erlangen läßt. Aber dem Dichter fehlte das volle Interesse an diesem Werk; er war in weit höherem Grade für eine andere Dichtung in Anspruch genommen, in der dieses höchste Ziel als ein in den Gesammtgang der dichterischen Schöpfung von vornherein organisch eingefügtes erscheinen konnte. Es ist der »Faust«.

Schiller hatte sofort nach Beginn der engeren Beziehungen zwischen ihm und Goethe 1794 wiederholt Goethe zu einer Fortsetzung seiner Faustdichtung angeregt. Goethe war nicht darauf eingegangen. Da, als 1796 Wilhelm Meisters Lehrjahre abgeschlossen vorlagen und der Plan zu den Wanderjahren gemacht war, kehrt Goethe zum Faust zurück; er hat jetzt durch die Umgestaltung des »Wilhelm Meister« den Keim gefunden, dessen Entfaltung ihm die Durchführung der Faustsage nun mehr ermöglicht, den Reifen, der den überquillenden Stoff in fester künstlerischer Form zusammenhalten konnte.

Der erste Schritt war, daß Goethe für das irdische Ziel, die Verbindung der höchsten ästhetischen, praktischen und ethischen Bildung, das transcendente Ziel, die Gewinnung der Seligkeit, einsetzte. Damit wird zugleich die ganze Handlung in eine höhere Sphäre, in die des Verkehrs des Menschen mit überirdischen Wesen, des Auftretens solcher überirdischen Wesen, gerückt. Dazu aber bot die Faustsage die denkbar beste Gelegenheit. An Stelle von Menschen wird Gott selbst der überirdisch geheimnißvolle Leiter des Geschickes Fausts, ohne jedoch dessen selbständigen Willen auszuschließen; Faust ahnt von Gottes Leitung ebensowenig wie Wilhelm von den Mächten des Thurmes. Die Handlung entwickelt sich auch hier so, daß der Suchende von Erlebniß zu Erlebniß geführt wird, deren jedes sich zu einer neuen Stufe für seine seelische Entwicklung gestaltet; Faust muß sich durch- und hinaufarbeiten, sich selbst und seiner guten Natur überlassen, durch die er unbewußt allmählich auf den rechten Weg geleitet wird. Als ein Wesenselement für diese Wendung erscheint auch hier der Irrthum: »es irrt der Mensch, so lang er strebt«, aber er wird gerade durch den Irrthum und dessen Erkennen allmählich zum höchsten Ziele geführt. So erscheinen hier dieselben drei Grund-

motive, die die Handlung in der Dichtung »Wilhelm Meister« gestaltet haben. Aber es tritt noch ein neues Grundmotiv hinzu, wie es der Besonderheit gerade der Faustdichtung entspricht. Zu Faust ist der böse Geist Mephistopheles getreten — welche Stellung soll er im Ganzen der Dichtung, in dem sachlichen Zusammenhang, in dem dramatischen Aufbau erhalten? Da ist es Goethes genialer Gedanke, der, während Mephistopheles seiner Natur nach Fausts Seele im Gegensatz zu Gott gewinnen will, gerade dieses Streben des Mephistopheles dazu benutzt, um Faust, der im Begriff ist in seinem Grübeln unterzugehen, in das thätige Leben hinauszuführen. So giebt hier die leitende Macht selbst das Hauptmittel an, durch das Faust gerettet werden kann: die Flucht aus der von der Berührung mit der Außenwelt abgeschlossenen Studierstube in das Leben hinaus oder, wie schon Sarastro sagt: »In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Inneres erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen — aber die erhabene Stimme der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wanderer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde herumschweift.«

Und Faust erreicht auf diesem Wege, nicht durch die Hilfe des Mephistopheles, sondern durch seine eigene Kraft, das höchste Ziel; er schafft ein Neuland, und sein ersehnter, höchster Augenblick des Lebens tritt ein, wie er sich vorstellt, in solchem Neuland »auf freiem Grund mit freiem Volk« zu stehen. Da ist auch sein Leben zu Ende, und wenn er nun ins Jenseits eingeht, so ist es nicht der Glaube eines bestimmten Bekenntnisses, nicht der Glaube an irgend ein besonderes Dogma, das ihn zur Seligkeit führt — die Engel, die seine Seele hinauf tragen, singen vielmehr:

»Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.«

Aber dem Willen Gottes, wie er sich im Prolog im Himmel deutlich ausgesprochen hat, Faust dereinst noch in der Klarheit zu suchen, entspricht es, wenn einer solchen durch ihr unablässiges Ringen und Streben nach dem höchsten Ziele sich hinaufarbeitenden Seele nur die Gnade, das »Ewig-Weibliche«, entgegenkommt. Goethe verwendet hierfür die dichterisch verklärte Gestalt der Himmelskönigin, die Jungfrau Maria. Die römische Kirche hat sehr wohl herausgefühlt, daß es sich dabei nicht um etwas Dogmatisches, etwas Kirchlichgläubiges handelt; mit entschiedenster Feindschaft verfolgt sie in Goethes Faust ein Werk, und weiß es von ihrem Standpunkt aus zu verfolgen, das die Möglichkeit der Erlösung einer Seele ohne Beihilfe dogma-

tischen Glaubens voraussetzt und künstlerisch als Thatsache hinstellt. Aber gerade dieser Punkt zeigt uns, wie rein Goethe seine Ueberzeugung durchgeführt hat, daß des Menschen eigene Kraft genügt, um ihn durch seine gute Natur den rechten Weg finden zu lassen und daß die einer solchen Seele selbstverständlich und naturgemäß entgegenkommende Liebe Gottes durch menschlich gedachte und, trotz ihrer überirdischen Verklärung, doch nach menschlichem Vorbild geschaffene Schranken, durch dogmatische Vorbedingungen, sich nicht einengen läßt.

Die freimaurerischen Grundgedanken nehmen so in nichtfreimaurerischen Schöpfungen Goethes eine weit größere Stellung ein, als selbst in den Schöpfungen, die ausdrücklich für den Bund geschaffen sind. Es ist auch ganz natürlich: Goethe wächst in seinem kulturtragenden Gedanken aus derselben Wurzel empor wie die Freimaurerei selbst. Er war aber viel zu groß, als daß er sein künstlerisches Schaffen ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in den Dienst einer auch noch so bedeutsamen geistigen Bewegung seiner Zeit hätte stellen können. Umgekehrt wird vielmehr, was ihn davon aufs Tiefste bewegt, zu den bewegenden Kräften einer Reihe bedeutsamer künstlerischer Schöpfungen, deren Ziel weit über die engen Grenzen der Länder hinausliegt und erst endigt, wo die kultivirte Menschheit selbst aufhört. Sie lehren nicht allein, wie es sich dabei um Kräfte handelt, die abgeschlossen vorlagen, sondern auch wie diese mit dem Menschen und dem Künstler wuchsen, wie gerade in ihnen der lebendige Keim des Schaffens immer neue Knospen trieb. Wenn diese auch nicht stets zu vollem Wachsthum gedeihen, sie zeigen doch, wie die aus ihnen erwachsenden großen sittlichen Probleme zugleich darnach ringen, immer weitere künstlerische Gestaltungen anzunehmen, bis die schließlich erarbeitete höchste Durchbildung des ethischen Lebensproblems auch die reifste Gestaltung des künstlerischen Problems aufweist; dem beständigen Wachsthum der ethischen Motive in Goethes Leben geht in seinem Schaffen die künstlerische Motiventwickelung in dem Sinne parallel, daß einem neuen Schritt in der Entwickelung der ethischen Motive der Versuch einer neuen Lösung der künstlerischen Motive entspricht. Der vollständige Ausgleich wird erst auf den höchsten Stufen der beiden Entwickelungsweisen erreicht.





3.

MEPHISTOPHELES.[1]

VON

MAX MORRIS.

Im sechzehnten Jahrhundert hat ein Unbekannter aus halbverstandenen griechischen Wörtern die Unform Mephostophiles zusammengebraut und dieser Name ist mit einer geringen Abänderung nun unsterblich geworden. Mephisto wird uns schon auf der Schulbank zu einem geistigen Erlebniß und die wunderlich vertraute Dämonengestalt begleitet uns durchs Leben. Unmöglich ist für uns, was Goethe sich selber — in anderem Sinne, nämlich ästhetisch — vorsetzte:

> Und hinterwärts mit allen guten Schatten
> Sei auch hinfort der böse Geist gebannt,
> Mit dem so gern sich Jugendträume gatten,
> Den ich so früh als Freund und Feind gekannt.

Mephisto läßt sich nicht hinterwärts bannen, er läßt sich nur erkennen.

---

[1] Die Absicht, die Ausbildung der Mephistogestalt auch im zweiten Theile Faust zu verfolgen, mußte mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum aufgegeben werden. — Im Zusammenhange der Erörterung konnte ich nicht vermeiden, Einzelnes aus eigenen früheren Arbeiten (Goethe-Studien I 28; Euphorion VI 491 und 683) wieder aufzunehmen, und ich habe kein Bedenken getragen, einige Sätze unverändert zu wiederholen. — Minors Faustbuch, das nach dem Abschlusse dieser Arbeit erschien, konnte ich nur noch mit einigen flüchtigen Hinweisen berücksichtigen.

Wir halten im Folgenden die einzelnen Stadien in der Entstehung streng auseinander. Die Dichtung am Faust ist mehrmals auf lange Zeit unterbrochen und in ganz veränderter geistiger Disposition wieder aufgenommen worden, und so sind Goethes Intentionen für die Gestalt Mephistos zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene gewesen. Wer oder was ist also zunächst Mephisto im Urfaust?

Er ist — das weiß man seit lange — der Sendling und Untergebene des Erdgeistes. »Großer herrlicher Geist der du mir zu erscheinen würdigtest, . . . warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden! . . . Wandle ihn du unendlicher Geist wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt . . . Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung!« Der Erdgeist und Mephisto gehören also in irgend einer Weise zusammen, sie stammen aus einem idealen Reiche, über das wir gern Näheres erfahren möchten. Der Erdgeist nennt nun selbst ganz geflissentlich die Gemeinschaft, der er angehört:

die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben.

Also: »uns den Geistern.« Und nun hören wir dieses selbe »uns« auch aus Mephistos Munde: »Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du nicht mit uns auswirthschaften kannst? . . . Drangen wir uns dir auf oder du dich uns?«

Also ein Geisterreich, eine Geistergemeinschaft umfaßt den Erdgeist, Mephisto und andere Geister, denn »uns den Geistern« kann nicht blos diese beiden meinen und Faust hat die Geister überhaupt angerufen:

Ihr schwebt ihr Geister neben mir
Antwortet mir wenn ihr mich hört.

Immer wieder hören wir dieses: »ihr Geister . . . wir . . . uns . . . uns den Geistern«. Es ist klar, daß Goethe hier eine ganz bestimmte Gemeinschaft von Geistern vor sich sieht, und sie läßt sich denn auch mit Namen benennen: es ist das Geisterreich Swedenborgs. Im Euphorion 6, 491 ff. habe ich, durch ein wegweisendes Aperçu Erich Schmidts geleitet, den Beweis dafür erbracht; hier mag es genügen, den Gang des Faustmonologs unter dieser Voraussetzung vorzuführen und begreiflich zu machen.

Faust exponirt seine bekannte verzweifelte Lage. All sein redliches Bemühen führt zu keiner wirklichen Erkenntniß, religiöse Scrupel und Zweifel, die ihn von einer Annäherung an das Uebernatürliche abhalten könnten, hat er nicht.

Drum hab ich mich der Magie ergeben
Ob mir durch Geistes Krafft und Mund
Nicht manch Geheimniß werde kund.

Fausts Magie besteht also darin, aus Geistes Mund Geheimnisse zu erfahren, er will wie Swedenborg loqui cum spiritibus. Wie man nun zu solcher Erleuchtung gelangt, erfahren wir sogleich: Faust schlägt vor unseren Augen das Buch auf, in dem ein das Universum umfassender Zusammenhang aller Kräfte und Wirkungen zu schauen ist. Dieses Zauberbuch ist wieder mit Titel, Druckort und Jahreszahl zu benennen, es sind Swedenborgs arcana coelestia, London 1756—1763. Sie sind es wenigstens so weit, als solche poetischen Hinweise und Hypostasen überhaupt Realität haben. In der überlieferten Volkssage wird Faust ein Zauberbuch gebracht. Daran knüpft Goethe umbildend an. Bei ihm sieht Faust in dem Buche das Zeichen des Makrokosmus, er durchdringt sich mit dem gewaltigen Gesammtbilde vom Geisterall, das Swedenborg in den arcana entwirft und strömt nun sein — oder vielmehr Goethes — Entzücken über dieses Riesenbild aus.

»War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb?« Und »wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern würkt und lebt« hat doch auch Kant in seiner zugleich sachlichen und ironischen Darstellung von Swedenborgs Geisteruniversum empfunden: »Alle Geistersocietäten aber zusammen und die ganze Welt aller dieser unsichtbaren Wesen erscheint zuletzt selbst wiederum in der Apparenz des größten Menschen . . . In diesem unermeßlichen Menschen ist eine durchgängige innigste Gemeinschaft eines Geistes mit allen und aller mit einem«. (Träume eines Geistersehers.) In diesem Geisterall steigen nun die Himmelskräfte — eben Swedenborgs Geister — auf und nieder,[1] und bilden eine Kette zusammenhängender Wirkungen, sie reichen sich die Eimer wie die Menschen bei der Feuersbrunst. Das Bild entnimmt Goethe seinen eigenen Erfahrungen, er selbst schildert in dem großen Briefe an Schönborn und später in Dichtung und Wahrheit, wie er beim Brande in der Judengasse die Kette der Eimer organisirte.

Fausts Entzücken ist nur von kurzer Dauer, das Bild ist für ihn zu groß, und es ist »ein Schauspiel nur«, es ist nur ein Bild des Zusammenhangs aller Kräfte und Wirkungen, es ist Poesie, nicht Erkenntniß. Nun bietet aber das »geheimnißvolle Buch« — das Adjectiv spielt auf den Titel arcana coelestia an — noch andere, einzelne

[1] arc. coel. 6926: quod spiritus illi vagentur per universum und 5389: sunt cohortes spirituum qui circumvagantur.

Geister, die faßlicher und näher sind als das ungeheure Gesammtbild. Swedenborg schildert nach einander die Geister der einzelnen Planeten Jupiter, Venus, Mars, Erde, und zwar stellen sich in diesem System die Einzelgeister einer Gruppe immer zusammengefaßt in der menschenähnlichen Gestalt eines Gesammtgeistes dar, die Geister der Erde also in dem Erdgeiste. Die Geister aller einzelnen Planeten erscheinen dann schließlich als der größte Mensch, maximus homo.

Faust wendet sich zu dem Gesammtgeiste seines Planeten, dem Erdgeiste. Die Erscheinung des Erdgeistes hat Goethe mit einer ganzen Anzahl von Zügen aus Swedenborg ausgestattet. Die röthliche Flamme bei der Erscheinung, das Anziehen und Saugen zwischen Mensch und Geist, die Sphäre des Geistes. (Wegen der Nachweise im Einzelnen vgl. Euphorion 6, 492.)

Von Swedenborg stammt somit die Conception und der Name des Erdgeistes und die eben angegebenen äußeren Züge, die ganze Inscenirung. Für den großartigen Inhalt, mit dem Goethe diese Form erfüllte, haben wir uns freilich nicht bei Swedenborg, sondern bei Goethe selbst nach Parallelen umzusehen. Werther (der j. G. II, 291): »einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt . . . Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannst du sagen: Das ist, da alles vorübergeht . . . Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her . . . Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer«. Das ist dann im Erdgeist aus der Wertherschen Moll- in die Faustische Durtonart übertragen, die auch in der folgenden Stelle der Frankf. gel. Anz. (Werke, W. A. 37, 210) erklingt: »Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig in's Unendliche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend.« Dazu im ewigen Juden: »O Welt . . . du Kettenring von Wonn' und Wehe.«

Der Erdgeist erscheint nun in widerlicher, d. h. unwillig abweisender Gestalt (Pniower, G.-J. 19, 244). Auch er ist für Faust zu groß.

> Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
> Nicht mir!

Einen solchen Geist wird ihm der Erdgeist beigeben, und er hält, was er hier in Aussicht stellt, er sendet ihm einen Geist, dem Faust gleicht und den er begreift, einen aus der großen Zahl der guten und bösen Geister, die er in sich enthält und vertritt, und dieser Geist heißt Mephistopheles. Damit ist der Anschluß an die mit einer neuen Grundlage ausgestattete Faustsage erreicht, das eigentliche Spiel kann nun beginnen. Rückwärts blickend empfinden wir mit Entzücken die hohe Kunst, die den Gang des Monologs unverrückt seinem Ziele, der Einführung Mephistos, zustreben läßt. Wir gehen nicht von Mephisto aus, wir gehen auf ihn zu. Von dem gesammten Geisteruniversum führt der Monolog in immer sich verengernden Kreisen über den Erdgeist zu dem Geiste, um dessen willen das ganze kunstvolle Gebäude aufgeführt ist, und wir sehen jetzt, weshalb der Dichter die vielen »uns .... uns den Geistern ... ihr Geister« sorgsam an verschiedenen Stellen ausgestreut hat. Der Sohn des achtzehnten Jahrhunderts fragt sich: Was ist ein Teufel? Wie kann man den Bund eines Menschen mit dem Teufel darstellen, ohne überwundenen Aberglauben zu gestalten? Dieses »selbstkluge« Jahrhundert, wie es der alte Goethe nennt, das die überkommenen kirchlichen Vorstellungen mit dem daran haftenden Aberglauben überlegen abwies, war nun überaus empfänglich für neue Formen, in denen das unauslöschliche menschliche Streben zum Uebernatürlichen sich kundgab. Es war die Zeit, in der die Mesmer, Schröpfer, Gaßner, Cagliostro gläubige Anhänger fanden. Lavater war ein Apostel dieser Geisterbeschwörer und Wunderthäter, Kant und Herder nahmen literarisch zu Swedenborg Stellung, Schiller schrieb seinen Geisterseher und plante auch einmal ein Gedicht, dessen Skizze lautet: »Schwedenborg und seine Geister die ihm Gehorsam weigern«. (Hist. crit. Ausg. 11, 407.)

Auch der junge Goethe erfuhr diesen Einfluß der Zeit, auch er empfing von den Phantasieen Swedenborgs einen gewaltigen Eindruck. In diesem Geisteruniversum sah er ein grandioses Bild des Zusammenhangs aller Kräfte und Wirkungen im Weltall, und wir sehen, wie vom Ende 1771 ab das Reich seiner poetischen Phantasie sich mit Geistern bevölkert. Sie schweben um die Bäume und Quellen, sie wehen auf den Lippen des geliebten Mädchens; über den Wassern schweben Geister, er leiht ihren Gesängen Worte, die denen des Erdgeistes ähnlich sind, gute Geister nähren über Wolken den Felsenquell, im Brausen des Sturmes hört er die Noth verdammter Geister sausen, wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit dem Schicksalswagen durch. Auch um sich selbst

herum fühlt er ihre Gegenwart. »Ich hab Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben . . . . . Daß meine Geister bis zu Lotten reichen hoffe ich.« Und so noch an vielen Stellen. Die von mir Euphor. 6, 504 gegebene Zusammenstellung ist noch sehr unvollständig.

Swedenborgs Grundlehre: Nur der schaut die Geister, dem das Innere geöffnet ist (aperiuntur interiora) hatte ihm tiefen Eindruck gemacht. Er fühlte, daß an ihm selbst dieser Vorgang in Straßburg und dann in Frankfurt sich vollzogen hatte. Und so führt er nun diese Lehre von der Erleuchtung des Gewürdigten, dem das Innere geöffnet ist, in seine Poesie ein. Weshalb konnte gerade Mahomet den Ewigen erkennen und verkünden?

Mahomet: Wie dank ich ihm, er hat meine Brust geöffnet, . . . daß ich sein Nahen empfinden kann.

Halima: Du träumst! Könnte deine Brust eröffnet worden sein, und du leben?

Mahomet: Ich will für dich zu meinem Herrn flehen, daß du mich verstehen lernst.

Wie geschieht es, daß gerade Faust die übernatürlichen Mächte rufen und bannen kann?

Faust: Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist

Jetzt erst erkenn ich, was der Weise spricht:
»Die Geister Welt ist nicht verschlossen,
»Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt,
»Auf bade Schüler unverdrossen
»Die irrdsche Brust im Morgenroth.«

Also auch an Faust vollzieht sich dieser geheimnißvolle Vorgang, das Eröffnen des Inneren. Seinen Bund mit dem Teufel deutet und gestaltet der junge Goethe als die Verbindung eines Menschen mit der Geisterwelt, wie sie Swedenborg als möglich und ausführbar gezeigt hatte. Um den irdischen Menschen schweben die spiritus huius terrae, wie sie Goethe um sich herum und zwischen sich und Lotten walten fühlte. Mephisto wird einer von ihnen — Faust redet ihn an: »Verrätrischer nichtswürdiger Geist.« Alle spiritus huius terrae, die guten und die bösen, fassen sich zusammen in dem einen Erdgeiste, und dieser stellt wieder die Verbindung aller dieser einzelnen Geister mit dem gesammten Geisteruniversum her, dem Geisterall, wie es Goethe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen für weitere »Aussichten in die Ewigkeit« Lavater anpreist.

Diese Zugehörigkeit Mephistos zur Geisterwelt mußte nun aber auch zur Darstellung gelangen, und diesem Zwecke dient der Gang des Monologs, der vom Geisterall über den Erdgeist bis zum Hinweis auf die Sendung Mephistos führt. Die Mythologie des Urfaust umfaßt demnach das gesammte Geisteruniversum, wie es in dem geheimnißvollen Buche unter dem Zeichen des Makrokosmus zu schauen ist, den Erdgeist und Mephisto. Ein weiteres Glied dieser Geistergemeinschaft lernen wir in dem bösen Geist der Domscene kennen. Solche Stimmen hört der Mensch raunen und nennt sie »Gewissen.« Die Gestaltung zu einem bösen Individualgeist ist aber wieder in dem bewußten Streben erfolgt, den Fauststoff auf Swedenborgischer Grundlage neu aufzubauen. Und in demselben Streben zeigt uns der Dichter noch ganze Geisterschaaren unter den Menschen und um sie waltend. »Daß über der Stätte des Erschlagenen rächende Geister schweben . . . Im unwiderbringlichen Elend bösen Geistern übergeben . . . Ach könnt ich doch . . . um Bergeshöhle mit Geistern schweben.«[1]

Also ein Mitglied der Swedenborgischen Geisterwelt, ein spiritus malus huius terrae, dem Erdgeiste untergeben, ist Mephisto. Aber mit einer solchen scharfen Definition und Rangordnung, wie sie der Monolog implicite für Mephisto feststellt, ist dramatisch noch nicht viel gewonnen. Swedenborg hat eine Fülle von Einzelzügen für den Monolog hergegeben, über das Wesen Mephistos konnten die arcana coelestia nicht viel aussagen, weil Swedenborgs Geister gar keine Individualitäten sind. Sie erzählen ihm allerhand kuriose oder läppische Dinge von dem Saturn, Mars, der Venus und anderen Planeten, aber gerade bei seinem Verkehr mit den Geistern dieser Erde, den Erdgeistern, verweilt Swedenborg nicht gern. Ueber Gegenden, von denen man gar nichts weiß, ließ sich besser fabuliren.

Die so kunstvoll und sorgfältig im Monolog aufgebaute Swedenborgsche Grundlage erwies sich nun für die Ausgestaltung der Mephisto-Figur wenig fruchtbar und Goethe mußte seinen Mephisto doch schließlich aus eigenen Mitteln

[1] Die Bergeshöhle freilich stammt nicht aus Swedenborg; hier klingt ein Ton aus Ossian hinein. Werther (Werke 19, 124): »Ossian hat aus meinem Herzen den Homer verdrängt. . . Ächzen der Geister aus ihren Höhlen.« S. 168: »O von dem Felsen des Hügels, von dem Gipfel des stürmenden Berges, redet, Geister der Todten . . . in welcher Gruft des Gebirges soll ich euch finden!« Aus diesen Ossianischen Vorstellungen erwächst dann der Vorspruch zum Werther von 1775: »Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höle.« Unsere Fauststelle verschmilzt also die Geisterwelt Swedenborgs mit der Ossians. Auch das Lokal, das sich in Fausts sehnsüchtigem Wunsch malt, im Dämmer des Mondes zu weben, ist ossianisch.

schaffen. Er thut das, indem er zunächst mit dem Begriffe eines spiritus malus unerbittlich Ernst macht. Der Mephisto des Urfaust ist böse, mehr als in irgend einer der späteren Ausbildungen, in denen wir ihn verfolgen werden. Sein Geselle liebt ein Mädchen. Das ist für ihn der willkommene Anlaß, beide zu verderben. An allen entscheidenden Wendepunkten steht er da, um die Dinge zum Bösen zu lenken. Faust ist von dem Unschuldshauch in Gretchens Kammer gerührt und entschlossen, nicht wiederzukehren.

Faust: Komm komm ich kehre nimmermehr!
Mephisto: Hier ist ein Kästchen leidlich schweer
Ich habs wo anderswo genommen.

Und nun handelt er für den zaudernden Faust, stellt das Kästchen in den Schrank und zieht Faust fort. Weiter zwingt er ihn zu falschem Zeugniß, macht ihn zum Mörder[1]

[1] Valentins Auftreten im Zusammenhang mit der Stelle von der Blutschuld und den rächenden Geistern, die um die Stätte des Erschlagenen schweben, genügt natürlich, um den Vorgang genau der späteren Ausführung entsprechend zu ergänzen. Dagegen ist Mephisto ohne unmittelbare Mitschuld am Tode von Gretchens Mutter.. Goethes Meinung ergiebt sich aus der Folge seiner Scenen mit aller Sicherheit. Faust giebt Gretchen das Fläschchen. Dann Mephisto: »Nun heute Nacht?« Die nächste Scene am Brunnen: »Und bin nun selbst der Sünde bloß.« Darauf *Zwinger*: »Hilf retten mich von Schmach und Todt.« Also Schwangerschaft. Und nun erst »Exequien der Mutter Gretgens« und dazu noch einmal: »Und unter deinem Herzen schlägt da nicht quillend schon Brandschande Maalgeburt« (= Brandschandmalgeburt, d. h. eine Geburt, der das Brandmal und Schandmal der Bastardschaft aufgedrückt ist). Das ist also ein klarer, in wenigen Scenen unerbittlich fortschreitender Verlauf. Zwischen Gretchens Fall und dem Tode der Mutter liegen Monate, und da die Mutter doch durch Gretchens Schuld »sich in die Pein hinüberschlief«, so hat Gretchen das Fläschchen immer wieder zur Anwendung gebracht, und so erfolgt der Mutter Tod, ohne daß Mephisto unmittelbar den Trank geweiht hätte. — Solche criminalrichterliche Nachprüfung ist gewiß antipoetisch und behagt mir selbst nicht, aber da Collin (Goethes Faust S. 220) u. a., den einfachen Sachverhalt verkennend, die Mutter gleich beim ersten Mal sterben lassen und sich dann wundern, daß Gretchen am Brunnen plaudert, ohne vom Zustande ihrer Mutter zu sprechen, so war die klare Intention des Dichters doch darzulegen. Minor (I, 199, 211, 349) läßt diese Intention nur als eine spätere Planverschiebung gelten, weil Faust gleich nach Gretchens Fall sie verlasse. Das steht im Urfaust nicht; denn daß die Faust-Gretchen-Scenen nun einstweilen aufhören, hat vielmehr einen ästhetischen Grund: sie können nun keine Steigerung bringen. So begleitet denn die Dichtung Gretchen in ihrem gesteigerten Jammer (Brunnen, Zwinger, Dom) und läßt Faust vorläufig bei Seite. Aus der Fragmentstelle

Sie meint, du seist entfloh'n
Und halb und halb bist du es schon

darf ein Rückschluß für den Urfaust nicht gezogen werden; die Stelle hat ja Fausts Leben in Wald und Höhle, also ein italienisches Motiv, zur Voraussetzung.

und benutzt Valentins Tod wieder, um Faust von Gretchens Wohnort zu entfernen, damit sie in Schmach verkommt, während Faust indessen von ihm »in abgeschmackten Freuden« eingewiegt unsühnbarer Schuld verfallen soll. Das Gewissen kann er in Faust nicht ersticken, er betäubt es immer wieder, wenn ein Entschluß zu fassen ist, und wenn dann Faust sich im Angesicht des entstandenen Unheils in Verzweiflung windet — nun, auch Fausts Verzweiflung ist ihm dienlich und erwünscht. Er will auf alle Weise sein Verderben. Er ist also wirklich »der Schandgeselle, der am Schaden sich weidet und am Verderben sich letzt.«

Diesen Verruchten stattet nun der Dichter mit zwei weiteren Kräften aus, denen sich Menschen nicht versagen können: Klugheit und Humor. Der böseste ist zugleich der klügste aller Menschen und Geister. Die Nichtigkeit des zünftigen Wissenschaftsbetriebes, das Element der Charlatanerie, das von der praktischen Ausübung der Medizin so schwer fernzuhalten ist, das weltlich eigennützige Treiben der Kirche, die Trugschlüsse, mit denen der Mensch die Handlungen seiner Lust vor sich selbst rechtfertigt — alles ist ihm durchsichtig, für alles findet er die schärfste, zugleich vernichtende und überzeugende Form. Es ist schlimm, daß Mephisto mit seiner zerstörenden Gesammtkritik Recht hat, aber es ist so und überall steht hier hinter Mephisto Goethe selbst, der auch in Hanswursts Hochzeit nicht blos zum Scherz eine Welt darstellen wollte, in der alle Menschen ihr unsauberes Innere nach außen gekehrt und schon in ihrem Namen sichtbar trügen. Sein Mephisto sieht alle und jede Lüge, glaubt an alles Niedere, den Menschen Herunterziehende und baut darauf seine Pläne. Hier erweist sich das weite Gebiet des Geschlechtlichen als überaus fruchtbar für die Dichtung. Mephisto betrachtet natürlich alle Phänomene auf diesem Gebiete »aus einem Punkte« und so fließt hier unerschöpflich der Quell der Satire, die doch eben dadurch, daß sie Satire ist, zugleich auf ein Höheres hinweist. Mephisto behält hier überall vor dem Verstande Recht, aber der ganze Mephisto mit seinem Recht stammt von dem Dichter, der in Fausts Verzweiflung, in Gretchens »Gericht Gottes komme über mich« Menschen in ihrem Aufstreben aus den Banden der Sinne zeigt und der für die unlösliche Doppelnatur dieser Triebe die Worte findet

> Und bin nun selbst der Sünde blos.
> Doch — alles was mich dazu trieb,
> Gott! war so gut! ach war so lieb!

Im Urfaust sehen wir die menschlichen Dinge mit Mephisto als nichtig und verlogen, mit Faust als großartig

und edel, mit Gretchen als lieb und erfreulich. Alle drei haben Recht, und in keiner späteren Dichtung hat Goethe diese wunderbare objektive Schmiegsamkeit wieder erreicht, die jedem Geschöpfe sein eigenes Selbstleben und sein eigenes Recht werden läßt. Der classicistische Stil in Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea, der großartige Stil in der natürlichen Tochter, Pandora und dem zweiten Theile Faust breitet über alle Gestalten eine gemeinsame Art und Weltanschauung und läßt ein so vollkommenes Eigenleben der einzelnen Gestalt nicht zu wie der genial-naturalistische Stil des Urfaust. Goethes Art, den Vertreter der pathetischen und den der satirischen Weltanschauung gesondert mit gleichem Rechte gegenüber zu stellen, wirkt auch reiner und wohlthätiger als Byrons Verfahren, der in seinem Childe Harold und Kain Pathos und Satire zusammenschmilzt. —

Der Böse und Kluge ist nun endlich ein socialer Virtuose, jeder Lage gerecht, überlegen, gewandt und humoristisch. Mit dem Schüler treibt er einen genialen Maskenscherz[1] und mit Frau Marthe das Spiel der Katze mit der Maus. Dreimal wirft er sie mit einem ruhig hingeworfenen Sätzchen aus einer Empfindung, die er erregt hat, in die entgegengesetzte und beobachtet den Effekt, der mit der Sicherheit einer chemischen Reaction eintritt. Er steckt doch schließlich mit Behagen in seiner Haut und hat Lust am Spiele.

Diese Ausstattung mit Klugheit und Humor macht die Mephistogestalt erst poesiefähig. In einem Schema zu Dichtung und Wahrheit (Werke 27, 389) sagt Goethe: »Konflikt des bösen und guten kann nicht ästhetisch dargestellt werden: denn man muß dem Bösen etwas verleihen und dem Guten etwas nehmen, um sie gegeneinander ins Gleiche zu bringen.« Das ist denn beides hier vollauf geschehen und so erscheinen Faust und Mephisto als eine Ausprägung der zum edelsten Bestande der Weltliteratur gehörigen Gruppe vom idealistischen Herrn und realistischen Diener: Don Quixote — Sancho Pansa, Pickwick — Sam Weller; nicht ganz so vollkommen balancirt in Prinz Heinz und Fallstaff oder Lear und dem Narren, als Doppelpaar gruppirt bei Kleist in Jupiter—Merkur und Amphitryo—Sosias, in unendlichen Wiederholungen obligat dargestellt im spanischen Drama. In einer solchen Gruppe, die eine abgekürzte und künstlerisch contrastirte Darstellung der

[1] Goethe hat selbst einmal eine umgekehrte Schülerscene aufgeführt, indem er vor dem wirklichen Professor den imitirten Studenten agirte (Dichtung und Wahrheit Buch 12).

menschlichen Totalität in sich birgt, erscheint alles, was geschieht, gleich in doppelter Spiegelung gebrochen, und die unaufhörliche geistig-sittliche Spannung innerhalb der Gruppe erregt auch in dem Betrachter ein wundervoll erhöhtes Lebensgefühl.

So erwächst uns nun der Mephistogestalt gegenüber aus Abscheu, Bewunderung und Behagen der unwiderstehlichste Eindruck, die leidenschaftlichste Theilnahme.

Für alles, was er menschlich in seinem Mephisto darstellte, hatte Goethe ein grandioses Vorbild, das bewußt oder unbewußt gewiß nicht ohne Einwirkung geblieben ist: Richard III. Auch hier das bewußt Schlechte in Verbindung mit beißender Verstandesschärfe und dem mehr grausig gestalteten Humor eines überlegenen Spiels mit Menschen. Alles das wird nun in Mephisto durch die Thatsache, daß wir ein unirdisches Wesen, einen Dämon vor uns haben, ins Grenzenlose gesteigert. Goethe hat einen Complex wie den geschilderten zweimal zur Darstellung gebracht: in Mephisto zum Dämonischen erhöht, im Reineke Fuchs zum Thierischen herabgezogen. In beiden Fällen kommt Menschenart in einem außermenschlichen Rahmen gespiegelt zu uns zurück. Gelingt es einem Dichter, eine außermenschliche Gestalt so mit überzeugendem menschlichem Leben zu erfüllen, wie hier, dann ist die Wirkung auf Menschen unermeßlich.

Für diese wundersame Gestalt galt es nun ein Aeußeres, eine Maske zu schaffen. Wie bei der Ausgestaltung von Mephistos Wesen hält sich Goethe auch hier ganz im Bereiche des Menschlichen. Als Schüler Lavaters schafft er bewußt ein Aeußeres, das diesen Geist wiederspiegelt. »Bläcke deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen, mir eckelts . . . Steh nur, steh, wälze die Teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum . . . du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin.« Und wenn Faust in seiner maßlosen Wuth kein zuverlässiger Zeuge ist, so sorgt Goethe dafür, daß wir Mephistos Aeußeres noch überzeugender in der Wirkung auf Gretchen vor uns sehen.

Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben
Als des Menschen sein Gesicht . . . .
Kommt er einmal zur Thür herein
Er sieht immer so spöttisch drein
Und halb ergrimmt
Man sieht daß er an nichts keinen Antheil nimmt.
Es steht ihm an der Stirn geschrieben
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Daß der Mitarbeiter Lavaters hier bewußt eine Probe physiognomischer Kunst giebt, kommt gleich darauf in Mephistos Worten zum Vorschein:

Und die Phisiognomie versteht sie meisterlich.

Danach dürfen wir uns Mephisto »eine große Perrücke auf« etwa wie die bekannten Bilder Voltaires vorstellen.

Goethes Interesse für Lavaters Physiognomik beginnt Ende Januar 1774. Die Gretchen-Parthie, in der dieses Interesse hervortritt, wäre dann also nach dieser Zeit anzusetzen. Dagegen würde die Stelle in Auerbachs Keller »sie haben so was unzufriednes böses im Gesicht« eine zu dünne Basis für eine solche Folgerung sein. Auch der eben gewagte Schluß wird etwas beeinträchtigt durch die der ganzen Zeit eigene eifrige Silhouettendeutung (z. B. Briefe, W. A. 2, 48, 11), aber »die Physiognomie verstehen« weist doch wohl auf das von Lavater versuchte System.

Nun soll dieser menschlich ausgestaltete spiritus Mephisto am Ende doch in einer Darstellung der Volksfabel agiren, in der Faust einen Bund mit dem Teufel schließt. Nachdem er einmal vom Erdgeist gesendet war, gab die Swedenborgische Grundlage wenig mehr her, und Goethe vermeidet auch, gar zu häufig an diesen Zusammenhang zu rühren. Nur in der großen Wuthscene »Im Elend! Verzweifelnd!« zerren Faust und Mephisto an der Decke, da haben wir alle diese »uns« und »wir« Mephistos, da wendet sich Faust in unmittelbarer Anrede an den Erdgeist. Für den Alltagsgebrauch, für Mephistos tägliche Existenz war mit dieser Grundlage wenig anzufangen, und doch durfte er, den Goethe so energisch menschlich gezeichnet hatte, denn doch nicht als ein blos böser und kluger Mensch neben Faust hergehen. Da lenkt denn Goethe selbst in die Volksüberlieferung ein, indem er diesen Swedenborgischen spiritus malus, der als dramatische Figur ein ins Dämonische gesteigerter bös-klug-humoristischer Mensch mit entsprechendem menschlischem Aeußeren ist, sich selbst häufig (V. 404, 661, 859, 1233 und Auerbachs Keller Z. 63) als Teufel bezeichnen läßt. Auch Faust redet ihn so an (V. 495, 713, 1428), und Mephisto fügt sich selbst in die jüdisch-christliche Mythologie ein, wenn er die Schlange seine Muhme nennt (V. 443). Diese Selbstdefinitionen Mephistos hält der Dichter gern im Tone eines ironischen Spielens mit der ganzen Benennungs- und Rangfrage.

Muß wieder einmal den Teufel spielen.

Ich mögt mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär.

Sie fühlt daß ich ganz sicher ein Genie
Vielleicht wohl gar ein Teufel bin.

In derselben Weise lehnt Goethe dann auch den Erdgeist an die überlieferte Sage und Mythologie des Bösen an.

Hätt Luzifer so ein Duzzend Prinzen
Die sollten ihm schon was vermünzen.

Diese Vermittlung mit der Volkssage ist nicht ganz primär, sondern stellt schon ein Einlenken vor in Würdigung der Schwierigkeiten, die sich bei Durchführung der geplanten Swedenborgisirung der Faustischen Geisterwelt ergaben. Die Anlehnung an den Volksteufel liegt nur in der absichtlich häufigen Verwendung des Wortes Teufel und in der Abneigung Mephistos gegen alles christliche Wesen. Die ironische Nachgiebigkeit, mit der Goethe seine so hoch über den Volksteufel hinausgehobene Mephistogestalt schließlich doch dem alten Popanz ein wenig annähert, malt sich geistreich in Mephistos Geständniß:

Ich weiß es wol es ist ein Vorurtheil
Allein genug mir ists einmal zuwieder.

Solche bequemen Züge herkömmlicher Teufelskomik durch Contrast mit dem Christenthum hat Goethe mehrfach verwendet. Mephisto benutzt ein Bibelwort als Stammbuchvers, schleicht um den Beichtstuhl und gönnt dem Pfaffen, der den Schmuck einstreicht, seine besondere Abneigung. Aber was er seinen Pfaffen vom Magen der Kirche sagen läßt, hebt uns mit einem Schlage aus dieser behaglichen Sphäre niederer Komik in die Gedankenkreise Mephisto-Goethes. Die Pfaffenerzählung Mephistos wurzelt mit ihrem Beginn im sechzehnten, mit dieser Schlußwendung im achtzehnten Jahrhundert, an ihr haben Hans Sachs und Voltaire mitgeholfen.

Von den bezeichnenden Zügen des volksthümlichen Teufelsbildes verwendet Goethe nur noch einen einzigen in überaus glücklicher Verfeinerung. Der Schwefelgeruch, den der Böse hinterläßt, erscheint verdünnt und subtilisirt in Gretchens:

Es ist so schwül und dumpfig hie
Und macht doch eben so warm nicht draus
Es wird mir so! Ich weiß nicht wie.

Auch Mephistos nicht ganz zu entbehrende Ausstattung mit übernatürlichen Kräften hält Goethe bewußt im bescheidensten Maße. »Hab ich alle Macht im Himmel und auf Erden?« Mephisto verfügt über die Zauberpferde, die sich von irdischen Pferden etwa durch Schnelligkeit und

Unermüdlichkeit unterscheiden mögen, der Hokuspokus, den Faust in Auerbachs Keller treibt, wird ja wohl mit Mephistos stiller Beihilfe vor sich gehen und der verschlossene Schrank in Gretchens Kammer öffnet sich ihm. Das ist alles.

Mit der Einfügung Mephistos in Swedenborgs Geisterwelt und der Annäherung des Erdgeistes an Lucifer und Mephistos an den Volksteufel ist der mythologische Bestand des Urfaust abgeschlossen, denn das Eingreifen Gottes, Christi und der Heiligen, wovon wir bei den späteren Stadien der Faustdichtung zu handeln haben, ist schon durch das Religionsgespräch ausgeschlossen, in dem ganz vernehmlich nicht nur Faust, sondern auch der Faustdichter spricht. Der Erdgeist wirkt freilich »der Gottheit lebendiges Kleid«, aber eben dieses pantheistische Wort zeigt, daß ein persönlich eingreifender Gott nicht in die Mythologie des Urfaust hineinpaßt.

Also vom Erdgeist gesendet[1] tritt dieser wundersame Geist in Fausts Leben ein. Er schließt mit ihm einen freien Bund.

Faust: Und das sag ich ihm kurz und gut
Wenn nicht das süse iunge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Also kein unlöslicher Vertrag, keine Seelenverschreibung, sondern eine freie Verbindung, in der Mephisto Fausts Verderben und Untergang erstrebt. Bei diesen ersten Verhandlungen oder weiterhin erhält Faust Aufklärung über die Sendung Mephistos durch den Erdgeist, denn er weiß später davon (»warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden?«). Faust und Mephisto leben zusammen; die Weltreise schließt sich noch nicht unmittelbar an ihren Bund; denn wir finden Mephisto, bei Faust behaglich installirt, »im Schlafrock, eine große Perrücke auf«, später als scheinbar menschlichen Reisenden, ohne besondere auffällige Merkmale in Tracht und äußerer Ausstattung. Nun aber, sein erstes Erscheinen? Hier wissen wir mit Sicherheit nur,

[1] Immer von Neuem regt sich der Widerspruch gegen diese aus den bekannten Stellen unzweifelhaft hervorgehende Thatsache — Graffunder, v. Biedermann und nunmehr auch Minor I 221 ff. Aber alle von Minor mit großer Belesenheit zusammengetragenen und an sich sehr interessanten Parallelstellen können seine Umschreibung von »anschmieden«: »er hat es einfach geschehen lassen« nicht rechtfertigen. Der hier gebotene Nachweis von Goethes Intention, Mephisto durch Unterstellung unter den Erdgeist an die Swedenborgsche Geisterwelt anzugliedern, beseitigt nun den bisherigen Anschein, als sei dieser Zusammenhang Mephistos mit dem Erdgeiste eine willkürliche, unmotivirte Erfindung Goethes.

daß er nicht in der Maske des fahrenden Scholasten erscheinen sollte — wir werden die erst 1788 erfolgte Anregung hierfür noch kennen lernen. Bei Swedenborg finden wir auch keine Aufklärung. So bleibt nur die vielbesprochene Stelle: »Hund! abscheuliches Untier! Wandle ihn du unendlicher Geist wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt in der er sich nächtlicher Weile offt gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füsse zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schultern zu hängen, Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, dass er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche ich ihn mit Füßen trete den Verworfenen.« Der Erdgeist soll ihn *wieder* in die Hundsgestalt wandeln. Mephisto hat also diese Gestalt erst mit Zustimmung und unter Mitwirkung des Erdgeistes verlassen, um Faust in menschlicher Gestalt als Gefährte zu dienen. Die Hundsgestalt ist seine Lieblingsbildung und er hat sie im Anfange seines Verkehrs noch oft zu boshaftem Schabernack an harmlosen Wanderern benützt. Die ganze Stelle weist deutlich darauf hin, daß Mephistos erstes Erscheinen in Hundsgestalt der Intention nach schon zur Urfaustdichtung gehört. Es handelt sich dabei um eine Anbequemung an den Volksglauben, der niedere Dämonen und Teufel gern thierisch oder halbthierisch bildet. Im Faustbuch von 1587 erscheint Mephisto zuerst als »Greiff oder Drach« und die sieben vornehmsten Höllengeister zeigen sich im 23. Kapitel sämmtlich in phantastischen Thiergestalten. Melanchthon erzählt, daß Faust einen Hund bei sich führte, welcher eben der Teufel war. Aehnliches findet sich dann später in mancherlei abgeleiteten Berichten. Durch welche Vermittlung dieser Zug zu Goethes Kenntniß gelangte, läßt sich nicht feststellen.

Ueber den geplanten weiteren Verlauf der Urfaustdichtung jenseits der Kerkerscene wissen wir aus einer Reihe sicherer Angaben Goethes, daß Fausts Vereinigung mit Helena schon zu den Conceptionen der Frankfurter Zeit gehört. Mephisto verschwindet also mit Faust, er führt ihn mit den Zauberpferden weit hinweg, der Jammer Gretchens bleibt hinter Faust zurück und die Dichtung führt — wahrscheinlich über den Fürstenhof des Puppenspiels — zu Fausts Vereinigung mit Helena und weiter bis zu seinem Tode. Denn daß die Dichtung an ihrem Schlusse den lebenden Faust zurückließe, wäre an sich unerträglich und wird auch durch die Tradition ausgeschlossen. Da eine Seelenverschreibung nicht vorliegt, so kann auch Faust nichts weiter geschehen als daß er stirbt. Die Dichtung scheidet von ihm in reinem, versöhnendem Ausklange. Das zeigt der Schluß der Kerkerscene, wo wir sehen, wie der

Urfaustdichter mit seinen unschuldig-schuldigen Geschöpfen verfährt. Gretchen nimmt das Gericht Gottes und der Menschen auf sich, sie weiht sich dem Tode auf dem Block. Das spätere: »Ist gerettet« erklingt latent schon hier und wir scheiden gerührt von ihr, wie wir sie begleitet haben. Wie nun diese in freier Buße gereinigte Seele Faust für seinen weiteren Weg einen Scheidegruß mitgiebt, darin zeigt der Urfaustdichter bewußt und deutlich seine Intentionen für den Ausgang der Faustdichtung:

»Auf ewig lebe wohl. Leb wohl Heinrich!«

Dann folgt ihr furchtbares: »mir grauts vor dir Heinrich« und als die entscheidende Palinodie dazu das letzte verhallende: »Heinrich! Heinrich!«

Die Faustdichtung scheidet also in irgend einer Weise auch von dem todten Faust in Frieden. Darauf deutet auch Fausts immer wieder gewaltig und rein aufloderndes Gewissen und endlich die Sendung Mephistos durch den Erdgeist, der in großartiger Erhabenheit über allem irdischen Geschehen waltet. Der Erdgeist läßt Faust das Böse bestehen und so mußte er in irgend einer Weise auch über dem Schlusse walten, wahrscheinlich selbst zuletzt wieder erscheinen. Wie Mephisto am Schlusse der Urfaustdichtung dastehen sollte, können wir nicht einmal ahnen. Sonst wird das Schema des zweiten Theiles von 1816 gewiß manche echte Urfaustmotive enthalten, aber wir können sie nicht mit Sicherheit herauslösen. —

Vom Eintritt in Weimar bis zur italienischen Reise ruht die Faustdichtung. Der geläuterte Mann führt das Werk weiter, das der glühende Jüngling liegen gelassen hatte. Wir verfolgen nun unseren Mephisto zuerst in den Italien angehörigen Scenen (Hexenküche, Wald und Höhle), dann in dem wahrscheinlich erst in Weimar 1788—1789[1] entstandenen Vertragsscenenfragment mit dem dazu gehörigen kleinen Monologe Mephistos.

Im Monolog Wald und Höhle haben wir deutlicher als je vorher oder nachher eine Selbstdarstellung Goethes als Faust. Seine Flucht nach Italien, die Aufrichtung und Herstellung seines Wesens an Kunst, Natur und der großen Vergangenheit stellt Goethe hier unter dem Bilde des in der Einsamkeit sich aufbauenden und reinigenden Faust dar. Dieser Zusammenhang malt sich recht anschaulich in der längst bemerkten Analogie des Verses:

Und lindern der Betrachtung strenge Lust

[1] Der Ansatz mit Erich Schmidt, Düntzer und Minor gegen Kögel, Pniower, Niejahr. Es ist aber nicht möglich, in diesem Zusammenhange in eine Erörterung der Frage einzutreten.

mit italienischen Briefstellen: »und die allzustrengen Begriffe der Kunst lindern . . . . eine Pause der allzustrengen Betrachtung mache« (Briefe 8, 83 und 8, 159). Solche Auferbauung war Goethe überhaupt ein vertrauter Vorgang. An Herder, Juli 1776: »Ich führe mein Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen, und weide mich aus in Gottes Welt.«

Diese hohe Wonne schauender Betrachtung wird Faust durch den Gefährten vernichtet.

Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.

Wir sind, wie die Scene im Fragment steht, mitten in der Gretchentragödie und Mephisto tritt denn auch sofort auf und erregt Fausts Begierde nach Gretchen. Unter dem »schönen Bilde« ist also gegenwärtig Gretchen zu zu verstehen und Pniower hat denn auch mit Unterstützung von Fresenius überzeugend bewiesen, daß »Bild« oder »schönes Bild« nach dem Sprachgebrauche des jungen Goethe die Bezeichnung für ein geliebtes Mädchen sein kann. Und doch ist das nicht die ursprüngliche Meinung unserer Verse. Schon das Attribut »jenes« weist auf ein Bild hin, das einmal an einer bestimmten bekannten Stelle vor Fausts Augen gekommen ist, also auf das Bild der Hexenküche. Für Gretchen wäre die Bezeichnung »jenes schöne Bild« ganz unpassend. Und noch deutlicher sprechen die weiteren Verse

So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

So verzeichnet Goethe seine Linien nicht. Bei Gretchen »taumelt« Faust nicht von Begierde zu Genuß und nie hören wir, daß Faust in Gretchens Armen im Genuß schon nach Begierde schmachtete, also Ueberdruß empfände. Hier ist von niederem Sinnengenuß ohne Liebe die Rede und wir sehen nun, welche wichtige Zwischenstufe Goethe in Italien zwischen Auerbachs Keller und Gretchen einschieben wollte: Hexenküche mit Verjüngung. Trank und Bild wirken in Faust, was sie wirken sollen, er sieht wirklich eine Zeit lang Helenen in jedem Weibe, er taumelt von Begierde zu Genuß. Das ist also die auf Auerbachs Keller folgende zweite Station in dem Cursus, den ihn Mephisto durchschmarutzen läßt. Dann folgt Reinigung und Läuterung in der Einsamkeit, und wie ihn Mephisto nun unter Menschen zurücklockt, spielt sich das Abenteuer mit Gretchen als die zweite höhere und reinere Form des Liebesgenusses ab. Jene erste Periode hatte im Ueberdruß geendet, die

Liebe zu Gretchen endet mit bitterer Reue und Verzweiflung. Es sind in der Hauptsache nur die beiden Schlußzeilen des Monologs Wald und Höhle, auf die sich dieser Nachweis von Goethes italienischer Intention stützt, aber sie sprechen ganz eindeutig. Uebrigens würden die Schlußworte der Hexenküche

Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe

Gretchens persönliche Liebenswürdigkeit, ihre Kraft, durch eigene Vorzüge Liebe zu erregen, ganz unnöthig herabdrücken und einen erheblichen Fehler darstellen. Als sie gedichtet wurden, wiesen sie eben nicht, wie jetzt, auf Gretchen hin, sondern auf dieses Zwischenstadium niederen Sinnengenusses. Auch der »hingestreckte Leib« im Spiegel deutet auf diese Art Freuden hin; als Vordeutung auf Gretchen wäre er übel gewählt. Also der Monolog Wald und Höhle weiß nichts von Gretchen und gehört ursprünglich überhaupt nicht in die Gretchentragödie. (Erich Schmidt, Urfaust[4] LX.) Hexenküche, Monolog und das anschließende Gespräch bis zu V. 3302 mit dem ebenfalls auf die Verjüngung bezüglichen Verse

Dir steckt der Doktor noch im Leib

bilden ein Ganzes, bestimmt, als große neue Masse zwischen Auerbachs Keller und Gretchen-Tragödie einzurücken. Mephistos Schilderung, mit der das Dialogstück abbricht

Du bist schon wieder abgetrieben,
Und währt es länger, aufgerieben,
In Tollheit oder Angst und Graus

meint eben den Zustand, der sich in Fausts Worten malt

So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde

also den Schlußeffekt, der durch den Hexenküchentrank eingeleiteten Periode niederen sinnlichen Genusses. So gewinnt nun noch ein anderer Hexenküchenvers seine eigentliche Beleuchtung:

Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit einigem Ergetzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Also in Müßiggang und Sinnengenuß zieht ihn Mephisto herab. Aus Ekel und Ueberdruß reinigt sich Faust in der Einsamkeit und jetzt erst läßt Mephisto Gretchen folgen als eine feinere Lockspeise, da die alte, grobe nicht mehr verfängt.

Der Abschluß dieser neuen großen italienischen Masse gerieth dann ins Stocken, und bei der schließlichen resignirten Weimarer Redaktion gab Goethe seinen ursprünglichen Plan auf und schob den Monolog mit dem dazu gehörigen Dialogstück mitten in die Gretchentragödie. Er verlöthete diese Parthien durch Einfügung der Verse 3303—3341 mit einem Stück Urfaust (V. 3342—3369), das durch vorläufigen Verzicht auf die Valentinsscene verfügbar wurde, und schloß die so gewonnene Masse mit den neu hinzugefügten Versen 3370—3373. Dieses Conglomerat hat nun weder im Fragment, wo es hinter Gretchens Fall steht, noch im endgiltigen Faustdrama, wo es davor gestellt ist, eine passende Stelle gefunden; es bleibt auf alle Weise ein Bruch und Rest. Die mannigfachen Widersprüche, die sich nun ergeben, hat Erich Schmidt, Urfaust[4] LX f. dargelegt.

Wir haben über diesen Ausführungen Mephisto ein wenig aus den Augen verloren. Sie waren erforderlich, um die italienische Intention für Mephisto zu zeigen: er führt Faust in die Hexenküche, um ihn durch Trank und Bild zu niederem Sinnengenuß zu reizen und das gelingt ihm.

Nun der Schluß der Vertragsscene (V. 1770—1850). Im Urfaust haben wir als gegebene Thatsache, daß Faust und Mephisto als Genossen miteinander gehen und erfahren sonst nur aus Fausts Drohung, sich am selben Tage von Mephisto zu scheiden, daß eine Seelenverschreibung nicht besteht. Hier zuerst haben wir die beiden in einem ernsthaften Gespräch nach vollzogenem Bunde und obendrein einen Monolog Mephistos über diesen Bund. Nun also: was haben die beiden mit einander abgemacht und verhandelt? Vollkommene Aufklärung erhalten wir auch diesmal nicht. In dem Dialogstück strömt Faust seine titanische Sehnsucht aus, alles zu wissen, zu können, zu empfinden, zu dulden. Mephisto bespöttelt das und weist ihn aufs Genießen hin als das Einzige, was sich erreichen lasse. Faust fügt sich auffallend schnell. Die hier vermißte Aufklärung über den vorangegangenen, im Fragment fehlenden Pakt gewinnen wir nun aber aus Paralipomenon 7, das nach der Art seiner Ueberlieferung (vgl. die Weim. Ausg. und Pniower, Goethes Faust S. 34f.) der Fragmentzeit angehört:

> Mein Freund wenn je der Teufel dein begehrt
> Begehrt er dein auf eine andre Weise
> Dein Fleisch und Blut ist wohl schon etwas werth
> Allein die Seel ist unsre rechte Speise.

Also diesmal handelt es sich nicht wie im Urfaust um einen freien Bund, sondern um eine Seelenverschreibung.

Allenfalls könnte man dagegen eine Stelle aus dem Monolog Wald und Höhle geltend machen:

> Du gabst zu dieser Wonne . . .
> Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
> Entbehren kann . . .

Das klingt mehr, als ob sich Faust nur durch eine innere Seelendisposition an Mephisto gefesselt sieht. Uebrigens mag Goethe geschwankt haben, und ein Paralipomenon, in dem ein Zug versuchsweise skizzirt wird, braucht ja auch nicht im Einklang mit der ausgestalteten Dichtung zu stehen.

Ueber seine Pläne für Fausts Erdenleben belehrt uns Mephisto in dem an das Paktbruchstück sich anschließenden kleinen Monolog: er wird Fausts ungeduldiges Streben mit Blend- und Zauberwerken, mit magischen Zerstreuungen täuschen und ihn ewig unbefriedigt lassen. Niejahr (Euphorion 4, 500) findet Dialogstück und Monolog im Widerspruch mit einander wegen der Worte:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft . . .

Das habe Faust im Dialog ja gar nicht gethan. — Nun, indem sich Faust von der ehrlichen, mühsamen, menschlichen Forschung abwendet und sich mit unirdischen Mächten verbündet, in der Hoffnung seinen titanischen Alldrang so zu befriedigen, verachtet er doch wohl menschliche Vernunft und Wissenschaft. Was Mephisto hier als seine Absicht kundgiebt:

> Den schlepp ich durch das wilde Leben
> Durch flache Unbedeutendheit,
> Er soll mir zappeln, starren, kleben,
> Und seiner Unersättlichkeit
> Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
> Er wird Erquickung sich umsonst erflehn —

das setzt er mit Erfolg ins Werk, indem er Faust durch den Trank der Hexenküche zu niederem Sinnengenuß anleitet. Dieser Monolog gehört also aufs engste mit Hexenküche und Wald und Höhle zusammen und ist deshalb auch erst in der Fragmentzeit entstanden. (Anders Niejahr a. a. O.)

Unseren Mephisto finden wir in diesem Monologe etwas gewandelt seit dem Urfaust. Er ist etwas weniger entschieden böse. Der Mephisto des Urfaust ging planmäßig, ohne Schwanken und Bedenken auf Fausts Verderben aus. Auch dieser Mephisto will Faust »haben«. Aber die furchtbare Kraft des Bösen, die wir an jenem

schaudernd anstaunten, ist hier gemildert. Der alte Mephisto hätte sich nicht mit der Erwägung und Selbstentschuldigung aufgehalten, daß Faust ja auch ohne ihn zu Grunde gehen müsse, er hätte auch Vernunft und Wissenschaft nicht des Menschen allerhöchste Kraft genannt. Der alte Mephisto stand fest im Bösen und in der Verneinung, der Mephisto des Fragments ist milder, beinahe ein wenig unsicher. Auch seine Mittel und Ziele bei dem ganzen Handel sind hier dem Urfaust gegenüber verschoben. Jener Mephisto betrieb planmäßig Fausts Verderben, er häufte Schuld und Sünde auf den Genossen, der Mephisto des Fragments will Fausts Streben eludiren, ihn mit Zauberkünsten und niederen Genüssen hinhalten und ewig unbefriedigt lassen. Das Ziel ist dort Verderben in Schuld, hier Aufreibung in ewig getäuschtem und unbefriedigtem Streben.

Die Milderung in dem Verhältnisse zwischen Faust und Mephisto zeigt sich auch in den feineren und weicheren Verkehrsformen. Niejahr hat diese Aenderung Euphorion 4, 496 gezeigt. Im Urfaust ist Mephisto der Diener, er nennt Faust, wenn auch ironisch, »Herr«, »gnädiger Herr«, »Herr Doktor« (V. 2856, 2861, 3523 der W. A.) und Faust spart gelegentlich nicht mit den Ausdrücken des Abscheus und der Wuth (Thier, Ungeheuer, Hund). Jetzt gebraucht Mephisto Faust gegenüber gern die Anrede »mein Freund« (V. 2347, 2516, 2559, 2061; vgl. 2528, 2580). Er ist jetzt der Gefährte Fausts (V. 3243). Aber Niejahr hätte aus seinen überzeugenden Beobachtungen, in denen er nicht mit Unrecht »ein untrügliches Kennzeichen für die Unterscheidung der alten und der jüngeren Bestandtheile der Dichtung« sieht, nun auch den Schluß ziehen sollen, daß die Partie V. 3251—3302, in der Mephisto Faust seinen Gesellen nennt (V. 3259) italienischen Ursprungs ist. Er hält sie aber für vorweimarisch. Mindestens war dieses Kriterium mit zu berücksichtigen.

Die etwas weniger entschlossen böse Art des neuen Mephisto tritt auch in den erst im Fragment hinzugekommenen Theilen der Schülerscene hervor. Auch der Urfaustdichter hatte seinen Mephisto zum Ausdrucke alles dessen benutzt, was der Anblick der Dinge, wie sie sind, an Kritik, Negation, Satire in ihm aufquellen ließ, aber er hatte doch als objektiver Schöpfer eines bösen Dämons streng daran festgehalten, als den Boden dieser mephistophelischen Kritik im Intellektuellen die reine Negation, im Sittlichen das Grundböse erscheinen zu lassen. Jetzt verrückt sich ihm gelegentlich dieser Boden, und in Mephistos Worten wird zuweilen das hohe Menschenideal sichtbar, das den Mephistoschöpfer erfüllt, z. B.:

Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage!
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage. —

Für Mephistos Maskirung in der Schülerscene war eine Aenderung geboten. Nach dem jetzigen Gange der Handlung konnte er nicht mehr im Schlafrock bei Faust installirt sein; er maskirt sich jetzt mit Fausts Rock und Mütze. Die im Fragment erfolgte Wegräumung der niedrigkomischen Elemente dieser Scene berührt uns in unserem Zusammenhange nicht, weil sie nicht aus geänderten Intentionen Goethes für die Mephisto-Figur, sondern aus allgemeinen ästhetischen Erwägungen hervorgegangen ist. Auch mit der veränderten Rolle Mephistos in Auerbachs Keller haben wir uns hier nicht näher zu befassen, weil nur der Wunsch, Fausts Gestalt von allem inferiorem Hokuspokus fern zu halten, den Dichter veranlaßt hat, diese Dinge jetzt Mephisto zu überweisen.

Mephistos Aeußeres bleibt menschlich. Nur zu der leisen Annäherung des Urfaust-Mephisto an die volksthümliche Teufelsgestalt in der Scheu vor dem Kreuz und in dem schwülen Dunst, den er in Gretchens Kammer hinterläßt, kommt jetzt ein weiterer und viel mehr entschiedener Zug. In der Umarbeitung von Auerbachs Keller und in der Hexenküche hat Mephisto jetzt seinen, wenn auch cachirten Pferdefuß (Niejahr, Euphorion 4, 496).

Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?

Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Nicht nur Mephisto behandelt sein Aeußeres hier ironisch; es spricht hier auch der Dichter, der zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß Mephisto seinen Pferdefuß am Ende »nicht missen kann«. Und in demselben Tone ironischen Spieles mit der überlieferten volksmäßigen Teufelsgestalt wird die ganze Frage nach Mephistos Aeußerem, Benennung und Rangordnung abgethan.

Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?

Den Namen Satan verbittet er sich —

Er ist schon lang ins Fabelbuch geschrieben —

und auch die Bezeichnung als Teufel läßt er in dem ebenfalls der Fragmentzeit angehörigen Paralipomenon 6 nur als eine bei den Menschen einmal herkömmliche Gewohnheit achselzuckend gelten.

Mich darf niemand auf's Gewissen fragen
Ich schäme mich oft meines Geschlechts
Sie meynen wenn sie Teufel sagen:
So sagen sie was rechts.

Der Dichter macht also, da es einmal nicht anders sein kann, der hergebrachten Teufelsgestalt einige weitere, über das im Urfaust bewahrte Maß hinausgehende ironische Concessionen und erklärt im Uebrigen die Vermenschlichung, die er für sein Spiel braucht, auf lustige Weise, indem sein Mephisto sich nun selbst als eine civilisirte Umbildung des Volksteufels vorstellt. Er ist so von der Kultur beleckt, daß er sogar über die neuesten Teufeleien der Physik verfügt. Er versteht Feuerluft zu bereiten und so auf dem Mantel mit seinem Gesellen durch die Lüfte zu fliegen. In seinem Reiseprogramm haben wir zuerst einen deutlichen Hinweis auf Dinge, die jenseits der bisherigen Faustdichtung liegen, auf das, was wir jetzt den zweiten Theil Faust nennen.

Wir sehn die kleine, dann die große Welt.

An dem Zusammenhang Mephistos mit dem Erdgeist hält Goethe fest.

Du gabst zu dieser Wonne . . .
Mir den Gefährten . . .

Das ist freilich nur eine Stelle aus der jetzt zur Umschmelzung bestimmten Prosascene »Faust, Mephistopheles« des Urfaust, rhythmisirt und in den großen Ton der italienischen Dichtung gehoben, aber sie zeigt doch, daß Goethe die Swedenborgsche Grundlage der Faustdichtung nicht ganz zerstören wollte, da sie nun einmal da war. Aber er bildet sie auch nicht weiter, sondern entwickelt die Geisterwelt der Faustdichtung bewußt im Sinne der volksmäßigen Ueberlieferung. Daß er Mephisto jetzt ironisch noch etwas mehr an den Volksteufel annähert, haben wir schon gesehen. Der sonstige Geisterapparat des Urfaust war durchaus auf Swedenborgscher Grundlage aufgebaut, das Fragment bringt nun die Hexenküche und zugleich die Intention der Walpurgisnacht.

Und kann ich dir 'was zu Gefallen thun,
So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Also die Hexen und Geister des Volksglaubens sollen jetzt in breiten Strömen ihren Einzug in die Faustdichtung halten, während sie im Urfaust nur in der um den Rabenstein webenden Hexenzunft zu kurzer Erscheinung gelangten. Die Swedenborgische Geisterwelt soll von diesem in den Faustgefilden sich nun ausbreitenden Gesindel überdeckt werden. Diese stärkere Ausbildung des volksmäßig Uebernatürlichen betreibt der Dichter jetzt ganz bewußt. Im Urfaust hatte er zuerst den Swedenborgplan so weit zur Ausführung gebracht, als die mit der Annäherung an die Einführung Mephistos sich immer mehr steigernden Schwierigkeiten gestatten wollten und dann seine ganze Liebe dem Schicksale Gretchens gewidmet. Mephisto allein knüpft die Gretchentragödie an den Fauststoff; ohne ihn wäre sie ein bürgerliches Trauerspiel, in dem der Verführer zufällig Faust hieße. Eine solche Verführungstragödie schwebte im Kreise der Stürmer und Dränger in der Luft — Lenz: »Der Hofmeister« und »Die Soldaten«; Wagner: »Die Kindermörderin«. Goethe war die wundersame Idee aufgegangen, den Fauststoff zugleich durch Swedenborgs Geistervorstellungen über die Volkssage hinauszuheben und durch Verbindung mit der Verführungstragödie mit glühenden menschlichen Leidenschaften zu durchströmen. Das erste war nur halb gelungen, das zweite war überschwänglich geglückt. Wie Mephisto durch die Gretchentragödie geht, da ist das menschlich Natürliche und das versinnlichte Uebernatürliche so rein zusammengebunden wie seit Homer nicht. Das Gleiche gilt für Christi Erdenfahrt und seine Wanderung mit dem »geistlichen Schaf« bei der Thorwache vorbei zur Köchin des Oberpfarrers. Das ist die Blüthe moderner Mythenbildung, wie sie auch Goethe nie wieder erreicht hat. Aber es war ihm hier ähnlich ergangen wie mit der ersten Götzfassung. Wie dort Adelheid, so hatte hier Gretchen die Liebe des menschenbildenden Dichters zum Schaden der Gesammtökonomie des Stoffes gewonnen. Nun galt es, das volksmäßig Uebernatürliche, das der Fauststoff fordert, zu seinem Rechte kommen zu lassen. Das geschah im Fragment mit der Hexenküche und der intendirten Walpurgisnacht.

Nach achtjähriger Pause kommt die Faustdichtung 1797 wieder in Gang. Zu den frühesten Parthien dieser dritten Periode scheint der Prolog im Himmel zu gehören, mit dem wir deshalb beginnen.

Schon das Fragment hatte auf der Swedenborgschen Grundlage nicht weiter fortgebaut und sie vielmehr mit einer Deckschicht von volksmäßigem Hexen- und Teufelwesen überzogen. Bei der Wiederaufnahme der Faust-

dichtung giebt nun Goethe — wenigstens in der Intention — den alten Swedenborgplan ganz auf und stellt die Faustdichtug wieder auf ihre natürliche Grundlage, auf die biblischen und volksmäßigen Anschauungen von Gott und Teufel. Im Buche Hiob 1, 6 heißt es: »Es begab sich aber auf einen Tag, da die Kinder Gottes kamen und vor den Herrn traten, kam der Satan auch unter ihnen. Der Herr aber sprach zu dem Satan: Wo kommst du her? Satan antwortete dem Herrn und sprach: Ich habe das Land umher durchzogen. Der Herr sprach zum Satan: Hast du nicht Acht gehabt auf meinen Knecht Hiob? Denn es ist seinesgleichen nicht im Lande, schlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das Böse. Satan antwortete dem Herrn und sprach: Meinst du, daß Hiob umsonst Gott fürchtet? . . . Aber recke deine Hand aus, und taste an Alles, was er hat; was gilts, er wird dich ins Angesicht segnen! Der Herr sprach zum Satan: Siehe, Alles, was et hat, sei in deiner Hand, ohne allein an ihn selbst lege deine Hand nicht. Da ging der Satan aus von dem Herrn.«

Auf dieser Grundlage baut nun Goethe die ganze Faustdichtung neu auf. Statt des Satans der Bibel führt er unseren Mephistopheles unmittelbar vor das Angesicht des Herrn, der wie ein Gutsherr die Welt patriarchalisch regirt und über einem großen, aus guten und bösen Geistern bestehenden Gesinde waltet. In unserer Scene sind die himmlischen Heerschaaren gegenwärtig, also unendlich viele an der Zahl. Aus ihnen treten als gesonderte dramatische Personnagen die Erzengel vor: Raphael, Gabriel und Michael. Und ebenso unzählig wie die guten sind die bösen Geister.

Von allen Geistern, die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Mit Mephisto hat sich hier eine weitere Umbildung vollzogen. Den grundbösen Geist des Urfaust fanden wir schon im Fragment von etwas milderer Art. Jetzt ist dieser Umwandlungsproceß noch weiter gediehen, er ist der Schalk und seine Wette mit dem Herrn ein geistiges Spiel um den Triumph, gesiegt zu haben. Goethe verzichtet hier bewußt auf alle großen Urworte für die Existenz des Bösen, auf alles Kosmogonisch-Luciferische, das ihm wohl auch zu Gebote gestanden hätte. Gott und Mephisto nehmen einander als gegeben hin, ohne sich selbst oder den Anderen mit »Definitionen von großer Kraft« zu plagen. Der Dichter zieht Alles ins Enge, Begreifliche, plastisch Anschauliche. Uns ist es überlassen, das Gleichniß des

Unendlichen in einer anthropomorph dargestellten Scene zu sehen. Gott spricht »menschlich mit dem Teufel selbst«. Das hebt Mephisto rühmend hervor, für den Dichter ist es das Wesentliche, daß er überhaupt menschlich spricht. Der Herr hat sich »das Lachen abgewöhnt«, Mephisto nennt ihn den Alten (nach Daniel 7, 9—7, 13—7, 22; vgl. auch Werther; Werke 19, 92, 12); er sieht ihn von Zeit zu Zeit gern und hütet sich, mit ihm zu brechen. Goethe wendet die ernstlichste Kunst darauf, eine Fülle beschränkender, verkleinernder, von harmlosen, menschlichen Verhältnissen hergenommener Züge einzufügen. Sein Grundsatz ist: lieber zu klein als zu großartig. Als er 1799 Miltons verlorenes Paradies las — von dieser für die Faustdichtung folgenreichen Lectüre wird weiterhin noch die Rede sein — sah er sich die Darstellung mit dem Kennerblick des Concurrenten an und schrieb darüber an Schiller: »Der Hauptfehler, den er begangen hat, nachdem er den Stoff einmal gewählt hatte, ist, daß er seine Personen, Götter, Engel, Teufel, Menschen, sämmtlich gewissermaßen unbedingt einführt, und sie nachher, um sie handeln zu lassen, von Zeit zu Zeit, in einzelnen Fällen bedingen muß.« Diesen Fehler hat nun Goethe hier von vornherein vermieden. Das Unendliche wird mit bewußtem Verzicht nach Art der uns bekannten, beschränkten, endlichen, menschlichen Dinge dargestellt. Dadurch wird es erst poesiefähig.

Der Inhalt des Uebereinkommens zwischen dem Herrn und Mephisto ist einfach und klar. Mephisto erhält die Erlaubniß, sich an Faust zu machen, »so lang er auf der Erde lebt« und er ist auch zufrieden damit

denn mit den Todten
Hab ich mich niemals gern befangen.

Also mit Fausts Tode ist das Spiel aus, das Mephisto an dieser Seele verstattet wird. Es giebt für Mephisto nichts zu gewinnen als das Bewußtsein, gesiegt zu haben.

Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Brust.

Es handelt sich somit um einen geistigen Kampf, ein Schachspiel zwischen zwei geistigen Potenzen, dem Herrn und Mephisto.

Mit dieser Anlage ist nun der Verlauf des Spieles, insbesondere das Ende, bestimmt vorgezeichnet. Der Herr gewinnt die Wette, Faust wird irren, fehlen, aber nicht ganz in der Sünde untergehen; immer wieder werden durch ein unbezwingliches sursum in Fausts Seele Mephistos Be-

mühungen durchkreuzt werden und am Ende wird er beschämt stehen, wenn er bekennen muß:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Wie Mephisto sich an Faust heranmachen, welchen Vertrag er mit ihm schließen will, das ist ihm überlassen, nur über Fausts Tod hinaus darf er nichts abmachen, das ist vielmehr durch den deutlichen Wortlaut seiner Wette mit dem Herrn ausdrücklich ausgeschlossen.

Mit glasheller Klarheit ist hier das Faustspiel in Gang gebracht, eine einfache Grundlage geschaffen, die doch die reichste Entfaltung aller Wechselfälle, die stärkste sittliche und menschliche Spannung für Fausts Schicksale im Verlaufe des Spieles zuläßt. Nur, daß es bei Faust nicht zu vollkommener Ertödtung des Strebens zum Rechten kommen wird, wissen wir im Voraus. Das Böse ist hier eine von dem Herrn in seiner pädagogischen Weltregierung zugelassene und in den gehörigen Schranken gehaltene Macht. Mit sonnigem Optimismus ist die Faustdichtung hier in der heiteren Freiheit eines geistigen Spieles gehalten.

Dieser vollkommenste aller Faustpläne war nun freilich von vorn herein mit einer schwer zu tilgenden Hypothek belastet. Mit dem Swedenborgschen Anfangsplan, besonders mit der Sendung Mephistos durch den Erdgeist war die Wette Mephistos mit dem Herrn nicht zu vereinen. Es ist bei den Commentatoren üblich geworden, vermittelnde Betrachtungen anzustellen, daß ja doch der Erdgeist eine Art von Statthalter des Herrn auf Erden sei, und gewiß, Goethe hat gewünscht, daß der genießende Leser, dem etwa diese Widersprüche aufstießen, sich mit solchen Erwägungen darüber hinweg helfen solle. Für uns handelt es sich aber hier darum, zu begreifen, wie die Faustdichtung geworden ist. —

Die nächsten vier Jahre bringen nun den Abschluß des ersten Theiles, aber wieder nicht in Uebereinstimmung mit dem Prologplan. Dieser erfährt entscheidende Aenderungen unter dem Einflusse zweier Bücher, die in der schließlichen Ausgestaltung des ersten Theiles tiefe Spuren zurückgelassen haben: Pfitzers Bearbeitung von Widmanns Faustbuch und Miltons Verlorenes Paradies.

Das Pfitzer-Widmann'sche Faustbuch entlieh Goethe aus der herzoglichen Bibliothek vom 18. Februar bis 9. Mai 1801. Wenn wir weiterhin sehen werden, welche Fülle von Einzelzügen Pfitzer für Mephistos Einführung und Beschwörung hergegeben hat,[1] so wird auch in der entscheidenden Ab-

[1] Die weiterhin folgenden Citate finden sich zum größten Theile schon in Erich Schmidts Urfaustausgabe.

weichung vom Prologplan, der Verschreibung an den Teufel, dem Fausts Seele nach dem Tode verfällt, der Einfluß des Volksbuches deutlich werden.

Miltons Verlorenes Paradies nahm Goethe im Juli 1799 »zufällig in die Hand« wie er an Schiller schreibt. Am 10. August entlieh er dazu noch Zachariäs Uebersetzung aus der Bibliothek. Das Werk fesselte ihn nicht blos an sich; sehr bald verband sich damit der Gedanke an den Faust. Milton weiß ganz genau, wie es bei den Teufeln zugeht, er weiß also gerade das, was Goethe so viel Schwierigkeit verursachte. Das verlorene Paradies stellt den Kampf des Satans mit Gott um die Seele des Menschen dar. Satan ist der Lügner, der Verderber, der Zerstörer. Unter dem Einflusse Miltons wandelt sich nun die Anschauung der Faustdichtung vom Bösen wieder ins Schärfere, Ernsthaftere. Das heitere Spiel des Schalks Mephisto mit dem alten Herrn tritt zurück, Mephisto will Fausts Seele um ihrer selbst willen, er will sie für sich, für sein höllisches Reich, das Reich der Finsterniß, das mit dem Lichtreiche wie bei Milton in ewigem unversöhnlichem Kampfe liegt. Goethe entnimmt außer einer Anzahl von Einzelzügen für die geplante Fortführung der Walpurgisnacht dem verlorenen Paradiese einen Plan für den Abschluß der Faustdichtung, der im Chaos auf dem Wege zur Hölle spielen soll und endlich führt er Miltons Satan leibhaftig in den Faust ein.

So wird die große Lücke geschlossen. Wir gehen nun die Dichtung durch, soweit sie dieser letzten Periode angehört und soweit sie für unser Thema in Betracht kommt. Eine weitere Ausbildung der Gestalt Mephistos nach einem bestimmten Plane findet in dieser letzten Phase nicht mehr deutlich statt. Es versteht sich, daß Mephisto auch jetzt auf funkelnden Geist und Satire hohen Stiles gestellt ist, aber es wäre unmöglich, ein einheitliches Mephistobild aus den neuen Partien heraus zu entwerfen. Der Dichter drängt zum Abschluß und sein Bestreben ist auf Füllung der bisher noch verbliebenen Lücken im Fortgang der Handlung gerichtet. Diese Bemühungen verfolgen wir und sehen, welche Schicksale und Umbildungen dabei Mephisto und die Mephistopläne erfahren.

Die Rettung Fausts bei seinem Selbstmordversuch sollte nach einer Andeutung des Fragments ursprünglich durch Mephisto erfolgen:

> Und wär ich nicht, so wärst du schon
> Von diesem Erdball abspaziert.

Jetzt geschieht das durch den Klang der Osterglocken. Es läßt sich über diese Aenderung nichts weiter sagen, weil

wir durchaus nicht wissen, wie in dem alten, vielleicht schon der Frankfurter Zeit angehörigen Plane Mephistos Eingreifen gedacht war. Dann folgt das große Bild: vor dem Thore, Faust spricht das entscheidende Wort aus, das die dunklen Mächte herbeiruft. Wagners Schilderung der Luftgeister, die mit den vier Winden auf den Menschen eindringen, enthält einen Passus aus Pfitzer S. 193 f., in Poesie übersetzt: »(Die Reiche der Teufel), die sich an die vier Oerter der Welt, Aufgang, Mittag, Niedergang und Mitternacht erstrecken ... Das sechste Reich ... nennet man sonsten Aëreas Potestates. Wohnen gemeiniglich unter dem schwartzen Gewülcke, und düsterer Luft ..., damit sie solches Geschoß, zu einem und andern Verderben abgehen lassen; richten gifftige Nebel, Reiffen und anders an.« Auf Fausts Ruf erscheint Mephisto, und zwar entsprechend dem alten Urfaustplan in Hundegestalt. Eine kleine Unebenheit ist aus dieser Verbindung alter und neuer Motive erfolgt. Faust hat sich ja nur an die Luftgeister gewendet. Von ihnen erwartet er zu neuem buntem Leben geführt zu werden und nur sie schildert Wagner in seiner Antwort. Trotzdem erscheint Mephisto, der doch zu den Luftgeistern nicht gehört (Niejahr, G.-J. 20, 180; vgl. aber auch Minor 2, 145). Ein Blick auf Pfitzer zeigt die nicht ganz zur Erscheinung gekommene Intention Goethes. Pfitzer schildert die neun verschiedenen Teufels-Reiche. »Das dritte Regiment ist deß Belials ... Diese richten alles Unglück an, ... führen über das die Menschen in alle Sünde, Schand und Laster ... Die fünfte Ordnung, deren Obrist und Vornemster der Satan heißt, seynd die ... Zaubergeister. Diese lehren die Menschen übernatürliche Sachen und Wunder thun ..., wie sie mögen die Menschen mit falschen Wunderzeichen, auch Versprechung zeitlicher Ehre und Wollebens, von dem wahren Gott und rechtem Gottesdienst abkehren, abwendig machen und verführen. Das sechste Reich oder Fürstenthum ... nennet man sonsten Aereas Potestates.« Es ist also wohl zwischen der Anrufung der Luftgeister und Mephistos Erscheinen ein Zwischenglied nicht recht zur Ausbildung gelangt, oder Goethe verschmilzt wenigstens die verschiedenen Teufelsreiche Pfitzers. Bei der Ausführung der ersten Erscheinung Mephistos fließt noch ein frischer Zug aus Pfitzer ein, der S. 212 über die »possirlichen Sprünge und Gaukelei« von »Fausti Hund Prästigiar« berichtet. Der Hund folgt Faust in das Studirzimmer. Pfitzer S. 104: »allwo er sich von Stund an in sein Studir-Stüblein verfüget ... da ersihet er gleich zur Mittags-Zeit einen Anblick nahe bey dem Ofen, gleich als einen Schatten hergehen, und dünkte ihn doch es wäre ein Mensch; bald aber sihet er

solchen auf eine andere Weise; weßwegen er zur Stunde seine Beschwörung aufs neue anfienge; und den Geist beschwure, er solte sich recht sehen lassen. Da ist alsobald der Geist hinter den Ofen gewandert, und hat den Kopff als ein Mensch hervorgestrecket, sich sichtbarlich sehen lassen, und vor dem D. Fausto sich zum öfftesten gebücket, und Reverentz gemachet.«

So war nun — post tot discrimina rerum — Mephisto in menschlicher Gestalt in die Faustdichtung eingetreten. Von seiner Maskirung als fahrender Schüler wird weiterhin die Rede sein. Es folgt das erste Gespräch, Mephistos Selbstdefinition enthaltend. Bis hierher war Goethe wesentlich Pfitzer gefolgt, jetzt, wo der volksmäßige Spuk erledigt ist und über des Teufels Art und Wesen ein kräftig Wörtlein Noth thut, sind wir mehr auf Miltonischem Boden.[1] Der Teufel ist ein Lügner (7, 101), Betrüger (7, 181), Verführer (7, 197), Fliegenfürst (6, 21).

Mephisto. So ist denn alles was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Satan (8, 160) Nur in dem Verderben, nur in der Zerstörung
Findet dies Herz voll Bitterkeit Lust.

Als Lügner und Verführer erscheint der Teufel auch bei Pfitzer und vielen anderen, aber die sehr seltene Bezeichnung »Fliegengott« weist auf Milton.

Weshalb Mephisto hier der Sohn des Chaos ist, soll weiterhin bei Erörterung des Schlußplanes gezeigt werden.

Faust bringt die Paktfrage selbst zur Sprache, und hier klingt wieder ein Pfitzer'scher Ton an.

Was man verspricht, das sollst du rein genießen,
Davon wird dir nichts abgezwackt.

Pfitzer S. 122: »Fauste, dieweil du dich denn mir also verschrieben hast, so sollst du wissen, daß dir auch soll treulich gedient werden.«

Nun sind wir recht erstaunt, daß Mephisto durchaus fort will, da vom Pakte die Rede ist. Mephisto hat auch keinen Grund dazu, wohl aber Goethe ihn weggehn zu lassen. Davon wird bei der Disputation noch die Rede sein. Für die phantasmagorischen Bilder, mit denen Faust eingeschläfert wird, fand Goethe vielleicht die Anregung bei Pfitzer S. 215, 220, 222: »Von D. Fausti lustbarer Behausung . . . allwo ihr denn in seiner Behausung, obschon diese nicht allerdings groß . . . je

[1] Die Citate nach der von Goethe benutzten Uebersetzung des verlorenen Paradieses in Zachariäs gesammelten Werken, Bd. 6—9.

dennoch einen sonderlichen Lust und seltene Ergötzlichkeit darinn haben und genießen würdet . . . in seinen zweyen Stuben werdet ihr vernemen eine Zusammenstimmung eines lieblichen Vogelgesangs . . . da daselbst siehet man mit in dem Vorhof gehen Cappaunen, Enten . . . Kränche, Raiger, Schwanen, Störche . . . allda wiewol zur Zeit sonst alles in der Stadt mit Schnee bedeckt ware, sahe man doch keinen, sondern einen lustbaren fröhlichen Sommer, mit Gewächsen, Laub und Gras . . . Ueberdas waren auch allda zu sehen schöne Weinstöcke mit mancherley Arten Trauben behänget, . . . Granaten, Pomerantzen, Limonien, Citronenbäume.« Natürlich sind die Pfitzerstellen nur ein geringer Keim, die blühende Schönheit seiner Traumbilder hat Goethe »wo anders her genommen.«

Mephisto erscheint nun zum zweiten Male, und zwar in einer für die Weltfahrt geeigneteren Maske als Junker. Die Schilderung seiner Kleidung schließt sich dem schon im Fragment gezeichneten Bilde an:

Hast du vorm rothen Wamms nicht mehr Respekt?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?

und steht auch in ungefährer Uebereinstimmung mit Goethes Auszügen aus Prätorius oder Erasmus Francisci Paralipomenon 27: »Schwarz Kleid rother Federbusch gelbe rothe Strümpfe.« Aus Franciscis höllischem Proteus S. 1020 stammt auch mit einiger Umbildung der Zug vom dreimaligen »herein«-Sagen. »Auf einer berühmten deutschen Universität, ist ein gewisses Zimmer, oder Studentenstube, vor welcher, zu gewisser Zeit des Tages, etwas an die Thür klopft: Nichts aber dabei sich sehen läßt . . . . Und so man stillschweigt, hört es gleich auf zu klopffen. Wofern man aber spricht: Herein! Herein! wird es immer wieder anklopffen« (Witkowski, die Walpurgisnacht S. 20). Faust, der im vorigen Gespräch sich ruhig, interessirt, ironisch verhielt, strömt hier wie früher im Monolog seine tiefe, bittere Verzweiflung aus. Dieser Ausbruch ist in den Motiven und in der Formgebung mehrfach durch Hiob beeinflußt (v. Biedermann, Euphorion 1, 348). Hiob 3, 1—2: »Darnach that Hiob seinen Mund auf und verfluchte seinen Tag . . . Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin.« 7, 4: »Wenn ich mich legte sprach ich: wann werde ich aufstehen?« 7, 13—14: »Wenn ich gedachte, mein Bette soll mich trösten, mein Lager soll mir's erleichtern; Wenn ich mit mir selbst rede, so erschreckst du mich mit Träumen und machst mir Grauen.« Hier greift Mephisto ein und schlägt zunächst einen unbestimmten Bund vor; er bietet sich als Diener an. Diese Verse

(1639—1648) sind von Niejahr glücklich als ein älteres Element aus dem Urfaust erkannt; der Vers

Ich bin keiner von den Großen

geht dann also ursprünglich auf Mephistos Stellung in der Swedenborgischen Geisterwelt. Und nun der entscheidende Vertrag im Anschluß an das Volksbuch und im Widerspruch mit dem Prolog: Faust wird nach seinem Tode Mephisto gehören. Auch zu der »schrecklichen Obligation und Handschrift, so D. Faustus dem Teufel . . . hat übergeben« — wie Pfitzer sagt, läßt der Dichter sich herab und behandelt sie ironisch als Fratze.

Goethe verzichtet also in diesem letzten Stadium darauf, irgend einen der bisherigen Pläne consequent durchzuführen. Er stopft die Lücken, so gut es gehen will, in resignirt ironischem Anschluß an das Volksbuch, wie es ihm im Pfitzer vorlag, und sucht nur durch die Höhe des Tones und der Gedanken, durch Schönheit und Schwung der Sprache den Faustst off aus dem Volksbuchniveau herauszuheben. »Ich werde sorgen, daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und etwas denken lassen; bey dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zu statten kommen.«

Ein tieferer Zug wird dem Vertrage eingefügt durch die Wette über den Eintritt des Todestages. Bei Pfitzer und in den Puppenspielen läuft der Vertrag 24 Jahre. Goethes Faust will sterben, wenn er je sich durch Genuß in Behagen einwiegen läßt. Was ihm Mephisto bieten soll, ist: Betäubung durch wechselnde Eindrücke.

Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit.

In diesem Programm sind die Ereignisse des ersten und die des zweiten Theiles angedeutet. Faust verlangt jetzt selbst die »Speise, die nicht sättigt«, womit der Mephisto des Fragments ihn füttern wollte

und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis und Trank vor gier'gen Lippen schweben,
Er wird Erquickung sich umsonst erflehen.

Aber freilich: mit dem Schluß der Paktscene, der aus dem Fragment vorlag, will sich das neu Hinzugedichtete nicht recht zusammenfügen. Dort begehrt Faust, alles Menschliche und Uebermenschliche in sich zu vereinigen; Mephisto bietet ihm Genuß mit dem Hintergedanken, durch ewig unbefriedigenden Scheingenuß ihn matt und lahm zu

machen. In den neuen Theilen der Paktscene ist von dem Alldrang Fausts keine Rede mehr; er will eben diesen betäubenden Genuß. So geistvoll nun auch die Wette sich auf dieser neuen Forderung Fausts aufbaut, der gesammte Untergrund ist doch durch die mannigfach sich kreuzenden älteren und neuen Intentionen morsch und brüchig.

Zur weiteren Ausfüllung der großen Lücke war nun noch eine ganz eigenartige Begegnung Fausts mit Mephisto bestimmt, die wir nur im Schema und in vereinzelten Bruchstücken besitzen — die Disputation. Wie der Einfall in Goethe entstanden ist, Mephisto in der Maske eines fahrenden Scholasten bei einem großen Universitätsaktus Faust gegenüber treten zu lassen, das können wir genau verfolgen.

Auf der Rückreise von Italien verweilte Goethe im Juni 1788 in Nürnberg und benutzte dort als Reisehandbuch C. G. von Murr's »Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten in Nürnberg. Nürnberg 1778.« In diesem Buche fand er S. 699 eine kurze Notiz über den historischen Faust und darin ein Citat aus einem Briefe Conrad Gesners: Ex illa schola (Druidica) prodierunt, quos vulgo Scholasticos vagantes nominabant, inter quos Faustus quidam, non ita pridem mortuus, mire celebratur. Goethe notirte sich nun in einem italienischen Notizheftchen: »Schola Druidica Faustus scholasticus vagans. Murr 699.« Ob er bei dieser Notiz schon daran dachte, die Maske des fahrenden Scholasten zur Einführung Mephistos zu verwenden, steht dahin. Jedenfalls ließ sich hier die Reihe der im Faust erscheinenden akademischen Typen — Professor, Famulus, zahmer Student der Schülerscene und wilde Studenten in Auerbachs Keller — wirkungsvoll vermehren. Diese mehr oder weniger unbestimmt schwebende Intention, einen fahrenden Scholasten in die Faustdichtung einzuführen, kam nun durch eine neue Anregung zur Reife. Zu Anfang 1798 las Goethe in Erasmus Francisci's neupolirtem Geschichts- Kunst- und Sitten-Spiegel, Nürnberg 1670 eine Disputation zwischen einem chinesischen Gelehrten und einem Jesuiten, die ihn »unglaublich amüsirte« wie er an Schiller schreibt. Dieses Bild einer Disputation zwischen zwei auf ganz verschiedenem Boden stehenden Gelehrten über Fragen des menschlichen Denkens traf ihn mitten in seinen Zweifeln, wie die große Lücke zu füllen und Mephistos Einführung zu bewirken sei. Das Disputationsbild wandelt sich ihm ins Faustische, er sieht Faust und Mephisto so mit einander disputiren, und da wir in der humanistischen Universitätssphäre sind, so nimmt diese Disputation die Form eines großen öffentlichen Universitätsaktus an, einer Doctorpromotion, die ja von jeher mit öffentlichen Redekämpfen

verbunden war. Für Mephistos Maske wird jetzt die ältere Murr'sche Notiz fruchtbar, er wird als fahrender Scholast in den Aktus eingreifen und so in einem geistigen Duell Fausts Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Daß die Disputation bei Francisci auf Goethes Plan gewirkt hat, ergiebt sich aus dem Schlußtrumpf in Goethes Disputation. Mephisto pocht auf die realen Natur- und Erfahrungskenntnisse, die dem Schulweisen fehlen, Faust macht sich anheischig, jede Frage des fahrenden Scholasten aus diesem Gebiete zu beantworten. Mephisto stellt ihm nach einander die Probleme: Gletscher, Bolognesisches Feuer, Charybdis, Fata morgana, Thier, Mensch. (Um welche Gedanken es sich bei diesen letzteren Fragen handelte, zeigt Goethes Gedicht: Die Metamorphose der Thiere.) Faust beantwortet alle diese Fragen und nun ist an ihm die Reihe, von seinem idealistischen Standpunkte aus dem Gegner eine möglichst schwere Frage vorzulegen. Sie lautet: »wo der schaffende Spiegel sei«. Mephisto macht ihm ein Compliment — also etwa: er sehe, daß Faust zu den Eingeweihten gehöre — und verspricht die Antwort für ein andermal. Damit ist die eigentliche Disputation zwischen Faust und Mephisto zu Ende. Was es nun mit diesem Schlußtrumpf vom schaffenden Spiegel auf sich hat, erfahren wir eben aus jener Disputation zwischen dem Jesuiten und dem chinesischen Gelehrten. Es handelt sich dort um die Theorie des Denkens. Der Chinese meint, daß die Dinge der Außenwelt im Kopfe des Menschen neu erschaffen werden, nach dem Pater handelt es sich nur um »ein Ebenbild, innerliches Conterfeyt und Gemähl« der Außenwelt im Hirne des Menschen. »Wer siehet nicht«, sprach er »was zwischen solchen beiden Dingen für ein großer Unterschied sei? Schauet, in diesem Spiegel hier siehet man der Sonnen und des Mondes Bild, so man ihn recht dagegen stellet; wer sollte aber so stumpfsinnig wohl sein und sprechen, der Spiegel könne den Mond und die Sonne schaffen.«

Goethe ist nun gerade dieser Meinung, er stellt sich auf die Seite des Chinesen als des »schaffenden Idealisten« (an Schiller 6. Januar 1798). Die Antwort auf Fausts idealistische Frage, wo der schaffende Spiegel sei, lautet also: Im Kopfe des Menschen.[1]

---

[1] Ohne von dem Zusammenhange mit der Disputation bei Francisci zu wissen, hat schon 1855 Hartung das richtige Aperçu für den schaffenden Spiegel gehabt. »Oder ist es vielleicht der Menschengeist nach Fichtescher Philosophie?« Aber diese flüchtige Anregung hat gar nicht gewirkt; der schaffende Spiegel ist bisher meist mit dem Spiegel der Hexenküche zusammengebracht worden.

Wo sollte nun die Disputation ihren Platz finden? Erich Schmidt setzt sie zwischen Studirzimmer und Auerbachs Keller. Aber die Scene Studirzimmer mündet in den Beginn der Weltreise.

> Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf,
> Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Und nun, nachdem die Beiden auf dem Zaubermantel fortgeflogen sind, finden wir sie ruhig an Ort und Stelle? Faust ist wieder Professor und betheiligt sich an einem Disputationsakt? Goethe sagt ja auch, daß die Disputation *in* der Lücke fehlt. Zu seinem Ansatze ist Erich Schmidt offenbar durch Mephistos Erklärung veranlaßt worden:

> Ich werde heute gleich beim Doktorschmaus
> Als Diener meine Pflicht erfüllen.

Aber aus dem angegebenen Grunde kann der Doktorschmaus nur zu der hier bereits vollzogenen Disputation gehören. Auch so bleibt noch die Schwierigkeit, daß auch die Theilnahme am Doktorschmaus mit dem Beginn der Weltfahrt sich nicht recht zusammenfügen will. Aber eine Incongruenz bei einer solchen flüchtigen Erwähnung hat nicht viel zu bedeuten, bei einer breiten dramatischen Scene wäre sie unerträglich.

Man könnte nun in der Disputation die erste Einführung Mephistos sehen. Dann hätten also die Pudelpartien (Schluß der Scene vor dem Thor und Anfang der ersten Studirzimmerscene) fortfallen müssen. Sie stammen vom Frühling 1800 (»Der Teufel, den ich beschwöre, geberdet sich sehr wunderlich« an Schiller 16. April 1800) und Frühling 1801 (wegen der Einwirkung des vom 18. Februar—9. Mai 1801 entliehenen Faustbuches von Pfitzer). Nun schreibt aber Goethe am 3. oder 4. April 1801: »Ich hoffe, daß in der großen Lücke nur der Disputationsaktus fehlen soll.« Die Disputation sollte sich also der sämmtlichen, bisher am Faust geschehenen Arbeit ohne Bruch und Rest einfügen, sie sollte nichts schon Gedichtetes verdrängen, keine Revolution im bisherigen Gefüge des Dramas herbeiführen.

Bleiben also Pudel und Gespenst an ihrer Stelle, kann ferner die Disputation nicht hinter die zweite Studirzimmerscene fallen, weil an deren Schluß die Weltfahrt beginnt, so bleibt nur noch der Platz zwischen den beiden Studirzimmerscenen übrig. So setzt sie auch Minor II 174 f. an. Schon Scherer hat als einen Mangel empfunden, daß man nicht begreift, weshalb Mephisto fortdrängt, nachdem Faust aus eigenem Antriebe die Geneigtheit zu einem Pakt kundgegeben hat. Goethe hat die eine Studirzimmerscene in

zwei zerspalten, um zwischen ihnen Raum für die Disputation auszusparen, und die intendirte Folge der Ereignisse ist also:

Mephisto erscheint entsprechend dem alten Urfaustplan in Hundegestalt, macht nach Anregungen des Pfitzer'schen Faustbuches seine Verwandlungen hinter dem Ofen durch und tritt in der Maske des fahrenden Scholasten hervor. Er versenkt Faust in Schlummer.

Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn.

Dieses Wiedersehen findet nun auf eine für Faust überraschende Art statt. In der Disputation tritt Mephisto dem Idealisten als der Erfahrung und Naturwissen bietende Realist gegenüber, und wenn er nun Faust ein Compliment macht — »die Antwort ein andermal«, so wissen wir, worauf das zielt. Er deutet Faust an, daß sie noch nicht mit einander fertig sind, dieses »ein andermal« ist eben die Paktscene.

Diese Folge der Scenen wird nun noch gesichert durch das Paralipomenon 16:

Als Pudel als Gespenst und als Scholasticus
Ich habe dich als Pudel doch am liebsten.

Die Verse waren für die Paktscene bestimmt, der also Pudelscene, Ofenscene und Disputation in dieser Reihenfolge voraufgehen sollten.

Freilich ist dann die Disputation vor allem studentischen und professoralen Volk eine Komödie, Faust weiß ja, wer in der Maske des fahrenden Scholasten steckt. Aber wie Goethe selbst eine große Neigung hatte, mit Menschen kleine Komödienscenen zu improvisiren, so führt auch im Faust Mephisto mit dem Schüler eine Maskenkomödie auf und in noch höherem Stile hier Faust und Mephisto. Sie beide wissen, daß hier unter dem Schein einer theoretischen Universitätsdisputation um ganz andere Dinge, um Fausts Seele und Zukunft gerungen wird. Hier sollte Mephisto seinen eigentlichen geistigen Einsatz ausspielen.

So wird nun mit Ausnahme der Disputation die große vordere Lücke geschlossen. Daneben läuft die Arbeit an der Ausfüllung einer zweiten mehr nach dem Ende des Stückes gelegenen Lücke. Im Urfaust wiegt Mephisto Faust in »abgeschmackten Zerstreuungen« ein, um ihn von Gretchens Schicksal abzulenken. Im Fragment haben wir schon die bestimmte Intention zur Darstellung einer solchen Zerstreuung und zwar einer grandiosen.

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfst du mirs nur auf Walpurgis sagen.

Nun kommt das riesenhafte Bild theilweise zur Ausführung. Mephisto ist hier nur behaglicher Beobachter; das tolle Treiben spielt sich ganz unabhängig von ihm ab. Nach dem Intermezzo sollten sich noch wunderbare Dinge abspielen. Unter der Einwirkung des verlorenen Paradieses plant Goethe Miltons Satan leibhaftig in die Faustdichtung einzuführen, zunächst freilich nur zur Darstellung eines phantastisch-satirischen Nachtstücks. Es ertönen langgezogene, gewaltige Trompetenstöße, Blitze zucken und Donner rollen von oben, und aus der Erde schießen riesige Feuersäulen, von Rauch und Qualm eingehüllt. Inmitten des Feuers thront der Satan, der aus der Hölle heraufgefahren ist und nach infernalischer Begrüßung der versammelten Schaaren Gericht hält. Also eine Parodie des jüngsten Tages, des Weltenrichters Christi. Aber es sind diesmal nur literarische Sünder, die hier ihr Urtheil empfangen. Satan hält über die deutschen Schriftsteller Parade ab; Klopstock, Reichardt, Campe, Hennings, Böttiger (?) erscheinen vor dem Throne, huldigen dem Despoten und empfangen unter satanischer Kritik eine Beleihung. Nur der freie Aufklärer Nikolai verweigert die Huldigung und leugnet dem Satan ins Angesicht dessen Existenz. Auch die Xenien erscheinen als Insekten von bühnengerechter Größe mit langen spitzen Scheeren und werden von ihrem Papa Satan als seine lieben Kinder anerkannt, an denen er Wohlgefallen hat.

Dieser wunderbaren Scene wohnen Mephisto und Faust bei, sie stehen im innersten Kreise, der den Satan umgiebt und halten da Stand trotz der furchtbaren Hitze, die von dem Feuerkoloß ausströmt. Natürlich ist Mephisto von dem Dichter nicht umsonst an so bevorzugter Stelle postirt worden; er sollte sich bei dem Strafgericht über die unglücklichen Literaten betheiligen, und in Vorbereitung dieser aktiven Rolle hat er ja schon während der großen Begrüßungsrede des Satans sein Privatspäßchen mit dem jungen Mädchen, dem der Herr dort so kurios spricht. Aber die Paralipomena reichen zur Ausmalung seiner Bethätigung in der Satansscene nicht aus.

Durch die Einführung des Satans wird nun Mephistos Stellung in der Geisterwelt aufs Neue geändert. Das stimmt weder zu seiner Sendung durch den Erdgeist noch zum Prolog, wo er selbständig mit dem Herrn verhandelt. Daß diese neue Intention eine Frucht von Goethes Miltonlektüre ist, habe ich Euphorion 6, 707 ff. gezeigt. Die Züge, mit denen die Erscheinung des Satans ausgestattet wird: Trompetenschall, der Feuer und Rauch strömende Gipfel, auf dem der Satan thront, der Vergleich des Satans mit

einem aus der Umgebung herausragenden Fels oder Thurm — alles das findet sich in Miltons Darstellung von Satans Heerlager.

Um Mitternacht versinkt der ganze Spuk, Faust und Mephisto bleiben allein zurück. An ein Gespräch über das Wesen der nordischen Hexen knüpft Mephisto den Vorschlag, nach dem Süden zu gehen, wo man freilich bei Pfaffen und Scorpionen wohnen werde. Mit diesem Vorschlage erstrebt er, Faust von Gretchens Wohnort zu entfernen, die indessen im Elend verkommen soll, ohne daß Faust ihr Beistand leistet. Der Faustdichter aber hat dabei noch weitere Zwecke. Im Süden werden sich die weiteren Ereignisse der Dichtung abspielen. Der Fürstenhof, an dem Faust und Mephisto im Puppenspiel erscheinen, war Parma, und der Verlauf der Dichtung führte in schon zu Stande gekommenen Partien nach Sparta. Der Ritt nach dem Süden, den Faust und Mephisto vor unseren Augen hier antreten, wird freilich zunächst durch Idolerscheinung, Kielkropfgeschwätz, durch die Scene: Im Elend! Verzweifelnd! und durch die Kerkerscene unterbrochen, aber am Schluß der Kerkerscene erscheint Mephisto:

Meine Pferde schaudern! Der Morgen dämmert auf!

und wenn Faust nun mit Mephisto verschwindet, so geht der Ritt nach dem Süden vor sich, und dort oder auf dem Wege dahin werden die weiteren Scenen sich abspielen. Das trifft zunächst zu für das ebenfalls der Jahrhundertwende angehörige Paralipomenon 65, die Geistererscheinung am Kaiserhofe. Die befremdliche Prosaform gehört nur dem ersten, auch nach Ausweis der Schriftzüge ganz eilig zu Papier gebrachten Entwurf an. Schon Paralipomenon 69 enthält den Beginn der Uebertragung in Verse. Als neues Motiv in Fausts Leben erscheint hier das Streben, nach außen zu schaffen und auf Menschen zu wirken, worüber die wunderbar geistreichen und formvollendeten Verse der Paralipomena 67 und 68 das Nähere berichten. Aber das führt uns aus den Grenzen des ersten Theiles heraus.

Vor dem Beginn dieses Rittes nach dem Süden wohnen wir einstweilen noch einem seltsamen Zwischenfall bei, einem Versuche Mephistos, Faust zu bethören. In merkwürdig wörtlichem Anschluß an die Vertragsbedingung:

Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag

versucht er, durch einen Chor schmeichelnder Geister Fausts Selbstgefälligkeit zu erregen und somit die Wette kurzer

Hand zu gewinnen. »Gelingts so holt er ihn.« Aber es gelingt nicht und der Ritt nach dem Süden geht vor sich. Er führt zunächst in falscher, von Mephisto nicht beabsichtigter Richtung zur Idolerscheinung. Auf glühendem Boden (Milton, erster Gesang — Zachariä 6, 43 und 6, 74) steht nackt, die Hände auf dem Rücken, das zauberhafte Idol. »Jedem kommt sie wie sein Liebchen vor« heißt es in der ausgeführten Walpurgisnacht, wo die ursprünglich so gewaltig in Gluth und Grausen intendirte Scene als kurze Vision Fausts schließlich ein nothdürftiges Unterkommen gefunden hat. Jedem wie sein Liebchen und also Faust wie Gretchen. Die Conception der Idolerscheinung erwuchs dem Dichter aus einer Stelle in Erasmus Franciscis höllischem Proteus: »Ohnköpfiges Gespenst bedeutet einer Kindsmörderin die Enthauptung« (Witkowski, die Walpurgisnacht S. 19). Es folgt die Hinrichtungsvision, der Idolspuk verschwindet, Faust bleibt in der Finsterniß einsam zurück und hört nun eine Versammlung höllischer Wechselbälge von Gretchens Schicksal und bevorstehender Hinrichtung zischeln. Die Anregung zur Einführung der Kielkröpfe entnahm Goethe dem Anthropodemus Plutonicus des Prätorius S. 378.

Durch diese im Schema vorliegende Folge der Ereignisse auf der Walpurgisnacht ist die Lücke, die jetzt hinter dem Intermezzo klafft, geschlossen. Fausts Seele ist durch die Idolerscheinung und das Geschwätz der Kielkröpfe zu Wuth, Verzweiflung und Reue aufgewühlt, und seine grausigen Flüche auf Mephisto in der Urfaustscene: Im Elend! Verzweifelnd! erscheinen nicht unnatürlich. Hier fügt sich die Dichtung der Jahrhundertwende ohne Bruch und Rest mit dem Urfaust zusammen. Freilich ist dieser gewaltige Verlauf der Walpurgisnacht nur im Plan, die Ausführung fehlt, und es fehlt auch die Umschmelzung der Prosascene in Verse, aus der obendrein ein Motiv schon in Wald und Höhle Neugestaltung gefunden hatte und also jetzt doppelt dasteht. —

Aus den Miltonischen Anregungen erwuchs endlich auch ein Plan für den Abschluß der gesammten Faustdichtung, der erste zu unserer Kenntniß gelangte Schlußplan.

> Und wandelt mit bedächtger Schnelle
> Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Also in der Hölle soll die Faustdichtung schließen. Genaueres hören wir im Paralipomenon 1: »Epilog im Chaos auf dem Wege zur Hölle.« Das ist nun Miltons Weltlokal. Zwischen Erde und Hölle liegt bei ihm das Chaos; im zweiten Gesange wird beschrieben, wie Satan

die Pforten der Hölle verläßt und durch das Chaos zur Erde niederfährt. In Vordeutung auf den Epilog läßt Goethe schon im Verlaufe des eigentlichen Spieles Mephisto durch Faust anreden: »des Chaos wunderlicher Sohn« und in der Selbstschilderung Mephistos, die diesen Worten vorangeht:

> Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war,
> Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar

haben wir eine sorgsam eingefügte vorläufige Definition des Chaos.

Aus dem geplanten Epiloge besitzen wir ein paar Verse, die zum Aufbau von Goethes Intention erwünschte Dienste leisten. Paralipomenon 49:

> Siehst du er kommt den Berg hinauf
> Von Weitem steht des Volckes Hauf.
> Es segnen staunend sich die Frommen
> Gewiss er wird als Sieger kommen.

Offenbar ist von Christus die Rede. Auch hier befinden wir uns auf Miltonischem Boden. Christi siegreichen Kampf mit dem Satan schildert der sechste Gesang und im siebenten fährt Christus weit ins Chaos hinein. Entscheidend ist die Erwähnung des Berges, den Christus als Sieger hinaufkommt. Diesen Berg kennen wir aus Miltons fünftem Gesange (Zachariä 7, 187):

> und Satan
> Kam zum herrlichen Königssitz. Er schimmerte fern her
> Prächtig erhöht, wie ein glänzender Berg, auf Berge gethürmet,
> Mit Pyramiden und Spitzen, aus Felsen von Demant gehauen,
> Und aus Klippen von Gold, des großen Lucifers Pallast:
> Denn so heißt, in der Sprache der Menschen, dies prächtge Gebäude.
> Aber bald drauf, da hierinn er auch Gott gleich zu seyn strebte,
> Hieß ers den Berg der Versammlung, nach jenem heiligen Berge,
> Wo vor der Himmlischen Heer der große Messias erklärt ward.

An den Pforten der Hölle wachen bei Milton die Sünde und der Tod und sie schlagen eine breite Brücke über das Chaos, um die Verbindung zwischen Hölle und Erde zu erleichtern.

Diese Brücke, auf der man nunmehr von der Erde zur Hölle gelangt, ist also wohl der von Goethe in Aussicht

genommene Schauplatz seines Epilogs. Es steht dahin, ob die Sünde und der Tod bestimmt waren, im Epilog zu erscheinen und ob wir also einen Nachklang alter Intentionen in dem gegenwärtigen Abschluß haben, wo Mangel, Schuld und Sorge erscheinen und hinter ihnen her der Bruder, der Tod, schreitet. Dann wäre auch das eigenartig ergreifende Nachhallen in dem Verse:

Da kommt er der Bruder, da kommt er der — —
— — Tod

ein alter treu bewahrter Klang aus dem alten Epilogplan Zachariä 6, 197:

ich entfloh mit Entsetzen und rufte,
Tod! — Es erbebte die Hölle vom scheußlichen Namen,
und seufzte
Schrecklich aus allen Höhlen zurück, und hallete wieder
Tod!

Aber wir gerathen hier ins Ungewisse. Eine sichere späte Nachwirkung dieses Epilogplans, in dem Christus Fausts Seele noch auf dem Wege zur Hölle retten sollte, haben wir dagegen im Paralipomenon 95:

Nein diesmal gilt kein Weilen und kein Bleiben
Der Reichsverweser herrscht vom Thron
Ihn und die Seinen kenn' ich schon
Sie wissen mich wie ich die Ratten zu vertreiben.

Hier also, im Kampfe mit Christus um Fausts Seele sollte nach dem Plane von 1800 Mephistos letztes Erscheinen in der Faustdichtung stattfinden. Freilich wäre die Aufgabe, mit Christus zu streiten, wohl nicht ihm allein zugefallen. Christi alter Gegner, der Satan, wäre doch wohl auch hier erschienen wie das auch bei Milton geschildert ist. Des Satans Erscheinen in der Faustdichtung sollte sich also nicht auf jenes komische Inferno beschränken, im Epilog wäre er seinem Vasallen Mephisto zu Hilfe geeilt, die höllischen Mächte wären von Christus überwunden und Fausts Seele gerettet worden. —

Wie schon Niejahr (G.-J. 20, 192 ff.), so habe auch ich zu fürchten, daß manchem Leser vor der hier befolgten Behandlungsart graust, bei der nicht viel übrig bleibt von der »Einheit und Ganzheit« des Faust, für die noch immer in dicken Büchern gestritten wird. Aber es handelt sich wirklich nicht um ein Attentat auf den poetischen Genuß. Auch wer die Planwandlungen, Widersprüche und Klüfte kennt, die sich mit der lange hingezogenen Entstehung der selbst für Goethe zu großen Dichtung ergeben haben, der wird — das kann ich aus eigener Erfahrung versichern — in seinem Entzücken über die Herrlichkeit dieses einzigen

Poems dadurch gar nicht gestört. Bei harmlosem Lesen schwinden die verstandesmäßig errungenen Einsichten wie Nebel vor der Sonne, und der kritische Sinn giebt sich der poetischen Gewalt willig gefangen. Seit hundert Jahren trägt nun schon der dichterische Zauber aller Scenen und Scenentheile jeden Empfänglichen siegreich über alles Disparate, über die Lücken und Fugen hinweg, und dabei wird es auch bleiben. Zuletzt führt aber die trennende Analyse zu einem eigenartigen poetischen Gewinn und Genuß, der durch harmlose Hingabe an die Dichtung nicht zu erreichen ist. Wir sehen mehr oder weniger deutlich die verschiedenen Faustdichtungen, die der 25jährige Jüngling, dem das wundersame Erlebniß seiner Genialität eben aufgegangen war, der 37jährige in Italien eine vita nuova findende Mann und endlich der 50jährige vor sich sah, dem die Sorge als Haus und Hof, als Weib und Kind erschien. Wenn Goethes Faustdichtung für die Betrachtung, nicht für den Genuß, zerstückt wird, so lernen wir dafür Goethes Faustdichtungen kennen. Dieser Gang vom harmlosen Genuß zur zergliedernden und wieder zusammenfügenden Betrachtung ist ein nothwendiger, und Goethe selbst hat ihn allgemein so dargestellt (Werke, Abth. 2, Bd. 9 S. 274):

»Genuß, Empfinden, Wissen, Erkennen, Wissenschaftliches Anschauen. Wiederkehrender Genuß.«

Zum Schluß sei es gestattet, den Einheitskämpfern hier ein paar Goethische Verse ins Stammbuch zu schreiben, in denen der Dichter selbst preisgiebt, was sie so eifrig verfechten. Die Verse sind Paralipomena zum Vorspiel auf dem Theater,[1] in dem sich Goethe ursprünglich über die Einheitsfrage selbst erklären wollte.

Und wenn der Narr durch alle Scenen läuft
So ist das Stück genug verbunden.

Nur heute schränkt den weiten Blick mir ein
Nur heute laßt die Strenge mir nicht walten
Laßt unser Stück nur reich an Fülle seyn
Dann mag der Zufall selbst als Geist der Einheit schalten.

Wenn Poesie nicht reicht mag Laune sie verbinden.

---

[1] Zum Vorspiel auf dem Theater gehört auch noch Paralipomenon 10. Es wird von der lustigen Person gesprochen, wie die letzten Verse zeigen, denen im ausgeführten Vorspiel V. 224 ff. entspricht. Die lustige Person wird freilich den Mephisto spielen, und so erklären sich auch die auf Mephisto bezüglichen Verse des Paralipomenon.



4.

EINE AUFFÜHRUNG DES GÖTZ VON BERLICHINGEN

NACH DER ORIGINAL-AUSGABE VON 1773.

VON

EUGEN KILIAN.

Weder bei der Abfassung des Gottfried von Berlichingen von 1771, noch bei der Umarbeitung des Skizzo zu dem klassischen Götz von 1773 hatte der Dichter den Gedanken einer Bühnenaufführung des genialen Werkes in sich getragen. Trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Aufführung des allen Regeln spottenden Produktes des Sturms und Drangs zu bieten schien, wurde schon 1774 von *Koch* in Berlin und bald darauf, im Herbst desselben Jahres, von *Schröder* in Hamburg der kühne Versuch unternommen, das »schöne Ungeheuer« auch von der Schaubühne herab den Zeitgenossen des Dichters vorzustellen.

Ueber die scenischen Einrichtungen, in denen der Götz von 1773 unter Koch und Schröder erstmals auf die Bühne trat, haben die theatergeschichtlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte Licht verbreitet. Die von Koch herrührende Berliner Einrichtung lag aller Wahrscheinlichkeit auch den Aufführungen des Götz durch die Wäsersche Truppe in Breslau und Leipzig 1775 zu Grunde. Als weitere Städte, die den Götz während der 70er Jahre auf der Bühne sahen,

sind mit Sicherheit Dresden, Mainz und Frankfurt a. M. belegt; 1783 erschien er zu Wien im Kärntnerthortheater, 1786 in Mannheim nach einer neuen für diese Bühne hergestellten Bearbeitung, die von da auch nach Frankfurt und Hannover und weiterhin nach Bremen ihren Weg fand.

In eine neue Phase trat die Bühnengeschichte des Götz von Berlichingen mit dem Jahre 1804: des Dichters eigene Theaterbearbeitung war mit der Weimarer Aufführung vom 22. September dieses Jahres an die Oeffentlichkeit getreten. Diese Bearbeitung war ein schwerer Mißgriff des Dichters, sie bedeutete beinahe in jeder Beziehung eine ungeheure Verschlechterung der alten Dichtung. Der Kritiker der Vossischen Zeitung durfte gelegentlich der ersten Aufführung des Theater-Götz zu Berlin 1805 mit vollem Rechte schreiben: »Auf die Schultern des Herkules ist ein Antinous-Kopf gesetzt.«

Trotz der unglaublichen Versündigung, deren sich Goethes schwächliche Umdichtung an dem kühnen Freitheitsgeiste des Werkes schuldig machte, gewann dieselbe, gestützt durch die Autorität des Dichters, rasch und widerstandslos die Herrschaft auf dem deutschen Theater. Der Grund ist nicht unschwer zu erkennen: die Theaterbearbeitung von 1804 war äußerlich, wenn sie gleich den epischen Charakter des Werkes nicht zu ändern vermochte, bis zu einem gewissen Maße bühnengerecht; sie stellte weit geringere Anforderungen an das Theater, als der ungelenke Koloß von 1773, der durch seine untheatralische äußere Form, durch die Fülle der darin auftretenden Personen, durch die das normale Maß weit überschreitende Zahl der Ortsveränderungen der Aufführung Schwierigkeiten ungewöhnlicher Art bereitete. Die äußerlich straffere theatralische Form der Bühnenbearbeitung, die zahlreichen Concessionen, wodurch sie mit der Einfügung burlesk-possenhafter Elemente, mit äußerem Ausstattungsprunk, mit Zuthaten nach der Seite des Sentimentalen und Rührseligen dem Geistesniveau der großen Menge entgegenkam, die große Zahl der darin enthaltenen, äußerlich sehr effektvollen Scenen und dankbaren Rollen, sicherten dieser Fassung des Stückes, für den Durchschnittsgeschmack des Publikums, wie für den der Schauspieler, eine Stellung auf der Bühne, die bei dem den meisten Theatern eigenen conservativen Sinne schwer zu erschüttern war.

Es ist mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß den Aufführungen des Götz von Berlichingen seit dem Jahre 1804 beinahe ausnahmslos des Dichters Theaterbearbeitung, und zwar in den meisten Fällen nach der sog. verkürzten Gestalt vom Dezember 1804, zu Grunde lag.

Eine Ausnahme machten die Bühnen Wiens, wo man von dem Vorhandensein der Goethischen Theaterbearbeitung — bezeichnender Weise für das retardirende Verhältniß, in dem das Theaterleben Wiens zu dem des übrigen Deutschland stand — zunächst wenigstens keine Notiz zu nehmen schien.

Im Leopoldstädter Theater, der Heimstätte der Wiener Lokal- und Gesangsposse, kam 1808 eine verloren gegangene Bearbeitung des alten Götz »mit Gesang« und komischen Einlagen zur Aufführung, und zwei Jahre darauf erschien das Stück im Theater an der Wien, zu einer dem Geschmack dieser Bühne und dem seines Publikums entsprechenden Spektakel- und Roßkomödie hergerichtet von Franz Grüner. Wichtiger als diese recht bedenklichen Evolutionen des Ritters mit der eisernen Hand auf den Wiener Vorstadtbühnen war der Umstand, daß Josef Schreyvogel, als er zwanzig Jahre später den Götz erstmals auf dem Kaiserlichen Hofburg-Theater erscheinen ließ, der Aufführung nicht des Dichters damals bereits allgemein verbreitete Theaterbearbeitung von 1804, sondern eine von ihm selbst verfaßte Einrichtung der Ausgabe von 1773 zu Grunde legte. Bedenkt man, daß Goethes Bearbeitung äußerlich viele glänzende und bestechende Eigenschaften zeigte, daß sie als die vom Dichter selbst sanktionirte Bühnengestalt des Stückes gelten mußte, daß dieser selbst damals in ehrfurchtgebietender Größe noch unter den Lebenden weilte, so ist dem kühnen Wagemuth des Wiener Dramaturgen, der sich von dem allgemein üblichen Brauche emancipirte und durch eine eigene Bearbeitung des alten Götz mit dem Dichter selbst gewissermaßen in die Schranken trat, aufrichtige Bewunderung zu zollen. Schreyvogels Aufführung des Götz von 1773 war eine der bedeutendsten unter den vielen bedeutenden literarischen Thaten dieses Bühnenleiters und ihr Ruhm wird dadurch nicht gemindert, daß sie in der Bühnengeschichte des Stückes nur eine kurze Episode blieb, indem Schreyvogels Einrichtung schon 1834, kaum zwei Jahre nach dem Tode des hochverdienten Mannes, durch dessen Nachfolger Deinhardstein mit Goethes Bearbeitung vertauscht wurde. Durch die Erinnerungen von Anschütz, des ersten Darstellers des Götz an der Wiener Hofburg, ist uns überliefert, daß Schreyvogels Bearbeitung »den Eindruck der später einstudirten Goethischen Einrichtung übertraf.«

Anderwärts fand Schreyvogels Unternehmen keine Nachahmung, und Götz behauptete auf dem Theater nach wie vor in der verblaßten Gestalt von 1804 seine Herrschaft.

Wohl fehlte es nicht an rühmenswerthen Versuchen,

bei der Aufführung des Stückes wenigstens in Einzelheiten auf die Fassung von 1773 zurückzugreifen. Man fühlte richtig, wie sehr die Dichtung durch den Wegfall des Bamberger Hofes an Reiz und Farbe verloren habe und legte da und dort wohl die eine oder die andere der Bamberger Scenen in die Aufführung ein. Den erfolgreichsten Schritt nach dieser Richtung that Franz Dingelstedt, der in seiner 1879 an der Wiener Hofburg erstmals gespielten, raffinirt effectvollen, aber unerlaubt gewaltthätigen Bearbeitung des Götz von Berlichingen die wichtigsten Bamberger Scenen des zweiten Aktes und Einiges aus dem fünften Akte nach der Fassung von 1773 in die Aufführung des Stückes herübernahm. In der Hauptsache aber blieb der Text von 1804; nicht einmal das Hoch auf die Freiheit wurde an Stelle des platten und nichtssagenden Tischgebetes der Theaterbearbeitung restituirt. Das Schlimmste indeß war die geradezu unglaubliche Willkür, womit Dingelstedt im fünften Akte seiner Bearbeitung mit Goethischer Dichtung und Goethischem Texte umzugehen sich erdreistete. Die Kühnheit, womit der Bearbeiter die visionäre Erscheinung der vermummten Gestalt in Adelheids Gemach, entgegen den Intentionen des Dichters, in einen wirklichen Abgesandten der Vehme verwandelte, der in einer sensationellen Grusel-Scene das Todesurtheil an Adelheid vollzieht, das erstaunliche Selbstvertrauen, womit Dingelstedt das Werk durch vielfache Zuthaten aus der eigenen Feder erweiterte, womit er namentlich in der Adelheid-Scene des letzten Aktes einzelne Bestandtheile Goethischen Textes und umfangreiche eigene Mache zu einem neuen Gericht zusammenschmorte — dies Verfahren mit Goethischer Poesie steht in unserer Bühnenliteratur so völlig vereinzelt da, daß es in der That zu verwundern ist, wie Dingelstedts Götz-Bearbeitung nicht nur auf der Wiener Burg, sondern auch an anderen ersten Theatern festen Boden gewinnen konnte — und diesen noch heute inne hat —, ohne daß die literarische Kritik auch nur den Versuch wagte, flammenden Protest zu erheben gegen eine solche Vergewaltigung nationalen Edelgutes.

Einen erfreulichen Fortschritt gegenüber der Willkür und Selbstherrlichkeit Dingelstedts bedeutete die Götz-Bearbeitung, die Karl von Perfall im Jahre 1890 für die neueingerichtete Münchener Schauspielbühne ins Leben rief; einen Fortschritt vor allem deshalb, da sie zum ersten Male den rühmlichen Versuch unternahm, in intensiverer Weise auf die alte Dichtung von 1773 zurückzugreifen. Sämmtliche Bamberger Scenen der ersten beiden Akte kamen zum großen Gewinn des Ganzen zur Aufführung,

der Bauernkrieg und die Zigeunerscenen des fünften Aktes wurden gespielt, und auch sonst erfuhr der Text in zahlreichen Einzelheiten, vor allem in der Belagerung und in der Tischscene eine durchgehende Revision nach der Ausgabe von 1773. Daneben blieben freilich auch hier zahlreiche Bestandtheile des Theater-Götz von 1804, so die schwächlich-sentimentale Götz-Scene nach der Beraubung der Nürnberger, die verunglückte Metarmophose Selbitzens in eine komische Figur, die unbedeutenden Adelheidscenen des dritten Aktes und Franzens Reim-Monolog, die Karikatur des dicken Hauptmanns und seiner Kompagnie und vieles andere, ungeschmälert in ihrem Rechte. Es handelte sich also auch bei Perfall um eine *Verschmelzung* der Ausgaben von 1773 (stellenweise auch 1771) und 1804, eine Verschmelzung, die durch die energischere Rückkehr zu älteren Bahnen sehr viel Verdienstliches und Neues brachte, die aber trotzdem nur eine halbe Sache war und den einen Hauptmangel jeder derartigen Verschmelzung nicht verleugnen konnte: den Mangel eines einheitlichen künstlerischen Stiles.

Einen seltsamen Schritt über das Ziel hinaus that in demselben Jahre Otto Devrient, indem er 1890 im Berliner Schauspielhause den Gottfried von Berlichingen von 1771 in einer von ihm besorgten scenischen Einrichtung erstmals auf die Bühne brachte. Es war dies ohne Zweifel ein sehr bedeutsames und hochinteressantes literarisches Unternehmen, wodurch sich Devrient den wärmsten Dank der engeren Goethe-Gemeinde verdiente. Für das Stück selbst aber und das Problem seiner Gestaltung für die Bühne war mit dem Versuche nichts gewonnen; dem großen Publikum konnte derselbe nur ein literarisches Experiment und ein curiosum sein. Mit Recht durfte die Kritik entgegnen, daß keine genügende Berechtigung vorhanden sei, Goethes Jugendwerk in derjenigen Form auf der Bühne einzubürgern, die der Dichter selbst durch die unmittelbar darauf erfolgte Umarbeitung zu dem Götz von 1773 als unreife und unfertige Skizze gekennzeichnet hat.

Im übrigen übten die von Dingelstedt, Perfall und Devrient gegebenen Anregungen keinen nennenswerthen Einfluß auf die Bühnengeschichte des Stückes im allgemeinen. Auf der großen Masse der deutschen Bühnen blieb der Theater-Götz von 1804, in mehr oder weniger verkürzter Form, unverändert in seinem Rechte.

Am Hoftheater zu Karlsruhe wurde in einer Vorstellung des Götz von Berlichingen vom 29. April 1900, dank dem feinsinnigen Entgegenkommen des derzeitigen obersten Leiters dieser Bühne, Dr. Albert Bürklin, zum ersten Male

seit dem Zeitraume von 70 Jahren der Versuch unternommen, mit der verjährten Bühnentradition zu brechen und unter völliger Preisgabe der Goethischen Theaterbearbeitung voll und ganz zum alten Götz von 1773 zurückzukehren. Die zu Beginn von verschiedenen Seiten sich regenden starken Bedenken und Mißtrauensäußerungen wurden durch das künstlerische Gelingen des Unternehmens siegreich widerlegt.

Es ist begreiflich, daß zunächst namentlich von Seiten der betheiligten darstellenden Künstler mannigfache Zweifel wach wurden gegen die ungewohnte Form, worin der alte Götz hier entgegen der süßen Macht der Gewohnheit zu neuem Leben erstehen sollte. Handelte es sich doch für einen großen Theil der Darsteller um die wenig verlockende Aufgabe, in den nunmehr dem Untergang geweihten Scenen und Rollen der Theaterbearbeitung vieles Liebgewordene, theatralisch Erprobte, äußerlich Effektvolle und Dankbare zu opfern, zu Gunsten von manchem Andern, das im einzelnen betrachtet vielleicht nicht die gleiche theatralische Wirkung zu versprechen schien. Zu Ehren der betheiligten darstellenden Künstler muß ich hervorheben, daß diese Bedenken im Lauf der Proben immer mehr und mehr sich verflüchtigten, daß das anfangs vielfach herrschende Unbehagen über die persönlichen Opfer, welche die Aufführung an jeden Einzelnen der Mitwirkenden zu stellen hatte, immer mehr verdrängt wurde durch einmüthige Antheilnahme an dem Ganzen und das belebende Gefühl, an dem Gelingen einer vornehmen und bedeutenden künstlerischen Aufgabe an verantwortungsvoller Stelle betheiligt zu sein.

Hinsichtlich dessen, was mit der gewohnten Theaterbearbeitung in den Tiefen der Versenkung verschwand, konnte kaum an einer Stelle ein ernstliches Bedauern obwalten. Höchstens hinsichtlich eines Punktes schien ein Zweifel möglich zu sein: hinsichtlich der neugedichteten Adelheid-Scene aus dem fünften Acte der Bühnenbearbeitung. Sie gehört zu den wenigen Neudichtungen des Theater-Götz, denen eine gewisse künstlerische Berechtigung und ein gewisser Reiz nicht abzusprechen ist. Abgesehen von der außerordentlichen theatralischen Wirksamkeit dieses Auftritts, bietet derselbe durch das Bestreben, in der visionären Erscheinung des Vehmboten Adelheids Gewissensangst und seelische Verstörung zur Darstellung gelangen zu lassen, einen an sich sehr glücklichen Zug, der es wohl verdiente, für die Aufführung des Götz verwerthet zu werden. Anderseits ist hervorzuheben, daß gerade diese auf der Bühne viel bewunderte Scene an einer Ver-

schwommenheit und Unklarheit leidet, die mit dem klaren und sicheren Realismus der alten Götz-Dichtung in sehr störender Weise kontrastirt. Daß unter der vermummten Gestalt, die in Adelheids Schlafzimmer tritt, nur eine visionäre Erscheinung, nicht aber ein leibhaftiger Abgesandter der Vehme zu verstehen ist, ergiebt sich in der That erst aus der in der unverkürzten Fassung des Theater-Götz folgenden Sitzung des Vehmgerichts. Ueberdies fällt Adelheids Monolog und noch mehr das vorangehende langathmige Gespräch zwischen ihr und Franz in Ton und Behandlung so auffallend aus dem knappen Natürlichkeitsstile der alten Dichtung heraus, daß es sich schon aus diesem Grunde verbot, der theatralischen Wirksamkeit dieser Scene zuliebe das Princip einer einheitlichen Wiedergabe des Götz von 1773 zu durchbrechen. Auch die kleine, aber ungemein charakteristische und stimmungsvolle Adelheid-Scene, welche in der alten Dichtung an dieser Stelle steht, vermag bei sorgfältiger schauspielerischer Ausarbeitung auf der Bühne zu wirken. Adelheids Verstörung durch die Macht des Gewissens kommt auch hier, wenngleich nur in leiser Andeutung durch die Worte »Was schleicht hinter mir?« zum charakteristischen Ausdruck und kann durch die Kunst der Darstellerin, in dem jene Worte einleitenden stummen Spiele, zu starker und eindringlicher Wirkung gebracht werden.

Konnte die etwa vorhandene Neigung, diese oder jene Scene der Bühnenbearbeitung auch für die neue Aufführung des Stückes beizubehalten, ohne ernstliche Skrupel überwunden werden, so war dagegen die Versuchung viel verlockender, in einzelnen Theilen auf die Fassung des ersten Entwurfes von 1771 zurückzugreifen. Der eigenartige und unwiderstehliche dichterische Reiz, der beispielsweise den Scenen im Zigeunerlager, dem Auftritt zwischen Metzler und der Gräfin Helfenstein, einem großen Theile der Adelheid-Scenen aus dem fünften Akte des Entwurfes eigen ist, mußte den Gedanken nahelegen, eine oder die andere dieser auch theatralisch äußerst wirksamen Scenen für die Aufführung des Stückes zu retten. So reizvoll und verlockend dies auf den ersten Blick erscheinen mochte, so energisch mußte es bei reiflicher Erwägung abgewiesen werden, einer solchen Neigung Folge zu geben. So blendend auch noch heute der dichterische Zauber wirkt, der über den genialen Sturm und Drang des Skizzo von 1771 ausgegossen ist, so unzweifelhaft steht es fest, daß die Veränderungen, die Goethe für die Umarbeitung von 1773 vorgenommen hat, für die künstlerische Harmonie des Gesammtwerkes ausnahmslos einen Gewinn bedeuten. Auch die genannten Scenen, bei

deren Preisgabe »die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte«, fallen zweifelsohne aus dem Stil und Rahmen des Götz von 1773 in störender Weise heraus. Die Kraft der künstlerischen Selbstzucht und Selbstüberwindung, womit der jugendliche Dichter das von Genialität überschäumende Produkt des Sturmes und Dranges, unter Aufopferung wunderbarer Schönheiten, aber zu Gunsten des einheitlichen historischen Kolorits, der Stileinheit und der Harmonie des Ganzen, in das ausgereifte Kunstwerk von 1773 umwandelte, kann niemals genug gewürdigt und bewundert werden. Hat aber der jugendliche Dichter selbst in solcher Weise die seltene Reife seiner Künstlerschaft bekundet, so geziemt es sich für uns, sofern wir den Götz in seiner reifsten Gestalt der Bühne wiederzuschenken bemüht sind, hinter dem heroischen Entsagungsmuth des Dichters nicht zurückzubleiben. Eine wirklich einheitliche künstlerische Wirkung läßt sich auf der Bühne nicht durch die Verschmelzung verschiedener und auseinander liegenden Zeiträumen angehöriger Bearbeitungen, sondern nur durch die einheitliche Wiedergabe einer einzigen Fassung erreichen.[1]

So wurde denn der Aufführung des Stückes in Karlsruhe ausschließlich der klassische Text von 1773 zu Grunde gelegt. Nur in einigen wenigen Einzelheiten wurde die ältere Fassung von 1771 ergänzend herangezogen, wo die letztere dichterische oder theatralische Vorzüge und praktische Vortheile zu bieten schien, ohne daß durch eine solche Anleihe eine Beeinträchtigung der Stileinheit für den Götz von 1773 zu befürchten war. Aus der Theaterausgabe von 1804 wurden nur einige wenige, zur Ver-

---

[1] Durch diese Ausführungen befinde ich mich in einem gewissen Widerspruch zu den in meiner Broschüre »Goethes Götz und die neu eingerichtete Münchener Bühne« (München 1890) und an anderer Stelle früherhin ausgesprochenen Ansichten, wo ich einer Verschmelzung der Ausgaben von 1773 und 1804 für die Bühne das Wort redete. Im Gegensatz hierzu bin ich im Laufe der Jahre immer mehr zur Ueberzeugung gelangt, daß das erstrebenswerthe Ziel in einer einheitlichen Wiedergabe des Götz von 1773 zu suchen ist. Mit Recht hat Muncker in seiner Besprechung der Perfallschen Götz-Aufführung von 1890 hervorgehoben, daß bei einer derartigen Verschmelzung verschiedener Texte der Mangel eines einheitlichen künstlerischen Stiles sich fortwährend bemerkbar mache. »Man wende nicht ein, dies bemerke nur der genauere Kenner des Goethischen Werkes, für das große Publikum aber sei das gleichgiltig! Desto schlimmer: denn das ist eben eine der vornehmsten Aufgaben der Bühne, das Stilgefühl des Publikums mit bilden zu helfen.« Gerade in der mit Recht hier hervorgehobenen *erzieherischen Aufgabe*, die der Bühne in dieser Beziehung zufällt, möchte ich das wichtigste Argument erblicken, das gegen die üblichen Verschmelzungen und gegen die Theaterausgabe von 1804, die ja selbst im Grund eine solche Verschmelzung ist, in das Treffen geführt werden kann.

bindung auseinanderliegender Scenen nothwendige Sätze herübergenommen.

Hinsichtlich der Gestaltung des Textes im Einzelnen war nicht die in vielen Punkten bereits abgeschwächte Vulgata von 1787, sondern die erste Druckausgabe von 1773 maßgebend. Auch die köstlichen Derbheiten und urwüchsigen Kraftausdrücke des Originals wurden entgegen dem bestehenden Brauche für die Aufführung gerettet. Die verkehrte Prüderie des Publikums, das sich schamvoll über dergleichen zu entrüsten pflegt, während es gleichzeitig die verhüllten und unverhüllten Pikanterien des französischen Sittenstücks und seiner deutschen Nachahmungen mit Behagen in sich schlürft, kann nicht energisch genug bekämpft werden. Auch die berühmte Antwort Götzens auf die Aufforderung des Trompeters sollte endlich ungeschmälert auf der Bühne zu ihrem Rechte kommen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Wirkung bei einem Theil des Publikums eine ähnliche sei, wie sie Tieck im jungen Tischlermeister unsagbar ergötzlich geschildert hat.

Hinsichtlich der scenischen Wiedergabe mußte die Aufführung des Götz von 1773, gleich allen früheren Aufführungen des Stückes nach dieser Fassung, bestrebt sein, durch eine dementsprechende Einrichtung, durch einige Vereinfachungen und Zusammenlegungen, das zerrissene scenische Gefüge des Originals bis zu einem gewissen Maße den Bedingungen unseres Theaters anzupassen. Eine unveränderte Wiedergabe des Originals mit seinem 51maligen Wechsel des Schauplatzes wäre nur auf einem eigens hierfür eingerichteten Theater möglich, das auf die Errungenschaften der modernen Decorationsbühne ganz und gar verzichtet. Selbst auf einer Bühne, die etwas ähnliches erstrebt, wie die sog. Münchener Shakespeare-Bühne, würde die unveränderte Vorführung der durch fortwährenden Ortswechsel zersplitterten, oftmals nur wenige Zeilen umfassenden kleinen Schlachtenscenen des dritten Aktes nur dazu dienen, die theatralische Unmöglichkeit eines solchen scenischen Gefüges vor Augen zu führen. Die aus diesem Grunde unvermeidliche scenische Einrichtung ging selbstverständlich von dem Bestreben aus, an die Dichtung selbst nirgends Hand zu legen und bei allen nothwendigen Aenderungen und Kürzungen mit größtmöglicher Schonung des Originals zu verfahren.[1] Die meisten Schwierigkeiten bieten die vielen kleinen Scenen der Reichsexpedition und der Schlacht, wo eine Beschränkung auf das Wesentliche

[1] Das vollständige Buch dieser Einrichtung, mit Regie- und Bühnenanweisungen versehen, wird im Herbste 1901 im Verlage der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg erscheinen.

sich zur Nothwendigkeit erhob. Indem auch die bei den älteren Aufführungen des Götz von 1773 beinahe ausnahmslos gestrichenen Scenen der Bauernhochzeit, des Tafelgesprächs am Bamberger Hofe u. a. erhalten blieben, gelangte diese Fassung des Stückes in einer bis dahin noch nicht dagewesenen Vollständigkeit zur Darstellung.

Hinsichtlich der Akteintheilung empfahl es sich, die Scenen des Bauernkrieges und die Zigeuner-Scenen aus dem Anfang des fünften, wo sie im Originale stehen, an den Schluss des vierten Aktes zu legen. Sie reihen sich zeitlich den Vorgängen des vierten Aktes unmittelbar an; vor allem aber schließen die wundervollen Auftritte, die Götzens Flucht zu den Zigeunern behandeln, den vierten Akt auf der Bühne weit bedeutender und wirkungsvoller, als die stimmungsvolle, aber kurz abgerissene und handlungsarme Jaxthausen-Scene, die im Buch den Schluß des vierten Aufzugs bildet. Der unverhältnißmäßig umfangreiche fünfte Akt wurde dadurch entlastet und sein Inhalt im wesentlichen auf die letzten Schicksale Adelheidens und Weislingens, sowie Götzens Ausgang beschränkt. Der 51malige Wechsel des Schauplatzes, den das Original erfordert, konnte auf 20 Verwandlungen reducirt werden, die sich gleichmäßig derart vertheilen, daß jeder einzelne Akt 4 Verwandlungen bezw. 5 Schauplätze nothwendig macht.

Auch das ist noch immer eine an sich sehr bedeutende Zahl von Ortsveränderungen; die Gefahren, die der Aufführung daraus erwuchsen, waren nur dadurch zu umgehen, daß sämmtliche 20 Verwandlungen ausnahmslos bei offener Scene, unter momentaner Verdunklung der Bühne, vollzogen wurden. Zu diesem Zwecke mußte die scenische Einrichtung des Stückes durchweg auf die Ermöglichung rascher offener Verwandlungen bedacht sein, was eine thunlichste Vereinfachung des scenischen und decorativen Apparates und damit zum Theil auch der Bühnenbilder bedingte. Dafür ergab sich der große Vortheil, daß durch die raschen offenen Verwandlungen die Akteintheilung zu ihrem uneingeschränkten Rechte kam und daß das ganze Werk in seltener Einheitlichkeit und Geschlossenheit an den Augen des Zuschauers vorüberzog: ein Gewinn, der um so schwerer in die Waage fällt, wenn man sich der Zerstückelung erinnert, in der Götz von Berlichingen sonst, durch ein fortwährendes Fallen des Zwischenvorhangs und den meist damit verbundenen illusionvernichtenden Hervorruf in unzählige Abschnitte zerhackt, sich über die Bühne zu schleppen pflegt.

Ein weiterer Uebelstand, der die meisten Götz-Aufführungen begleitet, ist der, daß die große Zahl der in dem Stücke auftretenden Figuren, der selbst das Personal

der ersten Bühnen nur in den seltensten Fällen gewachsen ist, nicht nur die Besetzung der vielen kleinen Rollen, sondern vielfach auch die bedeutenden episodischen Figuren durch völlig unzulängliche Kräfte oder durch Vertreter der Oper und des Chores nothwendig macht. Dieser Mißstand drohte sich in erhöhtem Maße geltend zu machen bei einer Aufführung des Götz von 1773, wo die Zahl der Personen, die der Bühnenbearbeitung von 1804 noch wesentlich übertrifft. Es handelte sich um die Besetzung von 52 sprechenden Rollen, und zwar von Rollen, unter denen auch die kleinen und kleinsten von Wichtigkeit für das Ganze sind und ein gewisses Maß von schauspielerischer Charakterisirungskraft verlangen. Die Aufgabe war nur zu lösen durch Rückkehr zu dem bei den Götz-Aufführungen im 18. Jahrhundert und auch in Weimar unter Goethes Leitung allgemein geübten Brauche, alle Darsteller, die keine durchlaufenden Rollen spielen, mit zwei oder drei Aufgaben zu betrauen. Von einer Störung der Illusion durch dieses Verfahren, wie überängstliche Gemüther befürchteten, konnte hierbei keine Rede sein. Dagegen ergab sich der bedeutende Gewinn, daß eine Menge von Figuren, die unter der Hand unfähiger Darsteller sonst völlig zu verschwinden oder gar lächerlich zu werden drohen, zu ihrem Rechte kamen und die Zahl der illusionsgefährlichen Lückenbüßer auf ein verschwindend kleines Maß beschränkt werden konnte.

Die Rolle des Georg wurde, ebenfalls in Anlehnung an den älteren Brauch und entgegen der nunmehr leider allgemein bei uns eingebürgerten Tradition, die den urwüchsigen Buben durch weibliche Besetzung fast ausnahmslos zu einer zimperlich wirkenden Hosenrolle herabdrückt, durch einen jugendlichen Schauspieler gegeben. In der Bearbeitung von 1804, wo Georg durch einige wenig glückliche Zuthaten einen beinahe mädchenhaften Zug bewußter Frömmigkeit erhalten hat, ist die übliche weibliche Besetzung bis zu einem gewissen Grade wenigstens zu entschuldigen; die Berechtigung zu diesem Brauche fehlt jedoch völlig bei Aufführung des Götz von 1773, wo Georg durchweg als frische, derbe, kräftige Jünglingsgestalt erscheint und die Darstellung durch eine Dame als direkt stilwidrig aus dem Rahmen des Ganzen herausfallen müsste.

Einer der wundesten Punkte unserer gangbaren Götz-Aufführungen ist die Ausstattung des Stückes mit allen möglichen burlesken Zügen und Possenreißereien, die sich parasitenartig allmählich in der Aufführung des herrlichen Werkes festgenistet haben. Zum guten Theil allerdings sind diese traditionell gewordenen Späße veranlaßt durch des Dichters eigene Bühnenbearbeitung, die durch die Ein-

fügung possenhafter Elemente dem Geschmack und der Neigung der Menge mit großer Bereitwilligkeit entgegenkam, ohne daß die frostige und dürftige Komik dieser Zuthaten auch nur einigermaßen zu entschädigen vermöchte für die Einbuße, welche die Dichtung hierdurch in der schlichten Einfachheit und Vornehmheit des Tones erlitten hat. Durch die Preisgabe der Bühnenbearbeitung ist einem Theil dieser Spässe, so den mit dem Auftreten des dicken Hauptmanns und seiner Kompagnie verbundenen Harlekinaden, dem lächerlichen Kampfe des verwundeten Selbitz gegen einige zwanzig Reichsknechte, den von den Galerieen bejubelten Heldenthaten Lerses u. a. von selbst das Ende bereitet. Dagegen bietet die Heilbronner Rathhaus-Scene auch in der Fassung von 1773 einen fruchtbaren Boden für die beliebten Scherze, in denen sich Regie und Darsteller unserer Götz-Aufführungen mit so großem Behagen zu gefallen pflegen. Die burlesken Uebertreibungen und Albernheiten, womit namentlich die Darsteller der Rathsherren diese Scene auszustatten und die Gestalten der letzteren häufig auf das Niveau von vollkommenen Hanswursten herabzudrücken belieben, sind derart plump und allem guten Geschmacke hohnsprechend, daß es in der That kaum zu glauben ist, daß dergleichen auch auf sogenannten ersten Bühnen von der Regie gestattet, von der Kritik stillschweigend geduldet und gebilligt wird. Auch hier war ein völliges Säubern und Aufräumen mit dem überlieferten Brauche geboten.[1]

Damit sei keineswegs einer matten und farblosen Darstellung dieser Scenen das Wort geredet. Die Auftritte in Heilbronn sind in kräftigen Linien entworfen und verlangen auch in der Aufführung kräftige und charakteristische Farben. Alles ausgesprochen-Possenhafte und bewußt-Komische aber ist auf das strengste zu vermeiden. Die

[1] Ein von den Götz-Darstellern ganz allgemein eingeführtes und allerorten übliches Mätzchen besteht u. a. darin, daß der den Gefangenen zum Rathhaus begleitende Rathsdiener vor jenem aus der Thüre gehen will, daß Götz hierauf mit den Worten »Viel Ehre!« den Diener am Kragen packt und ihn zur unendlichen Freude des Publikums mit wuchtigem Rucke über die ganze Bühne weg in die Stube zurückschleudert. Die Geschmacklosigkeit dieses sinnlosen und plumpen Theatereffektes liegt auf der Hand. Abgesehen von der widersinnigen Voraussetzung des Mätzchens, daß nämlich der zur Begleitung des Gefangenen befohlene Diener *vor* demselben aus der Thüre gehen sollte, verleiht die Annahme, daß Götz sich durch den Vortritt dieses »Esels der Gerechtigkeit« in seiner Würde verletzt fühlen könnte, seinem Charakter einen unendlich kleinlichen und junkerhaften Zug, der völlig unvereinbar ist mit dem Bilde des volksthümlichen ritterlichen Helden. Dies beliebte Mätzchen ist noch ein Kinderspiel im Vergleich zu den geschmackvollen »Nuancen«, die in der folgenden Rathhaus-Sitzung üblich sind.

Untersuchung gegen Götz muß in feierlichem Ernste und in aufgeblasener Wichtigthuerei von Seiten des kaiserlichen Rathes geführt werden. Als die Räthe dann durch Götzens energisches Gebahren und die Nachricht vom Nahen Sickingens in Angst und Bestürzung gerathen, dürfen diese Empfindungen nur zum Ausdruck gelangen, wenn sie allein sind oder sich unbeobachtet glauben. Götzen gegenüber suchen sie ihren physischen und moralischen Bankerott hinter einer gespielten Ruhe und einem herablassenden Wohlwollen zu verbergen und je verzweifelter sich ihre Lage gestaltet, desto mehr werfen sie sich in die Brust und beeifern sich, durch breitspurige äußere Würde das gefährdete Ansehen ihres Amtes zu wahren. In einer richtigen Darstellung dieser Scene im Gegensatz zu dem Possenspiel, das unsere Bühnen meist zu bieten pflegen, ist allerdings Eines nothwendig: daß die Rollen des kaiserlichen Rathes und der Rathsherren nicht in den Händen beliebiger Handlanger der Kunst, sondern in denen charakterisirungsfähiger Darsteller liegen, daß vor allem der untersuchungführende Rath durch eine erstwerthige künstlerische Kraft besetzt ist. —

Daß die Aufführung des Götz von Berlichingen in der bisher auf den Theatern üblichen Weise, nach der Bühnenbearbeitung von 1804 und in der meist beliebten possenhaften darstellerischen Wiedergabe vieler Scenen des Stückes, äusserlich und für die große Masse des Publikums in vieler Beziehung dankbarer ist, als eine Aufführung des Götz von 1773 in dem eben angedeuteten Sinne, kann wohl nicht geleugnet werden. Ebenso unverrückbar aber steht für mich die Thatsache fest: daß eine wirklich künstlerische Vorführung des Götz von Berlichingen sich literarisch und darstellerisch in der Hauptsache in der Richtung zu bewegen haben wird, wie sie vorstehend gekennzeichnet ist. Nur wenn man sich dazu entschließen wird, mit der verjährten Bühnentradition erbarmungslos zu brechen, wird es möglich sein, daß an Stelle des verblaßten und verwischten Bildes, worin Goethes Jugendwerk sich auf unserem Theater zu zeigen pflegt, der echte, unverfälschte alte Götz, in seiner ganzen strotzenden Jugendfrische, auf der Schaubühne wieder in seine Rechte trete.





5.

Aus Vorlesungen über Goethe.

Von

Rudolf Hildebrand.[1]

Einleitung zu Goethes Liedern.

Goethes Lieder, — sie sind im Grunde eigentlich Goethe selbst, in der Blüthe seines Wesens, das wir in ihnen vielleicht am reinsten erkennen. In der großen Bewegung des 18. Jahrhunderts, die es auf eine tief greifende Erneuerung des Menschenthums, zunächst erkennend, dann auch handelnd, schaffend, umschaffend, abgesehen hat, bezeichnet Goethe den *einen* Gipfel. Ja vielleicht *den* Gipfel. Denn wie unsere Welt mit Schiller aussehen würde, wenn dieser an Goethe hätte auswachsen können, läßt sich kaum ahnen.

Aber Goethe stellt, wie es nun einmal geworden ist, die erreichte höchste Höhe dar und zwar eine Höhe, die zugleich das Ganze umfaßt.[2] Denn strebt auch die Philosophie

---

[1] Auf Wunsch des Herausgebers des Jahrbuches theile ich hier als Probe aus Hildebrands Vorlesungen über Goethe die köstliche Einleitung zu Goethes Liedern mit. Das Heft, dem sie entnommen ist und das, von mir bearbeitet, bald im Druck erscheinen soll, behandelt in Hildebrands geistvoller und tiefgehender Weise die wichtigsten Lieder und Gedichte Goethes. — Die Verweise unter dem Text beziehen sich auf die Hempelsche Ausgabe. Einige Hinweisungen auf andere Ausführungen Hildebrands habe ich hinzugefügt. Julius Goebel.

[2] Abgesehen freilich vom politischen, wo eben Schiller fehlt, ich meine politisch im weitesten Sinne, wie ihm in der *Dichtung* das Drama als Form gegeben ist. Vergl. »Die Weltgeschichte, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne.« 27, 296.

nach der Höhe, dann hält sie doch nicht, wie der Dichter, die Welt fest. Und wie aus der Verbindung von Dichtung und Philosophie erst das höchste Wahre in der Poesie hervorgeht, so ist auch der höchste Dichterbegriff, wie er eben in Goethe erscheint, in der Mitte zwischen Dichtung und Philosophie zu suchen. Jenes Umfassen des Ganzen, das Festhalten an der Welt, das das dichterische Verfahren vom philosophischen unterscheidet, hat aber Goethe im Sinne, wenn er in seiner Besprechung von Stiedenroths Psychologie[1] sagt: »So wird ein Mann, zu den sogenannten exacten Wissenschaften geboren und gebildet, auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen, *daß es auch eine exacte sinnliche Phantasie geben könne,* ohne welche doch eigentlich keine *Kunst* möglich ist.«

Goethe ist im Ganzen auf *den Menschen* aus, Schiller dagegen auf *die Menschheit.* Was der Mensch »zwischen beiden Welten« wie er eingeklemmt steht, *ist,* sein *kann* und sein *soll,* das ist nach den Irrwegen der neueren Zeit vielleicht noch von keinem so weit erkannt, entdeckt und vorgelegt worden wie von Goethe. Freilich zum Theil, und im Wichtigsten in Räthselform, in Geheimnißform gehüllt, im geraden Gegensatz zu Schiller, der dabei nach wissenschaftlichen, scharfen Formeln strebte.[2]

> Sag es niemand, nur den Weisen,
> Weil die Menge gleich verhöhnet,

beginnt er das tiefsinnige Gedicht »Selige Sehnsucht« (4, 36) und in den »Sprüchen in Prosa« giebt er der Scheu vor den Geheimnissen seines innersten Lebens Ausdruck: »Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren, es giebt Steine des Anstosses, über die ein jeder Wanderer stolpern muß; der Poet aber deutet auf die Stelle hin.« (Nr. 428.)

Wenn als Arbeitsgebiet des Dichters überhaupt das eigentlich Menschliche zu gelten hat, dann ist wohl Goethe vor Allen als der Kundigste im Menschenwesen, als der Menschengelehrte, der rechte Lehrer der Menschenkunde, der Menschenwissenschaft und Menschenwahrheit anzusehen. Und aus welcher Tiefe hatte sich das 18. Jahrhundert herausarbeiten müssen, um zu dieser Auffassung des Dichterberufs zu gelangen! Noch Sal. Gessner sagt in der Vorrede zum

---

[1] 34, 129.
[2] Wie Goethe doch zuletzt auch, wenn er an Sulp. Boisserée schreibt: »Als ethisch ästhetischer Mathematiker muß ich in meinen hohen Jahren immer *auf die letzten Formeln hindringen,* durch welche ganz allein mir die Welt noch faßlich und erträglich wird.« (3. Nov. 1826.)

»Tod Abels« (Schriften 1770, 1. Theil S. 8) vom Anfang des Jahrhunderts: »Damals war ein Poet nichts als ein schnäkischer Kerl, ein Possenreißer für die edle deutsche Nation.« Er denkt dabei an die sogenannten »Hofpoeten« und der Zusammenhang mit dem Hofnarren ist klar. Dazu kommt, daß die neue Zeit mit dem Zweifel an der Wahrheit der Dichtung anfängt. Allerdings ist dieser Zweifel — Plato verbannt ja die Dichter schon aus seinem Staate — auch in unserer alten Zeit aufgetreten. So verlangt Heinrich der Löwe, daß der Elucidarius in Prosa geschrieben werde,[1] weil Verse und Wahrheit ihm wohl nicht verträglich erschienen:

> Und bot daz sie ez »tichten«
> *An rîmen* wolden,
> Wan sie ensolden
> *Nicht schriben won die wahrheit,*
> Als ez zu latine seit. (Germania 17, 408.)

Auf der falschen Auslegung der dichterischen Freiheit, eingegeben vom Haß, den der trockene Verstand von jeher gegen die Dichtung gehegt hat, beruht denn auch der Vorwurf, daß die Dichter Lügner seien. So wendet sich Opitz in dem Gedichte an Zincgref gegen

> dieses Volk, *das sich Poeten nennet,*
> Bey dir und auch bey uns, an welchem um und um,
> Ja nichts Poetisch ist als daß es lügen kann.
> (Opitz 2, 386, ed. Triller.)

Ganz ähnlich nennt Jean le Clerc bei Gottsched (Pietsch, Gedichte, Leipzig 1725, Vorrede b 5a) die Dichter Lügner. Und wie Goethe selbst noch mit dem Zweifel an der Wahrheit der Dichtung zu kämpfen hatte, das zeigt die folgende Stelle in einem Briefe an Friderike Oeser (D. J. G. 1, 48): »Ich sah, daß Sie meinten, *Poesie und Lügen wären nur Geschwister.*« Ja noch viel später, in den venetianischen Epigrammen (Nr. 48) heißt es:

> denn *Gaukler* und *Dichter,*
> Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

Auch in unseren Tagen wiederholt sich die alte Feindschaft gegen die Poesie, nur noch gefährlicher und frecher, wie der folgende Ausspruch von Schopenhauer beweist: »Ein Dichter ist man nicht ohne einen gewissen Hang zur Verstellung und Falschheit, hingegen ein Philosoph nicht ohne einen gerade entgegengesetzten Hang. Dies ist wohl die Fundamentaldifferenz beider Geistesrichtungen, die die

[1] Vergl. auch: Sachsenspiegel I, 135 fg. (ed. Homeyer) Rolandslied 310, 13; K. Fr. Neumanns Ausg. vom Schiltberger S. 46.

Philosophie höher stellt, wie sie denn auch wirklich höher steht und seltener ist«.[1]

Wie anders dagegen das von Gellert und Anderen zuerst vorbereitete, dann von Klopstock, Herder und Goethe aufgestellte Dichterideal, das im Dichter den Propheten sieht! So sagt Goethe in den »Zahmen Xenien«:[2]

> Seht mich an als Propheten!
> Viel *Denken*, mehr *Empfinden*
> Und wenig Reden.

Sein Begriff vom Dichter in den reifen Jahren erscheint z. B. in der folgenden Stelle aus den Wanderjahren:[3] »Wie man vom Dichter sagt, die Elemente der *sittlichen Welt* (d. h. diese als Kosmos gedacht) seien in seiner Natur innerlichst verborgen und hätten sich nur aus ihm nach und nach *entwickelt*, daß ihm nichts in der Welt zum *Anschauen* komme, was er nicht vorher in der *Ahnung* gehabt.«

Ja, die *sittliche* Welt, d. h. die Menschenwelt ist das ganze Ziel und Arbeitsfeld unseres Dichters, trotz der jetzigen Strömung, die Goethisch zu sein wähnt: »*Wo ich aufhören muß sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr*« (Spr. in Pr. 473). Sein »Sittlich« schließt sich an das »Moralisch« des 18. Jahrhunderts an, nur eben in Goethischer Vertiefung und Ausweitung, beides im Gegensatz und als wissenschaftlich philosophische Ergänzung zum Physischen, wie ja auch sein späteres »sinnlich-sittlich« nur »menschlich« bedeutet. Von »moralisch« will der Zeitgeist von heute freilich nichts wissen, das Ethische sucht er bange. Aus dem Unmoralischen aber, der Stickluft, von der die Welt voll war, mußte sich auch der junge Goethe, wie wir noch sehen werden, herausarbeiten, um eben den höheren Begriff des »Sittlichen« zu gewinnen. Als Probe der Goethischen Ausweitung und Vertiefung des »Moralischen«, zugleich als Beweis wie Goethe alles »subjectiv« ansieht, diene folgende Stelle: »Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen[4] an, wo diese sind, treten auch die *Gedanken* hervor, und nach dem sie sind, sind auch die Gedanken« (Spr. in Pr. 542). Auf Kant und Andere angewendet: »Jedes Individuum hat vermittelst seiner *Neigungen* ein Recht zu *Grundsätzen*, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgends wird wohl der Ursprung aller Philosophie zu suchen sein.«[5] In

---

[1] Schopenhauer-Lexicon 2, 218 (Handschr. Nachl.).
[2] 2, 353.
[3] 18, 137.
[4] Die feste Stellung zur Welt ist uns also eigentlich angegeben, aber durch uns und die Welt des Berichtigens und Erhöhens fähig.
[5] Falk S. 80.

seinem letzten Brief an W. v. Humboldt, fünf Tage vor seinem Tode nennt er das Charakter: »Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles anzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man *Charakter* nennt, im mindesten Eintrag thue« u. s. w.[1]

Und wie scharf dies alles gemeint ist, zeigen die folgenden Aussprüche: »Was ist an der Mathematik exact als die Exactheit? Und diese, ist sie nicht eine Folge des inneren Wahrheitsgefühls?«[2] Ja noch schärfer:

»Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, sie kann den Eigensinn (Selbstsucht) nicht lindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen, *nichts von allem Sittlichen vermag sie.*«[3]

Es ist nöthig, in diesem Zusammenhange auf das Ideale in Goethes Natur und dichterischer Thätigkeit hinzuweisen, auch zur Berichtigung des von Goethe umlaufenden Bildes, das der Sagenbildung schon anheimgefallen ist. Noch lange nach Schillers Tode redet Goethe oft im Schillerschen Geiste. So sagt er bei Eckermann (18. Januar 1827) als von der »Novelle« die Rede ist: »Was soll das Reale an sich? Wir haben Freude daran, wenn es mit Wahrheit dargestellt ist, ja es kann uns auch von gewissen Dingen eine ‚deutlichere Erkenntniß' geben; *aber der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen,* das aus dem Herzen des Dichters hervorging.« Auch die Bemerkung in »Dichtung und Wahrheit« gehört hierher, wo er, von seiner Mitarbeit an den »Frankfurter Gelehrten Anzeigen« redend, über sich selbst sagt: »Ich konnte von den Dingen, mehr wie sie sein sollen, als sie waren, Rechenschaft geben.« Wie tief aber seine Natur im Idealen wurzelte, davon geben die folgenden Aussprüche Zeugniß ab: »In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.«[4] *»Die Idee ist ewig und einzig;* daß wir auch den Plural brauchen ist nicht wohlgethan. Alles was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur *Manifestationen der Idee,* Begriffe sprechen wir aus und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.«[5]

---

[1] Briefwechsel mit den Gebr. Humboldt S. 301.
[2] Spr. in Pr. 948.
[3] Daselbst 949.
[4] Spr. in Pr. 345.
[5] Spr. in Pr. 334.

Als Liederdichter im Besonderen wird Goethe unbedingt als der Erste anerkannt. Das Urtheil über den Vorrang unter den drei Hauptgattungen der Dichtkunst ist wechselnd; man kann nach Umständen jede als die wichtigste, erste erweisen, wenigstens die Lyrik und das Drama.

Die Zeit unseres großen Dramas, nachdem Schiller so früh starb, steht uns wohl noch bevor, die unserer großen Lyrik ist auf lange hinaus wahrscheinlich in Goethe gegeben. Und das steht mit der Entwickelung des 18. Jahrhunderts und weiter rückwärts in engster Beziehung. Es galt das *Ich* zu befreien von der Uebermasse fremden Stoffes und fremder Formen, die es aus sich heraus oder hinaus zog seit Jahrhunderten, hauptsächlich seit dem erneuten Eindringen der alten und der fremden Kultur, der Gelehrsamkeit u. s. w., die alle das Ich, diese ewige, einzige Quelle alles Lebens überschüttet hatten und zu ersticken drohten. Die Befreiung des *Ichs,* der *Iche,* war nicht nur für die Kunst nöthig, sondern für alle Seiten des Lebens. Sie begann eigentlich auf dem Gebiete der Religion mit Luthers Protest gegen die Gewalt der erstarrten Kirchenlehre mit ihrem: *ich denke für Euch Alle.* Sie zeigte sich im Staatsleben in der Auflehnung des Volkes gegenüber dem despotischen »l'état c'est moi« Ludwigs XIV., das nur *ein* Ich übrig ließ, indem es sagte: *ich will für Alle.* In der Kunst schließlich, in der damals die Führung der Entwickelung lag, in dem Gebiete, wo eben das Ich Herr und Ziel und Quelle ist, d. h. in der Lyrik, galt es zunächst das eigenste Empfinden wieder zu befreien. Hier war es wo Goethe so recht als Befreier wirkte:

> Ihr könnt mir immer ungescheut,
> Wie Blüchern, Denkmal setzen:
> Von Franzen hat Er euch *befreit,*
> Ich von *Philisternetzen.*[1]

Vom Lyriker gilt daher eigentlich, dem Obigen entsprechend: *ich empfinde für Euch Alle.* Aber er übt damit keinen Zwang aus, auch stellt er keine Forderung auf, er *lockt* uns gleichsam nur und ermuthigt uns ihm zu folgen. So bezeichnet sich Goethe denn auch selbst als *Verempfinder,* der durch sanftes Locken die Anderen herausholen will aus dem dunkeln Innern ihres Ichs.

> Sie bewahrten dir im Stillen,
> *Daß Du rein empfinden kannst,*[2]

---

[1] 3, 267. (Vgl. oben S. 134.)
[2] 11, 196.

sagt Goethe = Epimenides, und in der Recension von Lavaters »Aussichten in die Ewigkeit«[1] bemerkt er: »Hätte Lavater für den empfindenden Theil der Menschheit zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese Briefe zu schreiben. *Er hätte empfunden für Alle;* die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte Alle mit fortgerissen.« Den vollkommensten Ausdruck findet der Beruf des Lyrikers schließlich in den Worten:

Denn edlen Seelen *vorzufühlen*
Ist wünschenswerthester Beruf.[2]

Und was ist das Ich, das der Dichter befreien will? Nicht unsere Gedanken sind es, es wohnt nicht in Reflexionen, Theorien, Systemen und dergl., auch ist es nicht ganz unser Wille, sondern der *Dämon* in uns, wie es Goethe später nennt:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.[3]

Es ist das Unerkannteste und Unerkennbarste und doch Gewisseste in uns, und das mußte zum Durchbruch kommen, wie es denn auch in dem *Geniebegriff* geschah.

In der Befreiung des Ich, also in der Hauptsache war aber *Klopstock* Goethes entschiedener Vorläufer: einmal in der Bekämpfung der Nachahmung (der er in der Form doch merkwürdig genug neu und tief verfallen war, oder sich hingab) und dann, indem er sein eigenstes, frei und weit aufgequollenes Ich zum Maßstab der Dinge machte.

Das Suchen des verlorenen Ich ging aber nicht ab ohne Bewußtsein seiner selbst, dies Kennzeichen der neuen Entwickelung, und so sagt Goethe eben von Klopstock: »Nun sollte aber die Zeit kommen, *wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde,* sich seine eigenen Verhältnisse schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde«.[4] Für Goethe selbst war es jedoch ein bestimmender Grundzug, ich möchte sagen ein Grundstein des ganzen Baues seiner eigenartigen Gedankenwelt, daß für den Dichter

[1] 29, 63.
[2] 3, 192.
[3] 2, 242.
[4] D. u. W. 10. Buch (20, 170).

wie für den thätigen Menschen überhaupt das Bewußtsein ein Haupthemmniß des Gedeihens sei. Ich erinnere nur an den Spruch:

All unser redlichstes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie könnte denn die Rose blühn,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte?[1]

Darum lehnt er auch die Forderung des Selbsterkennens als zur Selbstvernichtung führend scharf ab:

Erkenne dich! — Was soll das heißen?
Es heißt: sei nur! und sei auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.[2]

Ja, er hielt die Selbsterkenntniß sogar für unmöglich. »Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln.«[3] Er bezeichnet sich darum auch oft als Nachtwandler, indem er z. B. von seinem Werther sagt: »Da ich dieses Werkchen ziemlich *unbewußt,* einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte . . . . .«[4]

Und doch suchte er auf der andern Seite seinem Ich auf den Grund zu kommen, ja er trieb *Selbstbeobachtung* wie kaum Einer.[5] Wie er »die Natur« in sich *fühlte,* zeigt z. B. folgende Stelle: »Ich sprach nicht von ihr, nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat *sie* gesprochen. Alles ist *ihre* Schuld, alles ist *ihr* Verdienst.«[6]

In diesem Sinne hat auch Goethe, der Schillern ja zu seinem Bilde vom naiven Dichter gesessen hat, doch zugleich Bewußtsein seiner selbst als Dichter und Mensch und trachtet darnach sein Lebenlang. Das klare Erkennen seiner selbst und seines Lebens, des äußeren und inneren, wird sogar immer mehr die Hauptarbeit seines Lebens. Aber dies Bewußtsein bei ihm störte die *Naturarbeit des Ich* nicht, (außer in schlimmen Stunden); *das ist seine Größe,* seine Stärke, ihm angeboren, und damit wird er der vollendetste moderne Mensch, den man bis jetzt kennt, der Mustermensch für unsere Zeit und zugleich der größte lyrische Dichter, was zusammenfällt mit »erhöhter Mensch« in dem Verse:

Da Gott mir höhere Menschheit gönnte u. s. w.[7]

---

[1] 2, 364.
[2] 2, 338.
[3] Spr. in Pr. 35.
[4] 22, 132.
[5] Vergl. Keil, Tagebuch 1, 217.
[6] 34, 74.
[7] 2, 353.

Ja man darf sagen, daß in diesem vollendeten Menschen das moderne »Bewußtsein« im höchsten Sinne und Grade neben der ungestörtesten »Natur« im Sinne der Kindheitszeit der Menschheit vertreten ist, er selbst *ein riesengroßer Widerspruch*, der doch *in* ihm aufgehoben ist. Zugleich aber tritt da sein Schwesterverhältniß zur (»Mutter«) Natur vor uns, was seine Naturstudien bestimmt. —

Diese angeborene Stärke seines natürlichen Ich machte es auch *ihm zuerst* möglich, der drückenden Gelehrsamkeit gegenüber die rechte Stellung zu nehmen und sie abzuweisen, nachdem er sich daraus bereichert. Wir sehen ihn einen völligen Anlauf nehmen zur Polyhistorie oder Panhistorie des 17. Jahrhunderts, besonders in der Straßburger Zeit, bis er schließlich in den unwilligen Schmerzensruf Fausts ausbricht:

> Habe nun, ach! Philosophie,
> Juristerei und Medicin
> Und leider! auch Theologie
> Durchaus studirt mit heißem Bemühn.

Und ebenso verhält er sich der Noth des Menschenwesens gegenüber, die er ganz aufnehmen, ganz verdauen will, um sie dann abzuweisen und den Kern daraus zu gewinnen, zu seiner Stärkung und Erhöhung, damit er das neugewonnene Ich dann fürs Ganze verwende und diesem zu Dienste stelle:

> Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
> Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
> Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
> Will ich in meinem innern Selbst genießen.[1]
> Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
> Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
> Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
> Und, wie sie selbst, am End auch ich zerscheitern.

Da tritt an Stelle des bloßen *Wissens*, nach dem man jagte (wie heute vielfach wieder) die einzige, mögliche Rettung dagegen ein: *das Empfinden*, d. h. Goethe thut den Schritt gegenüber dem 17. Jahrhundert, den unsere Zeit wieder thun muß. Auch hier tritt wieder der höchste Begriff des Lyrikers auf: wie er vorher *Alles wissen* wollte, so will er nun *alles empfinden*, d. h. das Empfinden Aller, des Ganzen, auf sich nehmen. Die Polyhistorie ist damit gleichsam ins Gefühlsleben übertragen.

Auf die angeführten Worte von Faust antwortet Mephistopheles u. A.

---

[1] Vergl. Grimms Wörterbuch unter Genuß, genießen.

Glaub unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen *Gott* gemacht.

Aber mit Gott in die Schranken treten, das war ja eben das geheime Ziel Goethes. In Prosa ausgedrückt erscheint es in der folgenden Stelle aus einem Briefe an Jacobi: »*Was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt,* die Alles packt, verbindet, *umschafft,* knetet und in eigener Form, Manier wiederhinstellt, ein Geheimniß, das ich euch nicht offenbaren will, den Gaffern und Schwätzern.«[1]

Durch Bodmer und Breitinger war der Begriff des *schöpferischen Geistes* in die Literatur eingeführt worden und Herder hatte den Gedanken der »Plastik« als Ziel der Kunst in Goethes Seele geworfen. Das Nachschaffen von Gottes Schöpfung wird nun das Ideal von Goethes Dichterarbeit. Welch ein Fortschritt seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts! Nicht galt es nun mehr Ruhm zu erwerben, unsterblich zu werden, nicht mehr die Alten nachzuahmen oder endlich von den Nachbarn Anerkennung zu erwerben, die uns verachteten, nicht mehr den Dichtern auch bei Hofe und bei den Gelehrten eine achtungsvolle Stellung zu erringen. Es galt vielmehr das Höchste zu thun, das nur in einen Menschenkopf kommen kann und in ein Menschenherz: Gott gleichsam ins Handwerk zu greifen oder ihm zu helfen zu seinem Thun und Wollen. Ihren Abschluß findet diese großartige Auffassung der Dichter- und Menschenarbeit in den Worten:

Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.[2]

Goethe und das Technische der Dichtkunst.

Wie Goethe, der anerkannte Meister der Sprache, sich zum Technischen verhielt, zeigt folgende Stelle aus der »Italienischen Reise«: »Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Kapitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer ist, daß ich nie *das Handwerk einer Sache,* die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist gekommen, daß ich mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe.«[3] Aehnlich schreibt er an Frau von Stein: »Es ist

[1] D. J. G. 3, 32.
[2] 4, 162 (Wiederfinden).
[3] 24, 366; 20. Juli 1787.

Alles vergeblich, ich bringe nichts vor mich im Zeichnen, jetzo sehe ich täglich mehr wie eine anhaltende mechanische Uebung endlich uns das Geistige auszudrücken fähig macht, und wo jene nicht ist, bleibt es eine hohle Begierde dieses im Flug schießen zu wollen«.[1]

Was zunächst die Orthographie betrifft, der Klopstock so viel Aufmerksamkeit widmete, so war Goethe darin gleichgültig oder enthaltsam. Ja er scheint sich sogar selbst mißtraut zu haben nach Riemers Bemerkung, daß »er in diesen grammatischen Lektologien sich niemals ein eigenes entschiedenes Urtheil erlaube«.[2] Seine eigene Orthographie, besonders in der Genieperiode ist äußerst urwüchsig, manchmal sogar als wäre das Schreiben eben erst zu erfinden, wie ja das Dichten überhaupt. Er schrieb eben, was er *hörte*, auch darin ist seine neuschaffende Art zu erkennen.[3] Mit dem eigentlichen »Stil« beschäftigte er sich viel. So klagt er in »Dichtung und Wahrheit«: »Die Ausführung stockte weil ich weder in Prosa noch in Versen *eigentlich einen Styl hatte* und bei einer jeden neuen Arbeit, je nach dem der Gegenstand war, immer wieder von vorn tasten und versuchen mußte.«[4]

Um dies recht zu verstehen, denke man sich z. B., daß ein großer Baumeister geboren würde, der sich erst alle Werkzeuge vom Meißel bis zum Flaschenzug selbst erfinden müßte, anstatt sie als Gabe der Vorzeit fertig vorzufinden.

Die neue Kunst seit Opitz hatte freilich den alten Faden vollends abgerissen, wo und aus dem einst ein eigenartiges deutsches Stilleben sich abgesponnen und ausgewoben hatte. Als Goethe auftrat, war jedoch aus den neuen Fäden mit rühmlichster Mühe, mit Fleiß, Sorgfalt und Geschick doch auch wieder ein recht eigentlicher Stil gewoben worden, wie Gellerts Zeit bezeugt. An diesem Stil hatte Goethe selbst seine erste Schule gemacht (vgl. z. B. die Höllenfahrt Christi), aber auch der ward nun wieder weggeworfen, weil er, einseitig ängstlich ausgebildet, endlich den *Inhalt* hemmte. Darum brach man in der Geniezeit durch, und der ausströmende Inhalt fand keinen Stil, keine überlieferte Form vor; man that und meinte wieder einmal, als müsse man ganz von neuem beginnen, von vorn anfangen wie bei der Orthographie. Es ward aber daraus ein gelehrtes Versuchen in *allen* Stilen aller Zeiten und Völker (Welt-

[1] 9. April 1782.
[2] Riemer, Mittheilungen 2, 631.
[3] Beiträge zum deutschen Unterricht, 98ff.
[4] 22, 181.

literatur), wie die Baukunst jetzt in *allen* Stilen baut und dabei keinen Stil hat. Denn es gehört mit zu der zweiseitigen Befreiung des Ich an sich, daß man wohl alle Stile aller Zeiten kennt und kann, aber keinen eigenen hat.

Dies Durchbrechen und Zerbrechen der Form durch den aufbrausenden Inhalt ist besonders deutlich an Goethes »Vermischten Gedichten« (d. h. namenlosen wie formlosen) in Klopstocks Geiste, den dithyrambischen, wie man sie wohl in der Verlegenheit nennen kann. Diese Genieergüsse scheinen so recht ein Versuch, zu sehen ob und wieweit der Gehalt selber im Augenblick eine neue Form mit sich bringen könne, alles ein Kennzeichen der Geniezeit, wie die neu aufgenommene Prosa im Drama, mit Wegwerfen oder Ueberspringen der »gebundenen Rede«, in der man sich eben gebunden fühlte. Man griff zur *ungebundenen*. Das mittelalterliche »dramatische Spiel« war ohne Verse gar nicht denkbar. Erst im 17. Jahrhundert wie in der Geniezeit tritt die Prosa im Drama auf. Bemerkenswerth ist nun, wie genau zu der Zeit, da die Wogen des brausenden Genies sich zu glätten begannen, der Vers sich im Drama wieder einstiehlt. So in der rhythmischen Prosa der Iphigenie, des Egmont, bis der Vers selbst vollends wieder durchbrach.

Aber die reine, strengste Form des Liedes, also der höchsten Blüthe der lyrischen, ja der Dichtkunst überhaupt, ist *Gesang, singender Vortrag*. Ursprünglich waren »wort und wîse« verwachsen, genauer zusammen als *eins* im Geiste gleich zuerst gewachsen. So war es in der Blüthe der mittelhochdeutschen Dichtung, so kommt es noch bei Kindern und vor Allem im Volkslied vor. Das fühlte Goethe wohl, obgleich es ihm trotz Herder nicht zur eigentlich strengen Erkenntniß gekommen scheint, wie z. B. seine Behandlung des Gesanges in der »Pädagogischen Provinz« in den Wanderjahren zeigt: »Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung .... selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt«[1] u. s. w. Ganz wie in einer wiedergekehrten Urzeit, an die auch Goethe so viel dachte, zugleich der abgeklärte Niederschlag des genialen Strebens und Drängens.

Auch die enge Verschwisterung von Lyrik und Musik tritt auf,[2] ja *»die Sänger, die man hier findet, sind meist Poeten«.*[3] Dabei ist merkwürdig, wie er die Urbegriffe beider Künste mit den geschichtlichen Formen, wie er sie vorfand, in Einklang zu setzen suchte: »Hier zeigt sich aber bald

---

[1] 18, 161.
[2] 18, 351.
[3] 18, 352.

die Herrschaft der Musik über die Poesie, denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rund wie möglich im Sinn hat, so sind für den Musiker wenig Sylben entschieden lang oder kurz, nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt sogar Poesie in Gesang.«[1] Freilich ist er hiermit doch noch nicht zur reinen Erkenntniß durchgedrungen, sondern bleibt noch befangen in der antiken Metrik mit dem ganzen alten Schulzopf.

Aber die Musik »stak ihm in den Gliedern« und das volksthümliche Bild drückt hier genau die Wahrheit aus:

> Und nach dem Tacte reget,
> Und nach dem Maß beweget
> Sich alles an mir fort,

singt er in dem Gedichte »Musensohn.« Damit vergleiche man dann sein gehendes Dictiren, ja Denken: »Was ich Guts finde in der Ueberlegung, Gedanken, ja sogar Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt, Drum das Dictiren weiter zu treiben.«[2] Mit andern Worten: Die Glieder sind in Bewegung, der ganze Leib nimmt am Denken, an der Denkbewegung des Gehirns Theil — das einzig richtige Denken, das dann auch mehr *dichterisch*, d. h. *lebendig wahr* wird, als das bohrende beim Sitzen.[3]

Welche tiefe Wirkung die Musik auf Goethe hatte, zeigt z. B. die Thatsache, daß er während der Arbeit am Tasso ein Quartett im Nebenzimmer spielen ließ. So hört er den »Gesang der Geister über den Wassern«, seine »Gedanken spielen ihm schön Konzert«[4] und er dichtet in Melodien hinein, wie z. B. das Gedicht: »Dies wird die letzte Thräne nicht sein,«[5] das auch in Stoff und Stimmung durch das Kirchenlied angeregt ist. Gewiß gilt auch von Goethe selbst, was Wilhelm Meister von sich sagt: »Mir ist zwar von der Natur eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius oft etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Tact bewege und zugleich *leise Töne zu vernehmen glaube*, wodurch dann *irgend ein Lied begleitet wird*, das ich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtige«.[6]

---

[1] 18, 352.
[2] Keil, Tagebuch 215.
[3] Vergl. die feinsinnige Ausführung dieses Gedankens in Hildebrands Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen S. 150.
[4] Briefe an Frau v. Stein 13, 167.
[5] 3, 12.
[6] 18, 285.

Solche Töne, solches Klingen als Ansatz zum Gesang, zur Melodie tönt denn auch oft genug beim stillen Lesen aus Goethes Liedern, sie sind im hohen Grade singbar, halb innerlich schon gesungen von Haus aus.

In den nicht liedmäßigen Gedichten leidet er lange, auch abgesehen von denen in freiem Erguß, an einer ziemlich schlaffen Behandlung der Form. In dem Gedichte »Ilmenau« z. B. fällt er zuweilen noch in den Alexandriner-Vers und -Stil, d. h. unter 191 Versen sind 28 Alexandriner, daneben hat das Gedicht noch 30 Vierfüßler, zum Theil gepaart wie jene. Man sieht da so recht sein Schwanken des Formgefühls, das noch nicht zum Bewußtsein geklärt war, den mangelnden, überlieferten »Stil«, von dem oben die Rede war. Hierher gehört auch seine eigene Schilderung des Dilettanten: »Entweder verwechselt er das *(unerläßliche)* Mechanische und *glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geist und Gefühl zeigt,* oder er sucht die Poesie blos im Mechanischen.«[1] Und vorher in demselben Aufsatz: »Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst, und der Dilettantismus führt Nachsicht und Gunst ein.«[2] Die Grundsätze des Genies, soweit sie ihre leichtfertige Behandlung der Form betreffen, finden sich ausgesprochen in dem Aufsatz: »Dramatische Form.«[3]

Der Begriff und das Gefühl der Nothwendigkeit der *strengen Form* kamen ihm in den achtziger Jahren mit dem Verrauschen der Geniewogen, sie wuchsen zur begrifflichen Erkenntniß in Italien, wo er sich wohl selber als Pfuscher erscheinen mußte. Hier war es auch, wo er ernstlich nach einer deutschen Rhythmik und Metrik zu fragen und zu forschen begann. Der Vorwurf, den er in den »Venetianischen Epigrammen« dem Deutschen macht:

> Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche, zu jeder
> Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
> Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
> Darum pfuscht er auch so; Freunde wir habens erlebt,

ist eigentlich sich selbst gemacht. Er meint im Grunde seinen Mangel am Technischen und besonders sein vergebliches Ringen mit dem Hexameter. Schreibt er doch später gerade über die Epigramme an Schiller (7. Aug. 1799): »Die Epigramme sind, was das Sylbenmaß betrifft, am liederlichsten gearbeitet.« Welche Noth ihm die Quantität

[1] 28, 180.
[2] 28, 177.
[3] 28, 631.

bereitete, wie sie die Schule fordert, davon giebt er uns selbst im Eingang zum 18. Buch von »Dichtung und Wahrheit« Bericht, wo er schließlich in die Klage ausbricht: »Unsicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall, und es war Keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entstand das *Unglück,* daß die eigentlich geniale Epoche unserer Poesie Weniges hervorbrachte, das man in seiner Art *korrekt* nennen würde.«[1]

Und doch hoffte er eine Zeit lang, diesem Mangel im Hexameter am besten abhelfen, dem Geheimniß, weil es da Regeln gab, auf den Grund kommen zu können. Ein trauriger Mißgriff, der unserer Entwickelung und Einsicht tief und schwer geschadet hat und von dem Goethe schließlich selbst zurückkam. So schreibt er an Zelter, vom deutschen Hexameter redend: »Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik«,[2] d. h. vor gelehrt-antiker, wie sie Voß, A.W. Schlegel, F. A. Wolf vertreten und so erläßt er am Ende aller gelehrten Metrik den zornig trotzigen Absagebrief:[3]

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus,
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen.
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.

Den ganzen strengen Kunstbegriff von der Form gewann Goethe erst in den neunziger Jahren unter Schillers Mitarbeit und der Beihülfe von Voß. So schreibt er über die metrischen Verbesserungen, die er an den »Römischen Elegien« und andern Gedichten vorgenommen hat, an Schiller (7. Aug. 99): »Wenn man solche Verbesserungen auch nur theilweise zu Stande bringt, so zeigt man doch immer seine Perfectibilität, sowie auch Respect für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Vossen und seiner Schule nicht absprechen kann.« Worauf Schiller antwortet: »Zu den prosodischen Verbesserungen in den Gedichten gratulire ich. Zu dem letzten Artikel in unserm Schema[4] zur Vollendung gehört unstreitig auch diese Tugend, und der Künstler muß hierin etwas vom Punctirer (wohl Voß oder Schlegel gemeint) lernen.« (9. Aug. 99.)

Wie Goethe den vollen Kunstbegriff schließlich am Sonett gewann und ihn dann auf alle Bildung überhaupt

[1] 23, 50.
[2] An Zelter 2, 455.
[3] 3, 280. Vergl. auch: Beiträge zum deutschen Unterricht von R. Hildebrand, S. 44 ff., 403 ff.
[4] Dies »Schema« bei Schiller, hist. crit. Ausg. 10, 524.

erstreckte, davon giebt das Sonett »Natur und Kunst« Zeugniß,[1] wo die Kunstfrage aus der Sonettenfrage gewissermaßen erweitert und an ihr beantwortet wird:

Wer Großes will, muß sich zusammen raffen:
In der *Beschränkung* zeigt sich erst der *Meister*
Und das *Gesetz* nur kann uns *Freiheit* geben.

Diese zum Theil Schillerschen Gedanken werden noch deutlicher bei Schiller selbst in dem Gedichte »Breite und Tiefe«:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im *kleinsten Punkte* die größte Kraft.

Als vollständige endliche Absage an die Formlosigkeit der Genialität, noch schärfer und tiefer begründet, muß die folgende Stelle aus den »Wanderjahren«[2] gelten: »Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen *Gesetzen* am meisten berechtigt, ist, daß gerade das *Genie*, das angeborene Talent sie am ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet (wie Goethe aber ursprünglich doch nicht that). Nur das Halbvermögen wünschte gerne seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des »unbedingten Ganzen« zu setzen und seine falschen Griffe unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbständigkeit zu beschönigen . . . . . . *Es (das Genie) begreift, daß Kunst darum eben Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist.*«

Und einzig veredelt die *Form* den *Gehalt*
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt.[3]

wobei doch zugleich die »innere Form«,[4] die bei Goethe eine so große Rolle spielte und die nach ihm »alle Formen in sich begreift« — sie ist eigentlich der »Stil« — mit gemeint ist.

Goethe und die deutsche Sprache.

Das eigentliche Werkzeug des Dichters ist die Sprache, und es berührt uns fast peinlich, Goethe in einem Mißverhältniß zu unserer Sprache zu sehen. Seinem Verdruß gegen die deutsche Sprache hat er öfter Luft gemacht, am schärfsten in den »Venetianischen Epigrammen« (No. 39):

[1] 3, 105.
[2] 18, 253.
[3] 10, 368.
[4] 28, 621. [Vgl. G. J. 6, 234, 13, 229fg.]

Vieles hab ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab ich auch manches gedrückt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb ich unglücklicher Dichter
In dem *schlechtesten Stoff* leider nun Leben und Kunst.

Daß hier wirklich die deutsche Sprache gemeint ist, nicht die geschriebene Sprache überhaupt, wie ich lange glauben wollte, nicht der dürftige Dichterstoff, den Venedig bot, wie R. Heller[1] will, bezeugt Schiller an Goethe 22. Nov. 1796, wo er des erzürnten Klopstocks Antwort meldet:

Goethe (Ulfo.)! du dauerst dich, daß du nich schreibest? Wenn du mich kenntest,
Wäre dir dieses nicht Gram. Goethe (Ulfo.) du dauerst mich auch.

Auch A. W. Schlegel sagte ihm im Dec. 1796 das Epigramm bei Tische vor, aber »Goethe sprach so brav, wie sichs geziemt, von ihm.« (Klopstock.)[2]

Schon in 1786 schrieb Goethe an Frau von Stein:[3] »Hätte ich nur vor 20 Jahren gewußt, was ich weis. Ich hätte mir *wenigstens* das Italiänische [er dichtete in Leipzig außer in andern Sprachen auch italienisch] so zugeeignet, daß ich fürs Lyrische Theater hätte arbeiten können ...... Der gute Kayser dauert mich nur, daß er seine Musik an diese *barbarische Sprache* verschwendet.« Ja noch früher, aus seiner griechischen Gesinnung von damals heraus: »Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, den man in einer klingenderen Sprache Alektrüogallonax nennen könnte.«[4]

Gegen solche Auslassungen unseres größten deutschen Dichters halte man z. B. was der Franzose Joret in seinem

---

[1] R. Heller, Die antiken Quellen von Goethes elegischen Dichtungen.

[2] G. Waitz, Caroline 1, 184. Daß unserer deutschen Sprache schon früh schlimme Vorwürfe gemacht wurden, zeigt folgende Stelle aus der Legende von Pilatus, Wackernagel Leseb. 1[5], 441:

Man sagit von dûtischer zungen,
sin sî unbetwungen,
zu vuogene herte.
swer si dicke berte,
si wurde wol zêhe,
als dem stâle ir geschêhe,
der mit sinem gezowe
ûf dem anchowe
wurde gebouge.

[3] An Frau v. Stein 2[2], 309.

[4] a. a. O. 1[2], 265.

Buche, Herder et la renaissance littéraire en Allemagne au XVIIIe siècle, Paris 1875 p. 3 sagt, wo er von der Nachahmung spricht, mit der wir begonnen, die doch dem deutschen Geiste auch mehr Tiefe gegeben habe (?) und »assouplit la langue, contrainte à être tour à tour l'interprète des sentiments les plus opposés et des civilisations les plus différentes, et on fit *cet admirable instrument, sans égal peut-être* parmi les idiomes modernes.«

Für Goethe darf man allerdings geltend machen, daß er in Venedig damals tief verstimmt war, doppelt und dreifach verstimmt, ja unglücklich, weil schuldig (Frau von Stein, die Vulpius, die getäuschte Hoffnung von den Geschäften ganz loszukommen, die Enttäuschung in den Glanzbildern Italiens vom ersten Besuch her u. s. w.), sogar verzweifelt als Dichter überhaupt, wie schon in Leipzig einmal. (Vergl. besonders die gräßliche Stimmung und Rede im 27. Epigramm.) Da muß denn die Sprache wieder herhalten, wenn er im 77. Epigramm sagt:

Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär ihm (dem Schicksal) gelungen
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

Der antike Anklang in diesen Versen erschwert und hindert wohl oft, den ganzen Ernst dieser Worte zu fassen.

Doch wie er im Faust schon die Muttersprache »mein geliebtes Deutsch« nennt, so findet in seiner dritten Periode eine völlige Rückkehr zum Deutschthum statt. Vor Allem ist hier das Gedicht »Etymologie« zu nennen als berichtendes Bekenntniß, voll tiefsten Verständnisses vom Werthe der angeborenen Sprache, auch für den Dichter:[1]

Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfunden nur von stillen Erdensöhnen;
Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch
Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.
Wer fühlend spricht, beschwätzt nur sich allein;
Wie anders, wenn die Glocke Bimbam bammelt,
Drängt alles zur Versammlung sich hinein.
Von Können kommt die Kunst, die Schönheit kommt vom Schein
So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt.
Und was *ein Volk zusammen sich gestammelt,*
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein.

Gewiß, dies ist, wenn auch kein wörtliches, so doch ein sachliches pater peccavi für die Ausfälle in den »Venetianischen Epigrammen«, eine Art patria peccavi!

---

[1] 3, 204.

Hierzu stimmt denn auch das Gedicht »Nativität,« das im Anschluß an Canitz (3 Sat.) S. 240: »Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht« geschrieben ist:

Der Deutsche ist »gelehrt«
Wenn er *sein* Deutsch versteht;
Doch bleib ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme denn zurück,
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ists ein großes Glück
Wenn nicht um viel verkehrter.

Mit dem Gedicht »Etymologie« ist zugleich das alte Gerede berichtigt, daß sich die deutschen Dichter die Sprache erst machen, erst schaffen müßten. Welch klägliche Jasterei ist nicht daraus entstanden! Die Sprache *ist* ein überlieferter Bildersaal, ein ausreichendes Zeughaus für den Dichter, der sich das nur wieder aufzufrischen, zu beleben hat. Wie tief Goethe das fühlte, zeigt seine Bemerkung über die Dilettanten:[1] »Sie entnerven und vernichten jedes *Original* schon in der Sprache und im Gedanken ..... So wird die Sprache nach und nach mit zusammengegliederten Phrasen und Formeln angefüllt, *die nichts mehr sagen,* und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisirt sind und gar nichts enthalten.«

Es handelt sich im Grunde um das Bild in der Sprache, eine *Lebensfrage,* auf die Goethe die oben schon angeführte philosophische Antwort giebt:[2] »So wird ein Mann, zu den sogenannten exacten Wissenschaften geboren und gebildet, auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen, *daß es auch eine exacte sinnliche Phantasie geben könne,* ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist.« Aber nicht nur zur Kunst ist die Phantasie, die sich in Bildern ausdrückt, nöthig, sie wird Goethe geradezu zum Werkzeug das Wesen der Dinge zu erfassen: »so ruht der *Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge,* insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen *Gestalten* zu erkennen.«[3] Obschon dies zunächst von der bildenden Kunst gesagt ist, so gilt es doch ebenso von Goethes dichterischem Schaffen, das im Grunde ein Versuch ist die Räthsel des Daseins zu lösen. Also nicht in »Begriffen,« sondern in »Gestalten,« wie sie auch die Bilder der Sprache und der Dichtung liefern, ist uns die Erkenntniß des Wesens der Dinge möglich.

---

[1] 28, 158.
[2] 34, 129.
[3] 24, 527.

Als Probe von Goethes »exacter sinnlicher Phantasie,«[1] die die Vorstellung aus frischer Kraft nachschafft über den Begriff hinaus zur vollen Mannigfaltigkeit der Wirklichkeit, seien folgende Stellen angeführt:

»Der König in Thule«:

> Er sah ihn stürzen, *trinken*
> Und sinken tief ins Meer.

»Die glücklichen Gatten«:

> Es *blitzen Waffenwogen*
> Den Hügel schwenkend ab,
> Das Heer es kommt gezogen.

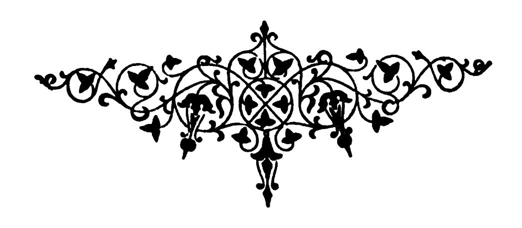
Faust, »Gesang der Geister«:

> Flieget den hellen Inseln entgegen,
> Die sich auf Wellen *gaukelnd* bewegen.

Epimenides, Dämon des Krieges (Napoleon):

> Es werde Finsterniß! Ein brennend Meer
> Soll allen Horizont umrauchen,
> Und sich der Sterne *zitternd* Heer
> Im Blute meiner Flammen tauchen.

Und dies scharfe Sehen, diese frische Sinnlichkeit nimmt Goethe auch mit ins unsinnliche Gebiet hinüber, er übersetzt das Unsinnliche in frische Sinnlichkeit. Das ist seine Stärke. Freilich liegt auch hier für Viele, die nicht in Bildern und Gestalten zu denken vermögen, die Schwierigkeit den Dichter ganz zu fassen.



[1] Vergl. auch die Ausführung in Hildebrands »Vom deutschen Sprachunterricht« S. 99, 267.



6.

GOETHE UND DRESDEN.

VON

ADOLF STERN.[1]

II.

Um die Zeit vor und im ersten Jahrzehnt nach Goethes Abscheiden war es in Dresden wie überall bemerkenswerth, daß die Zahl der Goetheverehrer, der intimeren Goetheleser im Kreise der gebildeten Juristen beständig anwuchs. In den dreißiger und vierziger Jahren gehörten viele ausgezeichnete sächsische Beamte zu den verständnißvolleren Bewunderern des großen Dichters, wenn auch nicht alle, wie der damalige Geheimrath und spätere Staatsminister J. P. von Falkenstein sich berühmen konnten, daß sie sich als Studenten mit der Erzählung eines Besuches bei Goethe aus einem österreichischen Kerker befreit hätten[2] und nur bei Einzelnen, wie beim Appellationsgerichts-Präsidenten Sickel die Bewunderung Goethes, von Käthchen Schönkopf her, in der Familie erblich war.

---

[1] Durch ein Mißverständniß ist im vorigen Bande des Goethe-Jahrbuches die Bezeichnung I über der ersten Hälfte dieser Studie weggeblieben. Wenn auch aus der Einleitung zur Genüge hervorging, daß sie die Entwicklung bis August 1899 ins Auge faßte, so mag hier doch noch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß sie vollständig vorlag und nur um ihrer Ausdehnung willen getheilt wurde.

[2] Mündliche Mittheilung des Ministers von Falkensteins an Dr. Carl von Weber. Ungedrucktes Tagebuch des Geheimraths und Staatsarchiv-Direktors Dr. Carl von Weber in Dresden. Aus dem Jahre 1819.

Die Neuberufungen durch die in den dreißiger und vierziger Jahren das Kunstleben der sächsischen Residenz, in erster Linie der Kunstakademie, aufgefrischt wurde, fielen durchgehend auf Männer, die der Goethischen Dichtung ein wesentliches Element ihrer Bildung verdankten und im Gefühl der Größe Goethes aufgewachsen waren. Ernst Rietschel, Gottfried Semper, Ludwig Richter, Ed. Bendemann, Julius Schnorr von Carolsfeld haben jeder an seinem Orte bezeugt, was ihnen die Gesammterscheinung, wie die einzelnen Schöpfungen Goethes bedeuteten. Und aus ihren Kreisen wuchs wiederum in andrer Weise als von der Bühne herab, das Verständniß für den poetischen Reichthum und die geistige Macht des Dichters umsomehr in die Breite, da mehr als einer von ihnen selbst und aus dem sie umgebenden Künstler- und Schülerkreis berufen war oder sich gedrungen fühlte, dies Verständniß auch durch die Mittel der bildenden Kunst zu erschließen und zu verbreiten. Die Ramberg, Rethel, Th. von Oër, Pecht und Andere, die in den nächsten Jahrzehnten Goethische Werke illustrirten oder einzelne Augenblicke aus dem Leben des Dichters bildlich vorführten, gehörten bleibend oder vorübergehend Dresden an und Tieck wie Carus durften auch mit Hinblick auf die Künstler rühmen, daß Dresden bereits einen der Mittelpunkte bilde, von denen aus die Goethe-Erkenntniß immer weitere Kreise zog.

Sie durften es umsomehr, als zwischen dem Tode des Dichters und dem Sturmjahr 1848 eine Zeit kam, in der die alte Opposition, die der Trivialromantik, dem Dresdner nüchternen Lokalgeist entstammte, nach und nach verstummte, eintrocknete, abstarb. Die neue Opposition wider den Dichter, die vom burschenschaftlichen Trotz und vom liberal-radikalen Ingrimm über die deutschen politischen Zustände, von der jungdeutschen hinter einem pseudopoetischen Schleier schlecht geborgenen publizistischen Revolution ausging, warf nach Dresden nur vereinzelte matte Wellen. Zwar machten sich fast im gleichen Augenblick, in dem Ludwig Tieck, dem Rufe König Friedrich Wilhelms IV. folgend, Dresden verließ, die Herausgeber der »Hallischen Jahrbücher« Arnold Ruge und Th. Echtermeyer an der Elbe heimisch. Aber selbst Ruge, der gelegentlich die Dichter der Gegenwart, die nicht politisch dichten und wirken wollten »irreligiös« schalt, trug Bedenken, dies rückwirkend auf Goethe anzuwenden; Echtermeyer vollends war ein feingebildeter Aesthetiker und Literarhistoriker, der die Augen weder vor dem Werth noch vor der Wirkung Goethischer Poesie schließen konnte. Jungdeutsche Schriftsteller im engern Sinne gelangten erst nach der Mitte der

vierziger Jahre nach Dresden. Zuerst Karl Gutzkow, zu einer Zeit, wo er in der Schrift »Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte« schon seit einem Jahrzehnt Buße für seine von Wolfgang Menzel beeinflußten jugendlichen Schmähungen Goethes gethan hatte und noch nicht vom Groll über die Herrschaft der Schiller-Goethe-Philologie zu den Gesinnungen seiner Anfangsjahre zurückgeworfen war. Während seiner Dresdener Zeit beharrte Gutzkow darauf, daß »die Freude und das Genügen an dem unsterblichen Theil des Dichters nicht verkümmert werden dürfe«, daß »die jüngere Generation schaffender Geister sich an seinen Werken bilden müsse«, daß »kein Fahrzeug so sicher über die wogenden Fluthen widersprechender Begriffe hinübersetze, als Goethe«.[1] Berthold Auerbach, der 1846 zuerst nach Dresden kam, um sich nach 1850 auf ein Jahrzehnt daselbst niederzulassen, erstrebte bereits in die Reihe der klassischen Erzähler Deutschlands einzutreten und bekannte sich zu Anschauungen, denen er später in der Studie »Goethe und die deutsche Erzählungskunst« Ausdruck gab. Dichter wie Julius Mosen und Gustav Freytag, deren Dresdner Aufenthalt gleichfalls in diese Jahre fiel, wußten trotz ihrer liberalen Neigungen zu gut um Goethes Genius und Weltwirkung Bescheid, um sich thörichten Winkelantipathien zu überlassen.

Daß solche Antipathien keineswegs völlig erloschen waren und sich, wie in den Tagen der seligen Frau von Kügelgen noch immer gern an Goethes Persönlichkeit hängten, dafür giebt es mancherlei versteckte, aber charakteristische Zeugnisse. Am 23. Oktober 1842 zum Beispiel war der Geheimrath und Director des Kgl. Hauptstaatsarchivs Dr. von Weber, von dem ein interessantes und bedeutendes handschriftliches Tagebuch erhalten ist, in Gesellschaft des langjährigen preußischen Gesandten in Dresden Herrn von Jordan, der auch bei den Ernestinischen Häusern beglaubigt war. Jordan erzählte, als er in Weimar beim Jubiläum des Großherzogs Karl August (1825) gewesen, sei früh um 7 Uhr Goethe, den der Großherzog geduzt, zu diesem gekommen, der Großherzog habe ihn umarmt und gesagt: »nun Goethe, soweit haben wir Beide es nun gebracht, in der Jugend haben wir es nicht darnach getrieben.«[2] Gelegentlich galt der Widerstand bereits dem,

[1] K. Gutzkow, Goethe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte (Berlin, 1836).

[2] Geheimrath C. von Webers Tagebuch, vom 23. Oktober 1842. Auszug daraus in der Allgemeinen Conservativen Monatsschrift (Leipzig) vom März 1897.

was ein paar Jahre später der Schweizer Dichter Gottfried Keller ganz glücklich das »Goethepfaffenthum« taufte. Einen solchen Vorgang, in dem die beiden Dresdner Hauptapostel Goethischer Meisterschaft aneinanderprallten, schildert Graf Wolff Baudissin in seinem Tagebuche von Mittwoch den 23. Januar 1839, wo es heißt: »Diner bei Grahls, wo ein wirklich hübscher und begabter Kreis vereinigt war. Tieck, Carus, G. von Krause, der Homöopath Wolf, Noël, Rietschel, Reissiger, Falkenstein, Nerenz, Dahl und der alte Sternberg. Ich saß zwischen diesem und Tieck. Gegen das Ende der sehr langen Sitzung erhob sich eine äußerst amusante und lebhafte Contestation zwischen Carus und Tieck über das Verdienst von Zelter. Carus in seiner Goethe-Idolatrie wollte diesen nicht fallen lassen und Tieck erzählte eine witzige Geschichte nach der andern von seiner Unwahrheit und seinem nach dem Munde reden Anderer: so hatte er auch schon vorher den Abbé Vogler vortrefflich charakterisirt. Die ganze Tischgesellschaft hörte mit großer Theilnahme und zuweilen mit schallendem Gelächter zu.«[1]

Doch solche und ähnliche Anekdoten erweisen nur, wie tiefe Wurzeln die Theilnahme an Goethes Leben und Werken bereits in allen Schichten der Bevölkerung Dresdens geschlagen hatte. Natürlich blieben auch die wunderlichen Verästungen solcher Theilnahme nicht aus. Neben den unmittelbar Empfindenden und Genießenden mehrten sich die Sammler, die Erläuterer, die Grübler. Noch war die Zeit, wo die Ersteren verhältnißmäßig leicht gedruckte und handschriftliche Zeugnisse von Goethes Wirksamkeit zusammenbrachten. Der glücklichste unter den Dresdner Sammlern war der Regierungsrath Wenzel, der die älteste Handschrift von Goethes »Mitschuldigen« erbeutete und in seiner bibliographischen Uebersicht »Aus Weimars goldnen Tagen« mit Stolz auf seinen Besitz an ersten Drucken und seltenen Ausgaben der Goethe-Schillerzeit hinweisen konnte. Mit ihm um die Wette, eifervoll, obschon weniger methodisch und übersichtlich, sammelte der Kanzleirath Zschille namentlich Alles was zu dem Dramatiker und Theaterleiter Goethe in Bezug stand. Nach andrer Richtung hin brachte der Malermäcen und Kunstkenner Johann Gottlob von Quandt, der sich rühmen durfte zu Goethe ein persönliches Verhältniß gehabt zu haben und seine Anschauungen pietätvoll noch manches Jahrzehnt nach Goethes Tod festhielt, Handschriften, Bücher, Zeichnungen und Kupferstiche zu-

[1] Wolf Graf Baudissin. Gedenkbuch für seine Freunde. Als Manuscript gedruckt. (1880; Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.) Tagebuchblatt vom 23. Januar 1839. S. 415.

sammen. — Den zahlreich werdenden Commentatoren Goethischer Werke und Einzelgedichte gesellten sich in dem gedachten Zeitraum die Dresdner Hermann Köchly, K. G. Helbig u. A.

Unter diesen Umständen und unter der Gunst eines vorübergehenden Zusammenwirkens auch weit getrennter, in ihren Anschauungen, Neigungen und letzten Zielen völlig auseinandergehender Goetheverehrer konnte es geschehen, daß siebzehn Jahre nach dem Tode des Dichters der hundertste Geburtstag Goethes im August des Jahres 1849 in Dresden mit besonderem Glanze und unter lebhafter vielseitiger Theilnahme begangen wurde. Es wollte dies um so mehr bedeuten, als Zeit und besondre Ortsverhältnisse dem geplanten großen Feste höchst ungünstig waren. Ein Vierteljahr zuvor hatten die revolutionäre Maierhebung und der Straßenkampf einer blutigen Woche die Stadt erschüttert und erfüllt. Ueber ihr hing noch der Belagerungszustand. Zum Ueberfluß drohten die Schrecken der Cholera und hatten, nachdem der Aufbau zur großen »Vogelwiese«, dem viel berufenen Dresdner Volksfeste, bereits begonnen war, ein Verbot der Abhaltung des Vogelschießens Seitens des Ministeriums des Innern bewirkt. Die niedere Bürgerschaft grollte über die Verkümmerung des Verdienstes und des altgewohnten Vergnügens. Die besiegte Demokratie, um das Schicksal ihrer auf dem Königstein und in der Neustädter Reiterkaserne gefangenen Häupter bekümmert, an sich kühl gegen den als Aristokraten verrufenen Dichter gestimmt, stand finstern Blicks bei Seite. Der alte Goethehaß regte sich an mancher Stelle; noch zwei Tage vor dem Fest wurden im »Dresdner Anzeiger« vom 26. August verblaßte Albernheiten, die der Romanschriftsteller K. Fr. van der Velde in seinem »Liebhabertheater« 1823 in der »Abend-Zeitung« zum Besten gegeben hatte, wieder aufgefrischt und für Schiller die Werbetrommel gerührt, wo gar kein Krieg gegen diesen in Frage stand.[1] Trotz alledem hatte der von W. A. Ackermann, R. Albani, Ed. Bendemann, J. Blochmann, H. Bürkner, G. Carus, Ed. Devrient, E. Fischer, Carl Gutzkow, Ernst Hähnel, K. G. Helbig, Th. J. Hertel, J. Hübner, Jul. Klee, M. L. Löwe, J. G. Müller, J. Otto, F. W. Pfotenhauer, H. G. L. Reichenbach, C. G. Reissiger, E. Rietschel, A. Schäfer, Joh. Schneider, H. W. Schulz, Robert Schumann, G. Spitzner, C. Th. Wagner unterzeichnete Aufruf zu einer viertägigen Goethefeier im größten Stil vollen Erfolg. Carus, der Unermüdliche und die Seele des Festes, schickte seiner eigentlichen Festrede eine be-

[1] Dresdner Anzeiger vom 26. August 1849.



sondere Festschrift: »Ueber die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwickelung«[1] vorauf. Im übrigen rüsteten sich Theater, Musik und Literatur gleichmäßig zur Feier des Dichters, die am 27. August mit einer vielgerühmten Aufführung des »Torquato Tasso« im Hoftheater und einer geselligen Zusammenkunft auf dem Belvedere der Terrasse begann. Am eigentlichen Haupttag, dem 28. August, fand eine Erinnerungsfeier in den Schulen und um 12 Uhr Mittags der große Aktus im Saale der Harmonie statt, bei der die Festreden von Carus, Dr. H. W. Schulz und Hofrath F. L. Reichenbach einander ablösten. Der Abend brachte im Hoftheater nach einem ziemlich nüchternen Prolog von Th. Hell (Winkler) das älteste Goethische Stück, das Schäferspiel »Die Laune des Verliebten«, drei große lebende Bilder nach Zeichnungen von Stielke und W. von Kaulbach: die letzte Szene des fünften Aktes aus Götz von Berlichingen, Egmonts Traum im Kerker, Iphigeniens und Orestens Abschied von Thoas darstellend, endlich »Der Raub der Helena«, Szenen aus dem zweiten Theile des »Faust« von Gutzkow eingerichtet und mit Musik von Reissiger, mit denen der erste Versuch zur Darstellung des zweiten Fausttheils in Dresden gemacht wurde. Nach dem Theater fand im Saal der Harmonie ein großes Festbankett statt. Der 29. August ward einer doppelten musikalischen Feier im K. großen Garten gewidmet. Im Palais führten am Nachmittag die K. Kapelle, die Dreyßigsche Singakademie, durch andre Chorgesangvereine verstärkt »Die erste Walpurgisnacht« in Felix Mendelssohns, »Fausts Verklärung« in Robert Schumanns Komposition, die ausdrücklich für diesen Zweck vollendet worden war, auf. Währenddeß fand an verschiedenen Punkten des großen Gartens freie Concertmusik statt und von Abends 6 Uhr an folgten durch den Dresdner Sängerverein Liedervorträge mit besondrer Berücksichtigung Goethischer Texte. Der 30. August endlich brachte nächst einer Wiederholung der lebenden Bilder im Hoftheater die erste Darstellung des Gutzkowschen Lustspiels »Der Königslieutenant«, das für dies eine Mal als »Darstellung biographischer Momente aus Goethes Jugendleben« angekündigt wurde. Selbst das Sommertheater auf Reisewitzens versagte sich nicht mit der Egmontouverture, einem Prolog, der Aufführung der »Geschwister« und der Stellung eines lebenden Bildes »Huldigung des Dichters« nach einem Gemälde von Ramberg, den Goethetag festlich zu begehen. So stark war die Theilnahme, so groß der Er-

[1] Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethes. Leipzig, 1849.

folg, so allgemein und freudig die Bewegung innerhalb der Bevölkerung, daß selbst die republikanische »Dresdner Zeitung«, die erst im folgenden Jahr einem Verbot erlag, ihren Wahlspruch »des Volkes Wille ist Gesetz« einmal wahr machte und sich mit sauer-süßer Miene zu der Erklärung herbeiließ: »Obgleich uns das Gewaltsame der hiesigen viertägigen Goethefeier auch nicht hat gefallen können, zu einer Zeit wo es »untröstlich ist noch allerorts« (nebenbei bemerkt ein falsches Citat) und es uns vorkommt, als wollte man damit das Volk gleich dem Vogel Strauß den Kopf in den Sand stecken lassen, damit es das Ungemach der Zeit, welches es nicht sehe, auch nicht vorhanden glaube: so drängt es uns doch Goethe, der immerhin für Deutsche und Nichtdeutsche als ein Heros des Geisteslebens gelten wird, gegen eine Beurtheilung etwas in Schutz zu nehmen, die er vom politischen Standpunkt aus, besonders seit Börne oft und jüngst wieder in einem Aufsatz der »Vaterlandsblätter« gefunden hat, die wir, von so ehrenwerther Gesinnung sie auch eingegeben ist, und so viel Wahres sie auch enthält, doch eine einseitige nennen müssen.« Die weiteren Ausführungen des Artikels gipfeln im Zugeständniß, daß die Menschen sich nicht alle gleich sind, noch gleich sein sollen und suchten mit geschickter Wendung den konservativ und gemäßigt Denkenden jedes Anrecht auf den Dichter zu entwinden: »Seine Worte predigen auf jeder Seite Selbständigkeit des Denkens, Freiheit des geistigen Lebens, sittliche Klarheit und Harmonie und das sind die Grundlagen der Demokratie.«[1] Doch gerade in dieser Wendung verrieth sich, wie sehr man Ursache zu haben glaubte, sich seinen Anspruch und Antheil an der Wirkung und Nachwirkung des einzigen Festes zu sichern. Die glänzende, wohlgelungene, in Anbetracht der Zustände großartige Dresdener Goethefeier von 1849, die in Schumanns Faustmusik ein unsterbliches, in alle Zeiten nachklingendes Kunstwerk gezeitigt hatte, durfte die Betheiligten mit stolzer Genugthuung über das erfüllen, was seit einem halben Jahrhundert für Kenntniß und Erkenntniß des Dichters auch in Dresden erreicht worden war.

Unter den Unterzeichnern des ersten Aufrufs zur Feier erschien auch zum erstenmale der Name eines Mannes, der in den folgenden Jahrzehnten recht eigentlich als der berufenste Vertreter einer ebenso gesunden, einsichtsvollen als tiefen und echten Verehrung des Dichters gelten durfte. Julius Ludwig Klee, ein geborener Dresdener, lange Jahre als Privatdocent und Gymnasiallehrer in Leipzig thätig,

[1] Dresdner Zeitung. Nr. 204 vom 1. September 1849.

war Ende 1848 als Rektor an die Spitze des Kreuzgymnasiums getreten und entfaltete als solcher zwei Jahrzehnte hindurch eine im höchsten Maße bedeutende, lebensvoll anregende Thätigkeit. Ein streng geschulter ernster Philolog, dabei ein geistvoller Kopf von frischester Empfänglichkeit und künstlerischem Sinn, hatte sich Klee frühzeitig tief in Goethe hineingelesen und gefühlt. Ohne Anspruch, obschon von männlichem Selbstgefühl, bis zu völliger Hingebung vom einmal erkannten Großen und Schönen erfüllt, dabei mit kräftiger Redegabe und einer durchgeistigten Kunst der Recitation ausgerüstet, war Klee vor tausend Andern berufen als Goethefreund und Goethekenner zu wirken. Eine ganze Folge seiner begabten Schüler — als der bedeutendste und berühmteste Heinrich von Treitschke allen voran — wurden durch den trefflichen Rektor tiefer und lebendiger in die Welt der Goethischen Dichtung und das Verständniß der historischen Erscheinung eingeführt, als dies im allgemeinen auch in den besten Schulen zu geschehen pflegt. Klees geistiger Einfluß aber erstreckte sich weit über die Mauern des alten Kreuzgymnasiums hinaus. Er stand in lebhafter Verbindung mit den hervorragendsten Männern Dresdens, einerlei ob diese, wie Graf Wolf Baudissin und Carus, einer älteren Generation angehörten, oder, wie Otto Ludwig, Berthold Auerbach und Hermann Hettner erst nach Klees eigner Rückkehr in seine Vaterstadt sich in Dresden angesiedelt hatten. Er nahm an allen geistigen Interessen lebhaften, persönlichen Antheil, war kein ausschliessender Goetheanbeter. Aber der Dichter stand ihm in der vordersten Reihe derer, um derentwillen es sich zu leben lohnt. Unablässig, mit nie versiegender Freude kehrte Klee wieder und wieder zu Goethes Schöpfungen zurück und ließ in verschwendrischer Fülle alle an seinem Genuß und seiner Einsicht theilnehmen, die in seine Nähe kamen. Nicht nur Schüler, Kollegen, jüngere Freunde, sondern bedeutende Gelehrte, große Künstler, selbst Schauspieler holten sich in Goethedingen Raths bei ihm. Selbstlos, sorglos, wie der prächtige Schulmann überall war, arbeitete er für andere, dachte kaum je daran die reichen Schätze seines geistigen Gewinns für sich zu verwenden.[1] Selbst die Arbeit, der er sein »Denkmal aere perenius« die hoch anerkennenden Worte Jakob Grimms in der Vorrede zum deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm, vom 2. März 1854, dankte, zeugte ebensosehr von seiner Selbstlosigkeit, wie von seiner Beherrschung der Goethischen Werke. Klees für das Wörterbuch be-

[1] *K. G. Helbig*. Programm der Kreuzschule. 1863.

stimmte Auszüge aus Goethe, durften von Grimm als mustergiltig gerühmt werden. »Den allerfleißigsten und einsichtigsten (der Excerptoren) muß ich nennen: es ist Klee. Ein Glück war es, daß gerade Goethe in Klees Hände kam und von ihm vortrefflich ausgezogen, ich würde sagen erschöpft wurde, wenn einen solchen Ausdruck der Unerschöpfliche gestattete. Hätten aber alle übrigen Dichter von annähernder Bedeutsamkeit ähnliche Auszüge erlangt, es stände besser um manche Beispiele des Wörterbuches.« Und dies Lob galt einem Manne, der anderseits durch die unwiderstehliche Frische und die Feinfühligkeit, mit der er allen Lebensadern der Goethischen Dichtung nachging, sprachlicher Kleinmeisterei zu spotten schien. Je schroffer und einseitiger sich damals und später aesthetische und philologische Betrachtung des Dichters von einander schieden, um so höher durfte man die Bedeutung und für Dresden die unmittelbare Wirkung der natürlichen und einheitlichen Anschauung anschlagen, die Klee von Goethe hatte und tausendfach vertrat.

Klees weithin sichtbarer wie sein unsichtbarer noch lange nicht genug gewürdigter Einfluß fiel in einen Zeitraum, in dem der Dresdener Goethegemeinde manche Gunst der Umstände zu Hilfe kam, ihr Fühlen und Erkennen in großen Kreisen immer allgemeiner werden zu lassen. Von eingeschränkter Bedeutung unter diesen Umständen zeigte sich der mehrjährige Aufenthalt des Goetheenkels Wolfgang von Goethe, der als Legationssekretair der preußischen Gesandtschaft von Juli 1856—1860 in Dresden lebte, indeß weder seiner amtlichen Stellung tiefere Befriedigung abgewann, noch den Druck überwinden konnte, den seine besondere Lebenslage und nicht zuletzt der welterfüllende Name des Großvaters ihm auf die Seele legte. Denn es klang wohl ganz gut, wenn sich Wolfgang Goethe gegen die wesentlich nur neugierigen Verehrer des sogenannten goldenen Zeitalters von Weimar empörte, wenn er forderte, daß »der Großvater immer mehr als eine ernste historische und moralische Erscheinung, nicht mehr bloß als ein literarhistorisches Phänomen aufgefaßt werde.« Aber im Grunde barg sich hinter so hohen Worten doch das Mißgefühl: »Weh dir, daß du ein Enkel bist.« In der Forderung, die aesthetische Bedeutung des größten neueren Dichters überhaupt nicht mehr zur Sprache zu bringen, lag etwas seltsam Müdes, Verdrießliches, so daß man sich wohl vorstellen kann, wie übel der innerlich edle, aber tief verstimmte Mann die Naiven ablaufen ließ, die ihm von seines Großvaters »Gott und Bajadere« und den »Römischen Elegieen« oder gar von Friederike Brion und Charlotte von Stein

sprechen wollten. So hätte Wolfgang von Goethe der jüngere beinahe nur durch seinen Namen an den großen Ahnherrn gemahnt — den Kreisen, in denen er von Berufswegen vorzugsweise verkehrte, that ja zu Zeiten und theilweise auch dies Mahnen noth und gut! — wäre nicht ausdrücklich bezeugt, daß es doch einzelne Stunden und Anlässe auch während seiner Dresdner Zeit gab, wo der spröde Legationssekretär weicher wurde und wo ihm echtes Verständniß der unsterblichen Dichtungen seines Großvaters in besserem Lichte erschien, als an Tagen des Mißmuths. Mittheilsamer und bereitwilliger zum Gespräch über Vergangenheit und Gegenwart, über den angebeteten Schwiegervater und hundert mit ihm verknüpfte Weimarische Erinnerungen zeigte sich Goethes Schwiegertochter Ottilie, die Mutter der Goetheenkel, die sich, ihrem Sohne Wolf folgend, zwischen 1856 und 1860 gleichfalls in Dresden heimisch machte und so ungern sie anfänglich Rom mit Dresden vertauscht hatte, schließlich, nachdem Wolfgang von Goethe seinen Abschied aus dem preußischen diplomatischen Dienst erbeten, sich nur schwer von der Elbstadt trennte. Die Arbeit Rietschels am Goethe-Schillerdenkmal, die in diese Zeit fiel, flößte ihr, der Enthusiastischen, den lebhaftesten Antheil ein; von Dresdner Schriftstellern verkehrte Frau von Goethe außer Carus vorzugsweise mit F. Gustav Kühne, der damals von Leipzig nach Dresden übergesiedelt war.[1] Sechs Jahre nach dem Weggang des Dichterenkels ließ sich Ostern 1867 der Enkel der Werther-Lotte, der Hannoveraner Georg Kestner (ein Sohn von Lottes Erstgeborenem, dem hannöverschen Archivrath gleichen Namens) in Dresden nieder, dessen lebendiges Interesse an den klassischen Zeiten und dessen reiche Handschriftensammlung Kennern und Sammlern, Forschern und einfachen Freunden und Genießern Goethes immer neue Anregungen gab und viel stilles und lautes Entzücken bereitete. Genug sichtbare und manche dem geselligen Verkehr allein angehörige, darum unsichtbare Fäden spannen sich während all der Jahre von Kestners Aufenthalt in Dresden (er starb erst 1892, seine werthvollen Sammlungen der Leipziger Universitätsbibliothek hinterlassend) von den neu sich bildenden Dresdner Goethekreisen noch zu den alten hinüber, in deren Mittelpunkt zwischen 1850 und 1866 noch immer C. G. Carus, dessen geistvolle und feinsinnige Freundin Frau von Lüttichau (bis 1856), eine der still wirkenden, aber eigen-

[1] O. Mejer, Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt (Weimar 1889); Jenny von Gerstenbergk, Ottilie von Goethe in Briefen und persönlichen Erinnerungen (Stuttgart 1901).

thümlich belebenden Frauennaturen, deren Empfinden und Schauen wirklich wie in Goethische Klarheit getaucht erschien, Graf Wolf Baudissin und andere schon Genannte standen.

Von größter Bedeutung für die in den verschiedensten Kreisen der Dresdner Bevölkerung sich immer gedeihlicher entfaltende frohe Theilnahme an Goethes Welt und Dichtung, wurde die Thatsache, daß im Jahrfünft zwischen 1852 und 1857 das große Doppelstandbild Goethes und Schillers für Weimar in Ernst Rietschels, des Dresdner Bildhauers, Werkstatt emporwuchs. Wenn der Schöpfer dieses Denkmals nach dessen Enthüllung im September 1857 an seinen greisen Meister Rauch schrieb: »Es war ein Erlebniß wie es nie wiederkommen kann, da ich keine Arbeit machen, keinen Auftrag erhalten kann, der von so allgemeinem Interesse gehoben auch meinen Leistungen entgegenkommt und sie mit trägt. Das ist ein Glück, aber kein Verdienst«, so läßt sich sein Ausruf unschwer auf die Stadt anwenden, in der das nationale Kunstwerk entstand. Gewiß war es kein Verdienst, aber ein Glück Dresdens, daß die Gestalten der Dichterheroen gerade hier, im heißesten und ernstesten Ringen von einem Künstler wie Rietschel geschaffen und feinsinnig durchgebildet wurden und wie sie im Laufe der Jahre in dem stillen Atelier auf der Brühlschen Terrasse vollendet wurden, hunderte und aberhunderte von einheimischen Beschauern sehr lebendig und unwillkürlich in die goldenen Tage von Weimar zurückversetzten. Die Theilnahme an dem entstehenden Kunstwerk weckte die Empfindung, was man in den Dichtern besitze. Wie viele waren in dem Falle von Rietschels jungem Schwager Andreas Oppermann, der in einem Briefe (Dresden, 11. September 1856) bekannte: »Habe mich mit hohem Genuß in den sieghaften Ausdruck von Rietschels Goethekopf hineingesehen, hatte ein Gefühl als blickte er in den Morgen hinaus, dem er in seiner Widmung entgegenschreitet. Bin heimgegangen, habe einmal wieder, und mit unsäglicher Wonne, die Widmung und nachher im Faust bis zum Ostermorgen und Osterspaziergang gelesen.«[1] Auch bei dem Fest, das Dresdner Künstler, Gelehrte und Kunstfreunde nach der Vollendung der Dichtergruppe, am 14. Februar 1857 für deren Schöpfer im »Deutschen Hause« veranstalteten, herrschte eine freudige, geistig gehobene Stimmung, die nicht allein dem Kunstwerk und dem Künstler galt, sondern aus dem Glückgefühl über den Besitz der großen Dichter

[1] Brief an G. Kintschy. Ungedruckt.

entströmte. Die Jahre, während deren Rietschel am Goethe-Schiller-Denkmal arbeitete, machten Dresden vorübergehend zum Mittelpunkt des deutschen Bewußtseins von der Größe und der Zusammengehörigkeit der beiden Dichter und stimmten zahlreiche Bewohner dieser Stadt erneut zum Genuß Goethischer und Schillerscher Schöpfungen. Längst nachdem sich das Doppelstandbild vor dem Weimarischen Theater erhob, wirkten diese Stimmungen in Dresden nach und bei der glänzenden, auch an der Elbe zum großen Volksfest gesteigerten Schillerfeier im November 1859 wurden wenigstens nur ganz vereinzelte und ohnmächtige Versuche gemacht, den alten thörichten Ingrimm wider Goethe neu zu beleben. Freilich blieb auch wiederum der wackere Julius Klee unter den Dresdner Festrednern der Einzige, der lebendiges Gefühl des Rechten und Herzenstakt genug hatte, in seiner kurzen zündenden Rede, die beim großen Fackelzug von den Stufen des improvisirten Schillermonuments auf dem Altmarkt gehalten wurde, Goethes, als des großen Freundes Schillers, gebührend zu gedenken.[1] Aber charakteristisch war es dennoch, daß auch die, die bei dieser Gelegenheit es für geboten und für volksthümlich erachteten, Schiller ausschließlich zu preisen, ihn zumeist nicht höher zu preisen wußten, als mit Citaten aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke, zum Zeugniß, daß Goethe nicht übel Bescheid um Wesen und »groß Verdienst« des Gefeierten gewußt habe.

Zwischen 1860 und 1870 zog abermals ein größeres in Dresden entstehendes Werk, diesmal ein Werk der Literaturwissenschaft, eine größere Anzahl von theilnehmenden Freunden, namentlich von jüngern Künstlern und Gelehrten tiefer in die Schöpfungen und Stimmungen der klassischen Literaturperiode zurück, als es sonst vielleicht geschehen sein würde. Hermann Hettners »Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts«, die noch in Jena begonnen war, wurde in jenem Jahrzehnt zu Ende geführt und ihre beiden letzten Bände rückten vor allem die Entwickelung und die unerschöpfliche Fülle der Goethischen Dichtung mit unverhohlner Vorliebe und beinahe jugendlicher Freude aufs neue und mannigfach neu in den Gesichtskreis der Leser. Lange bevor sie Leser hatte, wußte der Verfasser, der seit 1855 als Direktor der Antikensammlung und des Museums der Gipsabgüsse wie als Professor der Kunstgeschichte an der Kunstakademie in Dresden heimisch war, durch öffentliche Vorträge, gesellige Beziehungen und die lebendige Anziehungskraft seiner Persönlichkeit nach allen Seiten an-

[1] Festbericht im »Dresdner Journal« vom 11. November 1859.

regend wirkte, nahezu alle mit ihm in Berührung Kommenden in den Kreis seiner literarisch-kritischen Interessen hineinzuziehen. Wer Hettner in den Jahren kannte, wo die Bände der »Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert«, die »die Sturm- und Drangperiode« und »das Ideal der Humanität« behandeln, in frischem Zuge geschrieben wurden, der durchlebte die Frankfurter und Weimarer Tage Goethes mit, sah sich zu erneuter Lesung mancher aus seinem Gedächtniß entschwundenen Goethischen Dichtung gedrängt, lernte Theil nehmen an den Erörterungen und Zweifeln über Gehalt und Gewicht einzelner umstrittener Schöpfungen des Dichters und über das Verhältniß des Goethischen Jugendstils und Altersstils. Besonders lebhaft wurden diese Erörterungen in einem schon in den fünfziger Jahren entstandenen, sich in jedem Winter allwöchentlich an einem Nachmittag vereinigenden Männerkreis gepflegt, dem außer Hettner nach- und nebeneinander Berthold Auerbach, die Gebrüder Carl und Otto Banck, der Mathematiker O. Schlömilch, Ad. Stern und manche Andere angehörten. Nach anderer Richtung hin und entschiedener auf die »Goethe-Forschung« im engeren Sinne, wie sie sich inzwischen und wesentlich unter seiner Mitarbeit herausgebildet hatte, wirkte seit 1869 in Dresden Gustav Woldemar Freiherr von Biedermann, der 1876 die Schrift »Goethe und Dresden« erscheinen ließ und obschon er seine Forschungen und kritischen Arbeiten über das ganze Gebiet der Goethekunde ausdehnte, doch jederzeit mit besonderem Antheil und vielfach neuen Aufschlüssen auf die Beziehungen des Dichters zu Sachsen und seine Verbindungen mit Dresdnern, Leipzigern und Erzgebirgern zurückkam. Daß von diesen literarisch thätigen Männern auch eine beständige Einwirkung auf die lokalen, die nichtliterarischen Kreise der allgemeinen Bildung ausging, ist ohne weiteres klar, von zahlreichen Urtheilsfähigen erlebt und angeschaut, wenn auch nur spärlich und lückenhaft mit gedruckten und geschriebenen Zeugnissen zu belegen. Hier offenbart sich wieder einmal, wie beschränkt die historische Anschauung ist, die sich lediglich auf Urkunden und Aktenstücke gründen will, wie leicht geistige Eindrücke der feinsten und flüchtigsten Art, lebendige Einflüsse von großer Bedeutung dabei vergessen werden können. Die zuverlässige Abwägung des Antheils der Kenner im engeren Wortsinn und des Antheils der naiven Empfänglichkeit für poetische Schönheit und Lebensfülle, die sich in der Phantasie und Empfindung von Hunderten und Tausenden regt, an der immer allgemeineren Würdigung und Verehrung des Dichters und seiner Werke zeigt sich in der That unmöglich und würde auch dann

unmöglich bleiben, wenn für Dresden noch mehr Briefe, Tagebuchblätter und andere unveröffentlichte Zeugnisse herbeigeschafft würden.

Augenfälliger und besser belegt als die Eindrücke der Lyrik und der epischen Werke Goethes in Dresden, bleiben allein die Wirkungen seiner dramatischen Dichtungen. Wenn bis 1. Januar 1862 die Hauptwerke vom früher bezeichneten Tage ihrer Erstaufführung an »Faust« erster Theil 59 mal, »Egmont« 58 mal, »Clavigo« 27 mal, »Torquato Tasso« 23 mal, »Götz von Berlichingen« und »Iphigenia auf Tauris« je 13 mal, »Die Geschwister« 31 mal und »Die Laune des Verliebten« 5 mal vorgeführt wurden, so steigerte sich die Zahl der Aufführungen dieser Dramen in der Zeit von 1862 bis zum hundertundfünfzigsten Geburtsfeste des Dichters (28. August 1899) sehr bemerkenswerth. So wurde im letztgedachten Zeitraum der erste Theil des »Faust« 89 mal, der »Egmont« 62 mal, »Götz von Berlichingen« 45 mal, »Iphigenia auf Tauris« 41 mal, »Torquato Tasso« 20 mal, »Clavigo« 19 mal, »Die Geschwister« 25 mal, »Die Laune des Verliebten« 3 mal aufgeführt. Daß die 1896 und 1899 veranstalteten Cyclen von Goethes Dramen den genannten Werken auch noch die »Stella« (die Tragödie, nicht das »Schauspiel für Liebende«) »Die Mitschuldigen«, den »Bürgergeneral«, auch »Paläophron und Neoterpe« und das Vorspiel »auf dem Theater« zum »Faust« gesellten, mag nur kurz bemerkt sein, fiel auch, »Stella« ausgenommen, kaum mehr ins Gewicht, als die wiederholten früheren Versuche mit Goethes Singspiel »Jery und Bätely« (das schon 1823 mit Reichardts, 1846 mit Lecerfs Musik gespielt wurde) oder mit Goethes Uebertragungen Voltairescher Tragödien. Viel tiefere und nachhaltigere Bedeutung hatten die erneuten Anläufe zur theatralischen Verkörperung des zweiten Theiles des »Faust«, deren erster am 29. August 1880 unternommen wurde und mit 49 Wiederholungen die Gesammtdarstellung der Dichtung (der der »Prolog im Himmel« voranging) auf der Dresdener Hofbühne einbürgerte.[1] Die tiefsten und erhebendsten Wirkungen gingen dann freilich immer aufs neue von den Aufführungen des ersten Theils des »Faust«, des »Egmont«, der »Iphigenia«, des »Torquato Tasso«, des »Götz von Berlichingen« und »Clavigo« aus. Einen überraschenden Beleg, daß es während vieler Jahrzehnte und immer wieder hochgebildete, mit Goethes Poesie innerlich vertraute Menschen gab, die dennoch den Eindruck der Goethischen Dramen von der

[1] Die benutzten Verzeichnisse im Archiv des K. Hoftheaters zu Dresden.

Bühne herab erst spät erfuhren, gewähren die veröffentlichten Auszüge aus den Tagebüchern des Historienmalers und Direktors der Gemäldegallerie Julius Schnorr von Carolsfeld. Als der geniale Schauspieler Bogumil Dawison den großen Maler am 16. November 1852 besuchte, bemerkte Schnorr in seinen Aufzeichnungen über diesen Besuch: »Er freut sich, daß wir Antheil an seinem Spiel nehmen. Er bespricht sichtlich gern seine Rollen. Morgen giebt er den Mephistopheles. Er erklärt, daß er den Volksteufel, den Krampus, nicht geben könne, er werde als ein unheimlicher Mensch erscheinen. Die Bezeichnung, die dem Mephisto werde, wenn gesagt wird, daß er einem Kavalier gleiche, sei unvereinbar mit dem Pferdefüßigen. Wir freuen uns sehr der Bekanntschaft und fühlen uns innerlich aufgefordert Dawison morgen als Mephistopheles zu sehen.« Unter dem 17. November aber heißt es: »Die persönliche Bekanntschaft mit Dawison hatte uns angeregt ihn auch als Mephistopheles kennen zu lernen. Ohnehin haben wir Faust noch nie auf der Bühne gesehen. Die Wirkung der Darstellung ist eine außerordentliche. Dawison giebt den Mephistopheles meisterhaft, sowie die Bayer-Bürck als Gretchen vortrefflich ist. Auch Walthers Leistung (als Faust) ist befriedigend und die ganze Aufführung gelungen zu nennen. Der ungeheure Ernst des Stücks wirkt so, daß man kaum dazu kommt den Beifall bezeugen zu können.«[1] Wenn für einen Mann wie Schnorr von Carolsfeld und dessen Familie die dramatische Wirkung eines Goethischen Hauptwerkes 1852 noch völlig neu sein konnte, so gab es natürlich ganze Lebenskreise und zahlreiche Menschen in Dresden, denen solche Kunstoffenbarung noch weit später zu Theil wurde. Ein geistvoller Schriftsteller wie Karl von Beaulieu-Marconnay, der seit 1867 in Dresden lebte und hier unter anderen auch seine interessanten Studien »Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch«, sowie seine Biographie Dalbergs schrieb, hatte eben durchaus Recht, wenn er in einem Briefe vom 6. Mai 1876 bemerkt: »Die Klassikervorstellungen, wie die Schuleinführungen in Goethe und Schiller haben, wie Alles in der Welt, eine schlimme Kehrseite. Das unendliche Entzücken, mit dem wir in reiferen Jahren den Genuß eines bis dahin nicht gekannten Dichterwerkes und einer großen künstlerischen Vollkommenheit begrüßen, wird vor der Zeit unmöglich gemacht. Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn die

---

[1] Aus Julius Schnorrs Tagebüchern. Mitgetheilt von Prof. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld. Dresdner Geschichtsblätter, herausgegeben vom Verein für Geschichte Dresdens. 1895. Heft I—IV.

Iphigenie der Clara Ziegler die erste gewesen wäre, die ich gesehen und gehört hätte. Mitten in den Schauern, die mir ihr ergreifender Vortrag des Parzenliedes weckte, fielen mir doch die verschiedenen Komödiantinnen ein, die ich gerade diese goldnen Verse wie stroherne habe abhaspeln hören. Es braucht sich keiner zu beklagen, der was Gutes spät kostet, so's nicht gerade zu spät wird.« Aehnliche private Zeugnisse für das beständige Fortleben der Goethischen Dichtung in den Einzelnen ließen sich noch mehrfach beibringen. Die Theaterkritik, auch die beste, kann doch immer nur die allgemeinsten und äußerlich erkennbarsten Wirkungen lebensvoller Dichtungen auf ein Publikum wahrnehmen und verzeichnen und weiß nichts von solchen Intimitäten. Und doch spiegelt sich selbst in ihr, wenigstens in der Dresdner Theaterkritik der sechziger und siebziger Jahre (wobei natürlich nicht alle Zeitungsberichterstattung zur Theaterkritik erhöht werden darf) die beständige Vertiefung wie die Verbreitung des Gefühls und Verständnisses für Goethische Poesie in dem zur Großstadt emporwachsenden Dresden.

Bei dieser Allgemeinheit der Empfindung ward bis in die achtziger Jahre hinein kaum eine Wirkung der neuen Gegenströmung erkennbar, deren tiefste und nachhaltigste Quellen der geniale Dichter Otto Ludwig, der von 1851 bis zu seinem im Februar 1865 erfolgtem frühen Tode gleichfalls Dresden angehörte, in der Stille seines Arbeits- und Krankenzimmers, in der unablässigen Schürfarbeit seiner zugleich großartig einsichtigen und grüblerisch einseitigen Shakespeare-Ergründung erschlossen hatte. Wenn Ludwig zögernd und zweifelnd das Wort sprach: Goethe habe »von der Natur zu passiv gedacht, überhaupt von der Natur nur die stillere passive Seite reproduzirt,« seine Natur sei, im Gegensatz zu der ganzen Natur im Shakespeare und im Sophokles doch nur eine halbe gewesen, so wußte er auf der andern Seite gut genug, daß Beide, Goethe wie Shakespeare »bei gleich idealer Behandlung auf entgegengesetztem Wege gehend, das ähnliche erreichen, Goethe durch Zusammendrängen, Shakespeare durch Ausdehnung der Gestalten diese von der gemeinen Wirklichkeit isolirend.« Er sagte sich, daß Goethe wie Shakespeare »das Primitive und Schlanke, das Wunderbare, die kurzen Szenen, den reichen Wechsel, die Mischung des Heitern und Ernsten, die verschwindende Kausalität, wodurch es scheint, als habe die Phantasie allein alles geordnet, die ideale Behandlung von Zeit und Ort, das Erheben des Dialogs über die gemeine Wirklichkeit, das Ausklingen der Stimmung und das Abschließen der einzelnen Szenenstimmungen gegeneinander,

das poetische Sichgehenlassen des Gehaltes bei völlig versteckter Maschine, das Vorherrschen des Zuständlichen, auch des Leidens über das Handeln«[1] völlig gemein hätten und träumte nicht davon, einem neuen Versuch den deutschen Dichter aus Seele und Sinn seines Volkes hinwegzuspülen, die Dämme aus dem Wege zu räumen. Nichtsdestoweniger bildete Otto Ludwigs Wort von der »halben Natur« in Goethe seit dem allmählichen Bekanntwerden der Ludwigschen »Shakespearestudien« und seit dem Beginn der naturalistischen Bewegung der achtziger Jahre, die Hauptlosung. Die damit allein aufgeworfene Frage von der Spannungskraft und den Grenzen der Naturaufnahme wie von der Eigenart der Naturwirkung in einem großen Dichter hätte höchstens Anlaß zu tieferen Untersuchungen und ästhetischen Auseinandersetzungen geben, die Einsicht von Goethes Größe und Verdienst am Ende nur festigen und vertiefen können. Aber mit der Springfluth aus Ludwigs Quell verbanden sich alsbald trübere Gewässer zu reißender und bedrohlicher Strömung. Die niemals überwundene Abneigung des politischen, sozialen und philosophischen Radikalismus gegen Goethe, die tausendmal widerlegten und fast willkürlichen Behauptungen der Romantiker, daß der wahre Goethe nur diesseits von Weimar zu finden sei, die wunderliche Genievergötterung, die neben »Götz«, »Werther«, »Stella« und dem Urfaust die Frankfurter Schönbartspiele maßlos pries und »Iphigenia«, »Tasso«, »Wilhelm Meister« und »Hermann und Dorothea« akademisch schalt, die revolutionäre roh selbstische Leidenschaft Ruhmsüchtiger, die dem geschiednen Dichter und seiner Poesie ihr: steh auf, damit ich mich setze, zuherrschte, sie alle verbanden und vermischten sich mit den von der realistischen Kritik aufgeworfenen Streitfragen. Natürlich erhielt auch Dresden seinen wohlgemessenen Antheil von dem allen. Ein wunderlicher Zufall hatte auch den »Urfaust«, der die Lösung so vieler alter Zweifel brachte, so manche willkürliche Hypothesen beseitigte, um auf der Stelle der Ausgangspunkt neuer zu werden, durch Erich Schmidt in einem Dresdner Hause auffinden lassen. Daß sich aber alsbald auch in dieser Stadt, die nun ein Halbjahrhundert einer der festesten Sitze der Goethe-Verehrung und Goethe-Erkenntniß gewesen war, beredte und entschlossene Wortführer der neuen Bewegung wider Kunst und Person des Dichters, wider Geltung und Einfluß seiner Dichtung fanden, war kein Zufall und hing mit allgemeinen Verhältnissen, mit un-

[1] Otto Ludwig, Studien. Gesammelte Schriften, herausgegeben von Ad. Stern und Erich Schmidt. 5. Band. (Leipzig 1891.) S. 346 u. 347.

vermeidlichen Kämpfen im lokalen Kunstleben zusammen. Für gewisse enge und ausschließlich vom politischen Leben beherrschte Naturen reichte es aus, daß Fürst Bismarck Shakespeares Dichtung der Dichtung Goethes vorgezogen hatte, um sich von Goethe abzuwenden und des großen Staatsmanns flüchtiges Wort zu Abeken: »von Goethe schenke ich Ihnen auch drei Viertel. Das übrige freilich — mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl eine Zeitlang auf einer wüsten Insel leben« wurde für sie, unter Weglassung des letzten entscheidenden Hauptsatzes, zu einer Art Evangelium. Mochte man gerechterweise dieser neuen gegnerischen Partei immerhin zugeben, daß eine ungesunde ästhesirende Schwelgerei in Einzelheiten Goethischer Lyrik, eine kleinliche Lust an unwesentlichen Aeußerlichkeiten und die bloße Neugier des Sammlergeistes sich in die Goethelecture, wie die Goetheliteratur mannichfach eingeschlichen hatten und Dresden davon so wenig freigeblieben war, als irgend ein größerer Mittelpunkt geistiger Interessen — so blieben doch neunundneunzig Hundertstel des Widergeistes und erneuten Widerspruchs so völlig unberechtigt, als der Versuch die Liebe für den Dichter gleichsam methodisch auszuwurzeln völlig hoffnungslos war.

Um so hoffnungsloser, als sich nach wie vor der Ueberzahl der Unbefangnen der Brunnen des lebendigen Genusses, der aus Goethes Dichtung strömt, nicht verschliessen läßt. Was war gewonnen, wenn die kritischen Bestrebungen die Werthschätzung von Goethes Lyrik etwa auf ein Drittel oder Viertel der unmittelbarsten und ergreifendsten Gedichte einzuschränken, den »Faust« ausschließlich für lebendig und wirksam zu erklären auch nicht so spurlos an der Aufnahmefähigkeit der Genießenden abglitten, als sie es thaten? Die der Versenkung in auch nur einige Schöpfungen eines poetischen Genius innewohnenden Trieb- und Expansionskraft hätte ja doch jederzeit von den angeblich allein noch wirksamen Werken zu den anderen zurückführen müssen! Die Goethegemeinde, innerhalb der großen Kirche, die auch in Dresden ihr Dasein durch verhältnißmäßig zahlreiche Beitritte zur Goethe-Gesellschaft (1889 zählte diese in Dresden 70, 1899 aber 73 Mitglieder aus den verschiedensten Kreisen der Dresdner Bevölkerung), durch Gründung eines eigenen Goethe-Vereins (1895), durch mannigfache literarische Veröffentlichungen kundgab, fiel hierbei viel weniger ins Gewicht, als die enthusiastische Frische, der überaus lebhafte immer erneute Antheil des größeren Publikums in Dresden an allen Aufführungen und öffentlichen Vorträgen Goethischer Dichtungen.

An der Auswahl und Ausdehnung der beiden »Goethe-Cyclen« im Königlichen Schauspielhause, die 1896 und 1899 mit je sieben Abenden stattfanden, konnten literaturgeschichtliche Einwirkungen einen gewissen Antheil haben, auf die frische Empfänglichkeit, die Spannung des Publikums und die großen Erfolge beider Cyclen blieben sie natürlich völlig einflußlos. Die genauere Beobachtung der Zuschauerschaft beider Folgen Goethischer Dramen und ihres Verhaltens bei den so ungleich wirkenden Dichtungen ergab im Ganzen ein erfreuliches Verständniß, eine Skala, die sich von der Lust am Ungewöhnlichen, minder Bekannten, zur wärmsten Theilnahme am Neueindruck des längst genossenen Schönen, zur tiefsten Erschütterung bei den mächtigsten Offenbarungen Goethischer Dichtung steigerte. Auch war leicht festzustellen, daß der pädagogische Geist, der seit zwei Menschenaltern an der Einführung der Jugend in Goethes Welt hier wie anderwärts mehr und minder glücklich Antheil genommen hatte, für die letzte und nachhaltigste Wirkung jener Bühnenabende keineswegs entscheidend wurde. Die thöricht genug von einzelnen Widersachern des Dichters gestellte Frage: »hat Goethe noch ein Publikum?« wurde hier laut und weithin erkennbar wenigstens für Dresden mit freudigem Ja beantwortet. Die stillere Sprache der fortgesetzten Verbreitung Goethischer Werke in großen und kleineren Ausgaben wie in Einzeldrucken aller Art bleibt leider in der Statistik des lokalen Buchhandels verborgen; übrigens unterliegt es keinem Zweifel, daß auch sie, lautwerdend sich zu einem kräftigen Protest dagegen erheben würde, daß über die engsten Kreise derer hinaus, die unablässig die elementarste Gewalt neuer Dichtung, die mächtigste Ursprünglichkeit suchen und fortgesetzt nur das Ergrübelte und Unnatürliche zu finden wissen, nirgend ein Verzagen am vollen Leben oder der vollen Wirkungsfähigkeit der Poesie Goethes obwaltet. Was 1832 in einem schlichten Dresdner Hause beim Tode des Gewaltigen ausgerufen wurde, gilt für uns, für das deutsche Volk und für die Welt: »Goethe stirbt nicht!«





7.

Goethe und die Porzellan-Fabrik zu Ilmenau.

Von

Wilhelm Stieda.

Unter dem Einflusse der Errichtung der ersten deutschen Porzellan-Manufaktur auf der Albrechtsburg in Meißen im Jahre 1710 begann man an vielen Orten mit den Versuchen, dem ängstlich gehüteten Geheimniß der Porzellanbereitung auf die Spur zu kommen und ebenfalls Fabriken ins Leben zu rufen. So entstanden in der Zeit von 1718 bis 1758 die Etablissements von Wien, Höchst, Fürstenberg, Frankenthal, Ludwigsburg, sowie die Wegely'sche Fabrik zu Berlin, der ungefähr zehn Jahre später die Gotzkowsky'sche Anstalt folgte, die 1763 von Friedrich dem Großen erworben wurde. Theils ist offenbar wenn die Regenten kühne Unternehmer privilegirten oder auf eigene Rechnung Fabriken eröffneten, der Wunsch maßgebend gewesen das saubere und schmucke Geschirr, das freilich nur langsam das zinnerne und irdene verdrängte, wohlfeiler im eigenen Lande zur Verfügung zu haben. Theils beherrschte aber auch die merkantilistische Idee die Regierungen, daß es vortheilhaft sei, Industrieen, insbesondere Exportindustrieen großzuziehen, um auf diese Weise den Abfluß des Geldes für von auswärts bezogene Fabrikate zu verhindern und womöglich für den Absatz der eigenen Erzeugnisse ins Ausland selbst Geld ins Land hineinzubekommen.

Auf dem Thüringer Walde nicht minder als anderswo tauchten die gleichen Wünsche und Gedanken auf. Gerade die Geschichte der hier errichteten Anstalten ist noch in ziemliches Dunkel gehüllt und ich bin eben erst seit einiger Zeit an der Arbeit durch archivalische Studien, die um so mühsamer sind, als das Material in mehreren Archiven verstreut ist, dasselbe aufzuhellen. Soviel scheint indeß als sicher angenommen werden zu dürfen, daß die Böttgersche Erfindung in Thüringen zum zweiten Male gemacht ist. Ohne nachweisliche Berührung mit Böttger oder Arbeitern aus der Meißner oder anderen Fabriken, ist die thüringische Porzellan-Industrie erwachsen. Es mochte hier um so mehr Veranlassung zur Einbürgerung des neuen Industriezweiges gegeben sein, als die Bevölkerung der Waldorte notorisch arm war und in dem Walde selbst eins der wichtigeren Erfordernisse, das Brennmaterial, verhältnißmäßig wohlfeil zu haben war. Demgemäß mußte eine neue industrielle Thätigkeit, die auf den Schätzen des Landes beruhte, besonders willkommen sein. So wird es erklärlich, daß seit 1762 bis gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts etwa ein Dutzend Porzellanfabriken in verschiedenen thüringischen Ländern entstanden.

In Ilmenau wurde eine Porzellan-Fabrik im Jahre 1777 eröffnet. Um die Concession zu ihrer Eröffnung hatte sich im April des genannten Jahres ein gewisser Christian Zacharias Gräbner beworben. Nach seiner Angabe bestand bereits in Breitenbach eine »feine Porzellanfabrik«[1], so daß sein Wunsch dort eine solche zu eröffnen, auf Schwierigkeiten stieß. Da er nun zu wissen glaubte, daß in der nächsten Umgebung von Ilmenau die geeigneten Rohmaterialien vorhanden wären, wollte er dort ein neues Etablissement in Gang bringen. Das Regimen Wimariense d. h. die zur Fürstlich Sächsischen Regierung verordneten Kanzler und Räthe hatten, zum Gutachten über Gräbners Gesuch aufgefordert, kein Bedenken dasselbe zu befürworten und da Gräbner es sehr eilig hatte, wies der Herzog Karl August am 3. Juni die Kammer an die Concession auszustellen. Auf diese Weise kam denn, gestützt auf das Privileg vom 18. Juli 1777 die Anstalt wirklich in Betrieb.

Gräbner kaufte ein Grundstück, auf dem früher die Raths-Ziegelhütte gestanden hatte nebst der Kappaufischen

---

[1] Ueber sie haben sich im Fürstl. Schwarzburgischen Archiv zu Sondershausen bis jetzt keine Acten gefunden. Demmin Guide de l'amateur de faïences et porcelaines II, 1074 nimmt an, daß in Breitenbach eine Porzellanfabrik im J. 1762 begründet wurde. Ein Privileg von 1783 für diese Anstalt hat sich im Archiv des Landrathsamts in Gehren erhalten.

Oelmühle und richtete sein Werk ein, das anscheinend in den ersten Wochen ganz gut in Gang kam. Wenigstens läßt sich das daraus schließen, daß auf seinen Antrag der Herzog unter dem 17. April 1779 ein Mandat erließ, nach dem das Hausiren mit ordinairem ausländischen Porzellan und Steingut an »Thee- und Caffeezeug« verboten wurde.

Aber bald wandte sich das Blatt. Gräbner hatte wenig oder gar kein eigenes Betriebskapital und die Durchführung seines Vorhabens war ihm nur möglich gewesen, indem der Herzog aus seiner Schatulle Vorschüsse gespendet hatte. Auch war dem Unternehmer aus den herrschaftlichen Waldungen Brennholz, soviel als für die Fabrik erforderlich war, auf Credit verabfolgt worden. Auf diese Weise schuldete Gräbner dem Herzog bis zum 6. März 1783 die Summe von 9189 Reichsthalern, für welchen Betrag er seine Fabrik »mit allen Zubehörungen, Inventarien-Stücken und Vorräthen zum ausdrücklichen Unterpfand« eingesetzt hatte. Dazu kam noch eine Schuld in der Höhe von 788 Reichsthalern und einigen Groschen für Holzlieferungen.

In dieser Nothlage, vermuthlich ohne rechte Hoffnung seiner drückenden Schuldenlast sich je entledigen zu können, deren Zinsen er nicht einmal aufzubringen vermochte, entschloß sich Gräbner zu einem bedeutsamen Schritt. Er machte mit dem Rath Bertuch, als dem Administrator der fürstlichen Schatulle zu Weimar, der von Anfang an ein lebhaftes Interesse für den neuen Gewerbszweig gezeigt hatte, einen Vertrag, durch den er sein Etablissement aus Händen gab. Nach diesem vom 28. Februar 1783 sollte die Fabrik unter der Aufsicht eines von der Schatull-Administration zu bestellenden Inspectors, Controlleurs und Factors für herrschaftliche Rechnung so lange verwaltet werden, bis es gelungen war sie schuldenfrei zu machen. Ueber die Verwaltung sollte jährlich Rechenschaft abgelegt und der etwaige Ueberschuß zur Tilgung der Schuld verwandt werden. Sobald die Schuld bezahlt wäre, sollte die Administration aufhören.

Ursprünglich war dabei geplant, Gräbner nebst Frau und Sohn gegen ein gewisses monatliches Salair mitarbeiten zu lassen. Indeß Gräbner hatte andere Gedanken im Sinne. Von Rußland aus war die Anregung ergangen, sachverständige Glashüttenarbeiter und Glasmacher zur Auswanderung zu bewegen. Gräbner suchte derartige Waghalsige zu vereinigen und wollte mit ihnen gemeinsam sein Glück im großen russischen Reich versuchen. Freilich wurde ihm, als sein Plan bekannt geworden war, mit Zuchthaus gedroht, falls er ihn ausführen würde und gegen ihn selbst, da er »de fuga suspectus«, dachte man mit einem

Personalarrest vorzugehen. Indeß Gräbner war nicht mehr in Ilmenau und nahm — ob mit oder ohne Glasarbeiter, bleibe dahingestellt — in der That seinen Weg nach Rußland.

Auf die Fabrik blieb die Schatull-Verwaltung nicht ohne Einfluß. Bertuch, ein sehr energischer Mann, der offenbar von dem Emporblühen der Fabrik viel erwartete, steckte noch mehr Geld hinein. Im April 1784 brannte das Brennhaus ab, sodaß man zu einem Neubau desselben schreiten mußte und bei der Gelegenheit auch noch andere Anbauten und Erweiterungsbauten vornahm. Nach und nach waren auf diese Weise im Handumdrehen zu den früheren Schulden neue im Betrage von 9732 Reichsthalern hinzugekommen. Noch ehe es so weit gekommen war, hatte man, wahrscheinlich von dem Wunsche geleitet, die Hände ganz frei zu bekommen, den Gräbner veranlaßt, einen Theil seiner Schuld zu bezahlen. Während das in dem Vertrage gar nicht vorgesehen war und Gräbner im Auslande weilte, erklärte man ihm, daß wenn er nicht bis zum December 1783 einen Theil seiner Schuld, nämlich 2000 Thaler abtragen oder der Fabrik für diesen Betrag Absatz ihrer Fabrikate verschaffen könne, man gegen ihn klagbar werden würde.

Gräbner antwortete aus Reval, daß er nichts zu zahlen im Stande sei und sich an seinen Administrations-Vertrag halte. Auch sein Stiefsohn Joh. Heinr. Friedr. Greiner bat im April 1784, daß die Verwaltung so lange fortgesetzt werden möchte, bis sein Vater zu Ostern nächsten Jahres aus Rußland heimgekehrt sein würde. Wie es scheint, ging man darauf ein; aber als man nun längere Zeit nichts von dem Flüchtigen hörte, er auch zu Ostern 1784 nicht in Ilmenau erschien, wurde eine Klage gegen ihn angestrengt wegen des Restes der Gelder, die Gräbner für das seiner Fabrik gelieferte Holz schuldig war. Zum Termin erschien Niemand von Seiten des Schuldners, und nun entstand die Frage was thun. Man hatte die Möglichkeit die Administration fortzusetzen so lange bis es Gräbnern gefällig sein würde seine Ansprüche geltend zu machen oder man konnte die Fabrik versteigern lassen und sie dann für den Herzog oder dessen Schatulle, die die Hauptgläubigerin war, erstehen.

Auf Grundlage eines ausführlichen Berichts, den der Rath Bertuch am 18. Oktober 1785 erstattet hatte, trat die Fürstliche Regierung in Berathung und hierbei war es nun, daß auch Goethe zu Worte kam.

Am 11. Januar 1782 war bekanntlich jenes charakteristische Rescript des Herzogs an die Kammer ergangen, in dem allerdings die Leitung der Geschäfte dem jedesmal vorsitzenden geheimen Kammerrathe übertragen, aber gleich-

zeitig die Anweisung ertheilt wurde, über alle in das Departement der Kammer fallenden Angelegenheiten mit Goethe Rücksprache halten zu wollen, »da Wir unserem Geheimen Rath Goethe Gelegenheit sich mit denen Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fache in der Folge nützliche Dienste zu leisten verschaffen wollen.«[1]

Offenbar auf diese Verfügung ist es zurückzuführen, daß Goethe in der Frage der Erwerbung der Porzellanfabrik ebenfalls gehört wurde. Der geheime Kammerrath Johann Christoph Schmidt sagte am Schlusse seines Berichtes, in dem er sich über das Bertuch'sche Gutachten geäußert hatte: »Ich wünsche daher, daß des Herrn Geheimden Raths von Goethe hochwohlgeboren die Gütigkeit haben möchten etwa desfals mit dem Kammermeister Bechmann oder dem Lotteriekassier Julius vorher zu sprechen, damit selbige an Hand gehen könnten, wie etwa sothane Bilance am füglichsten zu der bemelten Absicht einzurichten sey.«

Diesem Ansinnen hat Goethe sofort entsprochen und das Resultat seiner Unterredung mit dem Kassier Julius alsdann wie folgt aufgezeichnet:

»Nach dem in vorliegendem Voto geäußerten Wunsche habe ich den Lotterie Caßier Julius über die vorliegende Sache gehört welcher seine Meynung dergestalt von sich gegeben:

Wenn man zu einer kurzen und vollkommenen Übersicht über das Ganze der Ilmenauer Porzellan Fabrick gelangen wolle, so seye wie schon bemerckt worden, vorzüglich nötig:

1) eine richtige Angabe sämtlicher zur Fabrick gehörig gewesenen Gebäude, vorräthig gewesenen Waaren und Effeckten, nach ihrem damaligen wahren Werthe nebst allen Activis und Passivis, wie alles beym Anfange der Administration übernommen worden.

Eine solche Angabe sey der Grund der ganzen Sache, und es könnte solche, im Fall es nicht bereits zu jener Zeit geschehen, wohl noch jetzt aus denen diesfalls verhandelten Ackten, Rechnungen und übrigen Nachrichten in Form eines Inventarii gefertigt werden. Ohne ein dergl. richtiges Verzeichniß oder Inventarium würde nicht zu übersehen seyn, inwiefern Seren. Schatulle, wegen der älteren dem Fabrikanten Gräbner, gethanen Vorschüsse, durch die erhaltne Hypothek schon damals sichergestellt worden sey. Gut wäre es auch, wenn über den Verkauf der damals vorräthig gewesenen Gräbnerischen Waaren,

[1] C. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen 1834, S. 2—4.

sowohl über Einnahme als Ausgabe separate Rechnung geführt worden wäre.

2) Würde gleichfalls ein Verzeichniß des dermalen bestehenden wahren Werths, der jetzt existirenden, sämtlichen zur Fabrick gehörigen sowohl ältern als neuern Gebäude, Effeckten, vorhandnen Waaren ingl. der Activorum und Passivorum zu fertigen seyn.

Die Waaren dürften aber nicht nach ihren Verkaufspreisen, sondern nur wie selbige der Fabrick selbst zu stehen kommen, angesetzt werden. Hieraus würde sich dann ferner der ganze jetzige Vermögensstand der Fabrick ergeben, auch zu ersehen seyn, ob die aus Seren. Schatulle der Fabrick geleisteten, sowohl ältern als neuern Vorschüsse noch würcklich vorhanden seyen oder nicht, ingl. ob die Fabrick während der Administration profitirt oder eingebüst habe. Auf diese Art könne auch von Jahr zu Jahr, wenn damit continuirt würde, der künftige wahre Bestand der Fabrick gar leicht eingesehen werden. Eine Bilance blos über Einnahme und Ausgabe während der geführten Administration, aus denen Rechnungen zu extrahiren, würde nur dazu dienen um zu sehen wozu die hergeschossenen Gelder verwendet worden sind, die wahre Übersicht des eigentlichen jetzigen Vermögensstandes der Fabrick aber mögte |: seinem Dafürhalten nach :| nicht ganz dadurch erlangt werden.

3) Was diesen Punkt betrifft, so wünschte ich, daß derselbe nicht noch gar zu sehr auf blosen Hoffnungen beruhte, indeßen wird vorzüglich darüber Nachricht und Auskunft zu erfordern seyn.

Übrigens conformire ich mich in allem vorliegendem Voto. sm. G.[1]

In der Folge wurde durch einen Kammerbeschluß vom 8. November 1785 der Rath Bertuch ersucht noch weitere Angaben zu machen, ehe man sich zur Uebernahme der Fabrik auf Rechnung der herzoglichen Schatulle entschließen könne. Namentlich wurde ein »specifiques Verzeichniß« des derzeitigen Werths der vorhandenen sämmtlichen zur Fabrik gehörigen, sowohl älteren als neueren Gebäuden, Effekten, Waarenvorräthe der »Activorum und Passivorum« gewünscht. Und hier hatte der Geheimrath Schmidt im Hinblick auf das »Votum Goethianum« an den Rand bemerkt: »Es schadet meines Erachtens nicht, daß nach der

[1] Das Original, vollständig von Goethes eigener Hand geschrieben, findet sich in den Acten des Geheimen Haupt- und Staatsarchivs zu Weimar, B. 6620, S. 61—62. Sie sind es auch, die der Erzählung von den Schicksalen der Porzellanfabrik zu Ilmenau zu Grunde gelegen haben.

Intention des Herrn Geheimrath von Goethe hier die Gebäude wieder mit angesetzt werden sollen, weil dieses Verzeichniß dazu dienen soll, um den jetzigen guten Bestand der Fabrik und ob und in wie weit die herrschaftlichen Lasten sowohl in Ansehung der älteren als neueren Vorschüsse gesichert seien, zu übersehen.«

Die Administration der Fabrik auf herrschaftliche Rechnung muß doch nicht ganz den Erwartungen entsprochen haben. Denn ehe noch die Frage entschieden war, ob der Fürst die Fabrik kaufen sollte, begannen im März 1786 die Verhandlungen mit dem Porzellanfabrikanten Gotthelf Greiner in Limbach über ihre Verpachtung.

Der Herzog wollte diesem Manne, der durch seine Bemühungen um die Hebung der Porzellan-Fabrikation sich einen geachteten Namen gemacht und in Limbach wie in Wallendorf Porzellan-Fabriken angelegt hatte, die Ilmenauer Fabrik in Erbpacht geben. Das vorräthige Waarenlager sollte Greiner zu einem proportionalen Preise käuflich übernehmen und außerdem 2000 bis 3000 Reichsthaler bezahlen.

Gegen diesen Vorschlag wandte sich nun der Geheimrath Christ. Friedr. Schnauß, indem er ungefähr Folgendes ausführte. Man müsse fürchten, daß Greiners Absicht dahin gehen würde, die Ilmenauer Fabrik zu ruiniren und seine eigene Limbacher Fabrik auf ihren Ruinen zu befestigen. Er würde alle Arcana, Formen, Correspondenz u. dgl. m., die er kennen lernen würde, dazu benutzen, die Arbeit in Limbach zu verdoppeln und Ilmenau liegen lassen. Möglicherweise würde er auch die besseren Arbeiter nach Limbach ziehen, sodaß Ilmenau nach einigen Jahren als caput mortuum zurückgehen würde. Besser wäre es den Spieß umzudrehen und Garantien zu schaffen, daß die Limbacher Fabrik niedergedrückt werde.

Diese Befürchtungen scheint Goethe getheilt zu haben. Denn neben die Auslassungen seines Collegen im geheimen Concilio, die ihm der Ordnung gemäß vorgelegt worden, bemerkte er eigenhändig: »da die Verpachtung der Fabrik nothwendig ist, so macht sie sich ohngeachtet der begründeten Bedenklichkeiten auch räthlich. Uebrigens geht mir keine Erinnerung bey, die in vorliegenden Votis nicht schon bemerkt worden wäre«

s. m. Goethe[1]

Wie man sieht, war Goethe in Bezug auf die Beurtheilung der Lage der Porzellan-Fabrik keineswegs selbständig und er scheint für diesen Industriezweig überhaupt

---

[1] a. a. O. B. 6620.

nur wenig Interesse gehabt zu haben. Während er für das Bergwerk die größte Sorgfalt an den Tag legte, auch der Wollenfabrikation von Hetzer und Schnepps in Ilmenau alle Aufmerksamkeit angedeihen ließ, für sie sogar Muster und Tabellen mitbrachte,[1] wird uns nicht gemeldet, daß er die Porzellan-Fabrik in Ilmenau mit einem Besuche beehrt hätte. Auch in den nächsten Jahren 1785 und 1786, in denen er sich ja amtlich hatte äußern müssen, tritt nach außen nicht hervor, daß das Schicksal dieser Fabrik ihn noch weiter beschäftigt hätte. Wahrscheinlich hat er ihr keine rechte Wichtigkeit beigelegt.

Im Herbst 1786 war er zuerst in Karlsbad. Daran schloß sich die italienische Reise und auf ihr wurde ihm die freudige Nachricht zu Theil, daß der Herzog beabsichtige, ihn von den Kammergeschäften mehr zu entbinden und deren nähere Aufsicht dem Geheimrath Schmidt zu übertragen.[2] Goethe begrüßte diese Entscheidung offenbar mit größter Genugthuung und hat nach seiner Rückkehr so wenig wie in anderen Kameralgeschäften in der Frage der Porzellan-Fabrik zu Ilmenau, die die Weimarische Regierung noch lange in Athem halten sollte, das Wort ergriffen. Obwohl im Rescript von 1788 ihm die Berechtigung zuerkannt war, den Sessionen des Collegii beizuwohnen und sogar auf dem für den Herzog reservirten Stuhle Platz zu nehmen,[3] so war doch, wie Goethe selbst es ausdrückt, sein »bestes Vorbültniß zu Ihrem (des Herzogs) Oekonomischen die Freundschaft« zu seinem Nachfolger.[4]



[1] Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe 1863, I, S. 30—31. Brief Goethes aus Ilmenau vom 18. October 1784.
[2] Briefwechsel S. 75.
[3] Briefwechsel S. 117.
[4] Briefwechsel S. 118.



III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.





1. MISCELLEN.

A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken.

1. Zu Goethes Briefwechsel mit Lavater.

I.

In seinen *Beiträgen zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung J. K. Lavaters* theilt Hegner S. 99 eine Stelle aus einem Goethebriefe mit, die sich in keinem der auf uns gekommenen Briefe Goethes wiederfindet; sie lautet:

»Lieber Lavater, eine Bitte! Beschreibe mir mit der Aufrichtigkeit eines Christen, aber ohne Bescheidenheit — Gerechtigkeit ist gegen die, was Gesundheit gegen Kränklichkeit — Deine ganze That wider den Landvogt Grebel, was Deine Schrift oder Rede veranlaßt, was darauf erfolgt ist, plutarchisch — damit ich Dich mit Deiner That messe, Du braver Geistlicher! Du theurer Mann! Eine solche That gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder aufleben, wollt' ich mich mit der Welt wieder aussöhnen. Schreib mirs ganz, ich beschwöre Dich — um Deinetwillen«.

Da Lavaters Auftreten gegen Grebel in das Jahr 1762 fällt und eine ausführliche Darstellung des Processes 1769, vier Jahre vor Beginn des Briefwechsels zwischen Lavater und Goethe, erschien, nahm man bisher an, daß obige Zeilen *vor* der ersten Begegnung der beiden Männer, also vor dem 23. Juni 1774, geschrieben seien.[1]

Allein ich wüßte nicht, wo unser Fragment in die vom 23. August 1773 bis zur persönlichen Bekanntschaft sich erstreckende Briefreihe eingefügt werden könnte. Wohl aber ist mir eine Thatsache bekannt, die *nach* Lavaters Emser

[1] Siehe Goethes Briefe, W. A. Bd. 3, S. 296.

Badereise, in den August 1774 fällt und ohne Zweifel Goethe veranlaßte, obige Zeilen an seinen Züricher Freund zu richten. Ich entnehme gedachte Thatsache einer von Lavater an Goethe gesandten, zum Einrücken ins Frankfurter Journal bestimmten Nachricht, deren in der Correspondenz der beiden Männer mehrfach Erwähnung geschieht.[1]

Diese Nachricht, von der sich in Lavaters handschriftlichem Nachlaß in Zürich eine Copie erhalten hat, ist vom 1. September 1774 datirt und der schweizerische Gottesmann beginnt sie mit den Worten: »Es ist in dem Stücke dieses Journals unmittelbar nach der Anzeige einiger neuerlich herausgekommenen Predigten von mir zugleich eine Zuschrift *Der besiegte Landvogt* angekündigt und feilgeboten worden«. Demnach war damals im Frankfurter Journal die 1769 bereits erschienene Schrift *Der von J. K. Lavater glücklich besiegte Landvogt* wieder feilgeboten worden und es ist somit unser Brieffragment in den August 1774 zu versetzen.

2.

Bekannt ist das Wort über den Verfasser des Pilatus, das Hegner a. a. O. S. 153/154 aus Lavaters Goethe-Correspondenz im Auszuge, Ludwig Hirzel in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 1892, S. 616/617 aus einem alten Excerptenheftchen *vollständig* mitgetheilt hat. Bisher war man der Meinung, dieses Urtheil über den Verfasser des Pontius Pilatus könne nicht an Lavater gerichtet gewesen sein. Hirzel meint a. a. O. S. 619, daß der Adressat in einem Goethe und Lavater gemeinsam befreundeten Züricher zu suchen sei. Hedwig Waser vermuthet in ihrer Schrift *J. K. Lavater nach U. Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen*, S. 88 in dem Adressaten den jungen Tobler. Eduard von der Hellen aber läßt sich in den »Lesarten« zum 6. Bande der Briefe Goethes S. 429 also vernehmen: »Daß dieses Urtheil aus Goethes Geist stammt, wird niemand anfechten, aber auch niemand wird bestimmen können, auf welchem Wege es in Lavaters Besitz kam, aus dem Hegner schöpfte«. — Goethe war es thatsächlich selbst, der das fragliche Schriftstück an Lavater schickte. Noch heute ruht in Lavaters brieflichem Nachlaß der Quartbogen, auf welchem es Goethe dem Verfasser des Pilatus selbst unterbreitet hat. Das Schriftstück ist von Goethes Sekretär Philipp Seidel geschrieben; in der letzten Zeile hat Goethe ein von Seidel ausgelassenes »mir« eigenhändig eingefügt. Auf der ersten Seite des Quartbogens steht rechts oben von Lavaters Hand »Goethe«.

---

[1] Siehe G.-J. XX, 1899, S. 249 ff.

Auf das Wort über den Verfasser des Pilatus folgt auf der 3. und 4. Seite unseres Quartbogens, durch 2 Querstriche vom Vorhergehenden getrennt, ein »Auszug aus einem Briefe. von K.« Der Zusatz »von K.« ist von Goethes Hand, das Uebrige wiederum von Seidel geschrieben. Dieser Briefauszug wurde von Hirzel a. a. O. S. 617/618 aus den vergilbten Blättern des gedachten Excerptenheftchens fälschlich als ein Auszug aus einem Brief von Goethe veröffentlicht. Er handelt von Lavaters »Brüderlichen Schreiben an verschiedene Jünglinge«, welche im Mai 1782 erschienen sind, besonders von dem Schreiben an den Grafen von Wartensleben. Die Hauptstelle lautet: »Wenn aber Lavater bekehren will, wenn er junge Leute und sogar einen Graf Wartensleben, der in die Welt gehen soll, ermahnt, keinem Menschen zu trauen, auch nicht einmal Gemeinschaft mit ihm zu haben, der nicht Christ sey, so finde ich es eben darum abgeschmackt, weil dadurch das erste Principium, warum man glauben kann und soll, aufgehoben wird, das Christenthum nicht mehr eine Herzenssache, sondern eine fanatische Wuth um ein zu erweisendes Dogma wird«. Auf die hier angeführte Briefstelle bezog sich ohne Zweifel eine Frage Goethes, die von Lavater in seinem (noch ungedruckten) Schreiben an Goethe vom 28. Juli 1782 folgendermaßen beantwortet wurde: »Daß Du nur fragen kannst, ob ich Wartensleben gegen Alles, was nicht Christ ist, so eingenommen habe?« In demselben Briefe polemisirt Lavater auch gegen manchen der in der Niederschrift »Ein Wort über den Verfasser des Pilatus« ausgesprochenen Gedanken. Da dieses Antwortschreiben Lavaters an Goethe, das demnächst an einem andern Ort zum Abdruck gelangen wird, wie schon bemerkt, vom 28. Juli 1782 datirt ist, hat Goethe offenbar im Juli 1782 den in Rede stehenden Quartbogen an den Züricher Propheten gesandt. Heinrich Funck.

---

2. *Clavigo in Wien.*

Im Goethe-Jahrbuch XIX. Bd. wird eine Aufführung des Götz von Berlichingen erwähnt, die eine gastirende Gesellschaft im Jahre 1783 am Kärntnerthor-Theater zu Wien veranstaltet hat. Es scheint wenig bekannt zu sein, daß das Kärntnerthor-Theater schon vorher auswärtigen Schauspieltruppen zur Aufführung deutscher klassischer Dramen überlassen worden ist. Kaiser Josef II. hatte 1776 die deutsche Schauspielgesellschaft in seine Dienste genommen, das Burgtheater vom 17. Februar 1776 ab zu ihren Vorstellungen bestimmt, das Kärntnerthor-Theater dagegen »für fremde Spektakel in allen Sprachen und Gattungen« gewidmet. Unter den ersten Bewerbern befand sich J. E. C. Waeser, Prinzipal

einer Gesellschaft, welche Nord-Deutschland bereiste und in Breslau ihren Stützpunkt hatte. Er bat um die Erlaubniß, bis Ende Fasching 1777 in Wien zu spielen, erhielt aber nur die Bewilligung, bis Ende August 1776 viermal wöchentlich Operetten aufzuführen. Seine Vorstellungen begannen am 20. Juni mit »Robert und Kalliste« und fanden freundliche Aufnahme. Anfänglich wurden nur Singspiele gegeben, dann folgten klassische Stücke, am 7. Juli Clavigo, am 11. Emilia Galotti, am 15. Minna von Barnhelm. Am 27. Juli beschloß »Der Aerndtekranz« die Gastspiele. Zu dieser letzten Vorstellung überließ Waeser »den Preis der Logen und des noblen Parterres der freien Willkür einer edlen Großmuth hoher Noblesse«.

Die Quelle für diese Mittheilungen ist das mehrfach publicistisch benutzte Tagebuch des Schauspielers Simon Schmelz, der u. A. der Hamburger Entreprise und der Döbbelin'schen Gesellschaft angehört und über seine Wanderfahrten von 1754 bis 1778 schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen hat. Das Tagebuch, aus dem schon gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Abschnitt von 1762 bis 1768 verloren gegangen war, befand sich zuletzt im Besitze des vormaligen Theaterdirektors Richard Kießling in Breslau und gelangte nach dessen Tode in den Antiquariatshandel. Kießling hatte in mehreren Formen Abschriften davon genommen, die das Breslauer Stadtarchiv in Verwahrung erhalten hat.

Waesers Fahrt nach Wien wird auch im Berliner lit. Wochenbl. Nr. 9 v. 31. August 1776 erwähnt. Das Gothaische Theaterjournal berichtet in den Jahrgängen 1777 und 1780 (2. St. S. 115 u. 121 ff. und 14 St. S. 68), daß Waeser bei seiner Abreise vom Kaiser 200 fl. als Douceur für die dem Hofe bewilligte Loge aus der Theatral-Kasse erhielt, und daß ihm freie Bühne, Dekorationen und Garderobe gewährt wurden. MAXIMILIAN SCHLESINGER.

---

3. *Zum Erlkönig.*

Im Goethe-Jahrbuch XIX, 1898 p. 305 hat Herr Joh. Bolte eine vlämische Erzählung mitgetheilt, welche offenbar nachträglich aus Goethes Balladen hervorgegangen ist; darauf weist schon der Erlenzweig hin, der ja mit dem Erlkönig nachweislich nichts zu thun haben kann.

Die vor der italienischen Reise entstandenen Balladen Goethes sind meist durchaus eigene, freie Erfindungen des Dichters, namentlich die vier populärsten, König in Thule, Fischer, Sänger, Erlkönig. Veranlaßt sind sie gewiß, wie alle Lyrik jener Zeit, durch persönliche Erlebnisse oder bestimmte geistige Situationen.

Die Person des Erlkönigs allerdings ist nicht Goethes Eigenthum. In den alten dänischen Heldenliedern (Kjämpe-Viser) stehen unter all den Kampfgedichten auch zwei Elfenmärchen, welche Herder in seine »Volkslieder« aufgenommen hat: »Elvershöh« (1, p. 152) und »Erlkönigs Tochter« (11, p. 158). Sie stehen auch in den Kjämpe-Viser nicht nebeneinander (p. 160 u. p. 698 der Ausg. v. 1787). Goethe hat beide Gedichte seit 1778 gekannt, aber nur das zweite benutzt.

Zum Vorschein kommt dann der Erlkönig bekanntlich erst vier Jahre später, bei der Aufführung der »Fischerin, auf dem natürlichen Schauplatz im Park zu Tiefurt an der Ilm vorgestellt«.

Auf den Erlkönig also beziehen sich die ersten Zeilen der Einladung, welche Goethe am 17. Juli 1782 an Caroline Herder richtete (Herder-Nachlass 1, p. 67). Im weiteren Verlauf dieses Gedichts wird auf die vier Lieder hingedeutet, die Goethe wörtlich aus den Volksliedern entnommen und in die Fischerin eingelegt hatte. Endlich fehlt auch die Erwähnung von »Erlkönigs Reich« nicht.

So hat Goethe deutlich genug auf den Ursprung, die Herkunft des Namens seiner Ballade hingewiesen.

Wo haben wir aber den Uebergang zu suchen von der dänischen Ballade, in welcher ein Ritter im Walde von der Elfentochter angelockt, aufs Herz geschlagen wird und stirbt — zu dem Kinde, das im Arm des Vaters sich vor Gespenstern zu Tode fürchtet? Wenn auch manche Einzelheiten des Erlkönigs auf das Lied von Herrn Oluf zurückzuführen sind, wenn auch die Schlußworte übereinstimmen,[1] so ist die Situation doch eine vollkommen verschiedene.

Ich glaube deutliche Spuren gefunden zu haben, welche den Jahren zwischen 1778 und 1782 angehören, aus denen sich die successive Entstehung der Ballade herleiten läßt.

Gleichwie man Studien mittheilt, die bildenden Künstlern als Vorübungen zu größeren Compositionen gedient haben, so mögen hier die Vorstudien des Dichters zusammengestellt werden, welche zur allmählichen Vollendung des Erlkönigs geführt haben mögen.

1. Im Tagebuche stehen unter dem 30. Januar 1779 folgende Worte:[2] »Clauer an Frizens Modell gearbeitet. Er findet doch endlich gott sey danck an dem schönen Körper ein übergros Studium. Und da er erst die Figur aus dem Kopf machen wollte weil der Körper zu mager sey, kan er jezt nicht genug dessen Schönheit bewundern. Die Geschichte,

[1] Herder hat die Schlußstrophen des dänischen Originals weggelassen und mit dem wirksamen: »war todl« geendigt.

[2] Goethes Werke, Weimarische Ausg. III. 1, p. 78.

wie es damit von Anfang gegangen ist, muß ich nicht vergessen.«

Wem fielen bei dieser Bewunderung des sechsjährigen Fritz Stein nicht die Schmeichelworte der Ballade ein: »Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt?« Ueberdies war die Leidenschaft des Elfenkönigs durch das Beispiel Oberons in Shakespeares Sommernachtstraum motivirt.

2. Unter dem 8. April 1779 stehen im Tagebuch die Worte:[1] »Abends nach Tiefurt geritten nahm Frizzen aufs Pferd.«

Aus dieser Thatsache konnte leicht die Situation der ersten Strophe der Ballade entstehen. Sie war unendlich natürlicher und einfacher als das Elfenmärchen.

3. Unterm 14. October 1780 schreibt Goethe in das Tagebuch:[2] »noch im Mondschein spazieren gerannt« und in derselben Nacht an Frau von Stein folgende Zeilen:[3] »Der Mond ist unendlich schön. Ich bin durch die neuen Wege gelaufen, da sieht die Nacht himmlisch drein. Die Elfen sangen:

Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen
Dann scheint uns der Mond
Dann leuchtet uns der Stern,
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern.

Um Mitternacht
Wenn die Menschen erst schlafen
Auf Wiesen an den Erlen
Wir suchen unsren Raum
Und wandeln und singen
Und tanzen einen Traum.«

Das sind also die Elfen, von denen der Vater sagt: »Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn« u. s. w. Besonders bemerkenswerth scheint mir das letzte Wort dieses Gedichts. Ist nicht in der Ballade das ganze Bemühen des Vaters darauf gerichtet, seinen Knaben beruhigend zu überzeugen, daß Alles, was ihn ängstigt, nur traumhaft nächtliche Täuschung sei?

Daß nun aber der Name des Erlkönigs mit Erlen, Ellern nichts zu thun hat, ist längst bekannt. »Ellerkongens« in der zweiten Strophe der dänischen Ballade heißt: Elfenkönigs. Auch hat Goethe selbst die Erlen, die im obigen Elfenliede

---

[1] Werke W. A. III. 1, p. 84.
[2] Werke W. A. III. 1, p. 125.
[3] Werke W. A. IV. 4, p. 314.

noch vorkommen, in seiner Ballade bei Seite gelassen und »die alten Weiden« dafür eingesetzt.

Indessen auch gegen das dänische »Ellerkongens« kann ich einen leisen Verdacht nicht unterdrücken. Im weiteren Verlaufe des Originals Str. 17 steht merkwürdigerweise »Ellekonens«, des Elfenweibes.

Auch dieses Wort übersetzen sowohl Herder, als auch W. Grimm[1] mit »Erlkönigs«, als ob es mit Str. 2 gleichlautete.

»Ellerkongens« war nur in seinem ersten Theile mißverstanden; von »Ellekonens« sind beide Hälften falsch wiedergegeben.

Das Fehlen zweier Buchstaben ist den Uebersetzern nicht aufgefallen, so wenig wie der Unterschied, der sich daraus ergiebt. Sie glaubten beidemal denselben Ausdruck setzen zu müssen.

Auch ich glaube, daß beidemal derselbe Ausdruck stehen muß; nur meine ich nicht: »Ellerkongens«, sondern vielmehr »Ellekonens«.

Ich weiß sehr wohl, daß in allen Ausgaben der Kjämpe-Viser von Peter Syo 1695 an bis 1787 die beiden Ausdrücke nebeneinander bestehen, in Str. 2 also »Ellerkongens«, in Str. 17 »Ellekonens«; ich zweifle aber, ob die erstere Form auch die ursprüngliche ist.

(Die kritische Ausgabe der Kjämpe-Viser von S. Grundtvig 1856, wo sich die Ballade nach der Handschrift von 1550 abgedruckt findet hat str. 17 die Lesart »i Ellekonens leg.«)

Meine Zweifel an der Richtigkeit von »Ellerkongens« gründen sich auf folgende Thatsachen:

1. In der dänischen Ballade kommt weiter kein Vater vor, wohl aber eine Mutter, welche die Hemden im Mondschein bleicht. Auf diese Mutter als Herrscherin glaube ich das »Ellekonens« Str. 17 beziehen zu müssen.

2. In alten, ächten Sagen scheinen Elfen oder Hexen sowenig, wie der Teufel, einen Vater zu haben, wohl aber meist eine Mutter. Zwar in den Kjämpe-Viser finden sich dafür keine Belege, da sie überhaupt nur die beiden genannten Elfenballaden enthalten; aber in unseren deutschen Märchen giebt es Beispiele genug, welche meine Behauptung zu bestätigen scheinen. Ich verweise auf die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm Nr. 56, 122, 135 (179).

Der Wortlaut ächter Volkslieder ist zu allen Zeiten und an allen Orten der Willkür ausgesetzt gewesen. Es läßt sich nun wohl denken, daß in einer Balladen-Sammlung, in welcher

[1] Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von W. Grimm, Heidelberg 1811, p. 91. »Erlkönigs Tochter«, p. 92. »Erlkönigs Spiel«.



Könige so oft eine Rolle spielen, auch dieses Elfengedicht vom Herrn Oluf einen König zugetheilt erhalten hat, weil für ein Reich sich auch ein König zu gehören schien. Allerdings muß ich zugeben, daß eine solche Veränderung besser in Str. 17 als in Str. 2 hineingepaßt hätte. Wie dem auch sein mag, ich halte dafür, daß in der ursprünglichen dänischen Ballade in beiden Strophen »Ellekonens« gestanden haben wird. F. SINTENIS.

4. *Zur Mignon-Ballade.*

»Dahin! Dahin
Möcht ich mit Dir, o mein *Geliebter*, ziehn —«

so singt Goethes *Mignon;* — das »wunderbare«, »von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrte« Kind; dessen »tief verschlossenes Herz seine innersten Angelegenheiten kaum erraten« ließ; dem ein Schwur die Lippen zudrückt, »und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen«. Jene Neigung, welche »die Flamme zu sein schien, die das Oel ihres Lebens aufzehrte«, jenes tiefste, schmerzlichste Geheimniß, an dem ihr heißes, krankes Herz verbluten will und schließlich bricht — sie giebt es offen preis, in philinenhafter Deutlichkeit; sie singt vor Wilhelm Meisters Thür: »o mein *Geliebter!*«

Keine Deutungen, keine »kindliche Unschuld des Ausdrucks« machen mir dieses Räthsel begreiflich.

Ein eigenthümliches Schlaglicht wirft aber die Text-Geschichte der Mignon-Ballade.

Von dem Gedichte existiren zwei Handschriften: die *Copie Herders* (wahrscheinlich von 1781, »wohl nach dem Manuscript des Romans gemacht«: vgl. Suphan, G.-J. Bd. 2, S. 105 ff., 144) und eine Abschrift des Fräuleins von Göchhausen. In diesen beiden Handschriften heißt es aber *nicht:* »o mein *Geliebter*« sondern: »o mein *Gebieter*«.[1]

Die Anrede »*Gebieter*« entspricht — ebenso wie die »Beschützer« und »Vater« — genau den Empfindungen und der Ausdrucksweise Mignons. »Anfangs pflegte sie ihn *Herr* und nachher *Vater* zu nennen.« (Werke, Bd. 22, S. 217, Z. 8 der Weim. Ausg.) »*Herr*« (und allein das) war Wilhelm Meister für sie von Anfang an, als er sie von ihrem Peiniger »kaufte«. »Ich will dienen«, erklärt sie sofort, wie sie hört, daß man Geld für sie bezahlt hat (Bd. 21, S. 166). Für Jeden hat sie eine besondere Art von Gruß; ihn aber, Wilhelm Meister,

[1] und zwar bei Herder »Gebieter« in allen drei Versen, bei Göchhausen »Gebieter« in Vers 1 und 3, »Beschützer« in Vers 2. S. Werke, Weim. Ausg., Bd. 1, S. 403.



grüßt sie »mit über die Brust geschlagenen Armen« (Bd. 21, S. 172). »Herr!« ist ihre einzige Anrede an Meister noch zu Beginn jenes ergreifenden Ausbruchs am Ende des zweiten Buches, welcher dem Gesang der Ballade unmittelbar voraufgeht. »Herr! rief sie aus, wenn Du unglücklich bist, was soll aus Mignon werden?« Und als unter Wilhelms Liebkosungen das arme Geschöpf in den schrecklichen Krampf verfällt, und er, überwältigt von dem »gräßlichen Anblick«, sie aufnimmt, an sein Herz schließt und mit Thränen benetzt: »Mein *Kind!* Du bist ja mein! Du bist mein! Ich werde Dich behalten, Dich nicht verlassen!« — da, zum ersten Mal, hat sie den Muth, ihn »*Vater*« zu nennen. »Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. — Mein *Vater!* rief sie, Du willst mich nicht verlassen! willst mein *Vater* sein! — Ich bin Dein *Kind!*« —

Wir sehen — *Herr* (Gebieter), *Beschützer* (vgl. noch Bd. 22, S. 473, 14), *Vater,* das sind die Anreden, die sich ganz von selbst, gleichsam nothwendig, aus der Situation ergeben. »*Geliebter*« ist eine grelle Dissonanz. Die Klimax *Gebieter,* Beschützer, Vater ist klar und schlagend. *Geliebter,* Beschützer, Vater wäre zum mindesten in den ersten beiden Stufen eine *Antiklimax;* es wäre auch der Entwicklung von Mignons Gefühlen direct entgegengesetzt. Denn diese Gefühle steigen zuerst vom Herrn und Beschützer zum Vater (eben in dem Zeitpunkt der Ballade); und sie gipfeln erst zuletzt in jener kindlichen und doch so »lebhaften und gewaltsamen« Leidenschaft, welche ihr selbst — wenn überhaupt — den Ausdruck »Geliebter« auf die Lippen führen könnte. (Vgl. die Szenen Bd. 22, S. 102, 209, 210 und die Erzählung des Arztes in Buch 8, Cap. 3.) —

Unter diesen Umständen will es mir nicht einleuchten, daß die Verschlimmbesserung »*Gebieter*« in »*Geliebter*« von Goethe selbst herrühren soll. Können wir es nicht vielmehr mit dem Fehler eines Abschreibers oder Setzers zu thun haben, einem Fehler, der sich in die ersten Drucke[1] eingeschlichen hat und bei der Correctur übersehen wurde? Beides wäre wohl nicht zu schwer begreiflich: der Fehler des Abschreibers oder Setzers um so eher, als Demjenigen, der nichts weiter dabei denkt und der den Wilhelm Meister nicht kennt, das »o mein *Geliebter*« in einem Mignonliede immer näher liegen wird, als: »o mein *Gebieter.*« FRANZ KAHN.

[1] In den Drucken, soweit sie mir zugänglich waren, steht überall »Geliebter«, auch in der Ausgabe der Werke letzter Hand.

5. *Zur Achilleis.*

Was von diesem herrlichen Fragmente ausgeführt und von Goethe in die Gesammt-Ausgaben seiner Werke aufgenommen wurde, wird überall übereinstimmend als »Erster Gesang« bezeichnet. Demgegenüber muß es auffallen, daß Goethe an drei verschiedenen Stellen, in den Tag- und Jahresheften von 1798 und 1807 (Werke 35, 78, 36, 27) und in der für den Exkönig Louis von Holland bestimmten tabellarischen Uebersicht seiner poetischen Werke (G.-J. 15, 18), von zwei Gesängen des Gedichtes spricht; alle drei Aeußerungen fallen in das Jahr 1823. Wie kam Goethe zu dieser Angabe? Nach der Meinung der Bearbeiter des Apparats zur Achilleis in der Weimarischen Ausgabe (Werke 50, 416) läge hier nichts als ein Erinnerungsfehler vor, dem an derselben Stelle begangenen ähnlich, daß die Abfassung des Fragments in das Jahr 1798 gesetzt wird, während diesem nur das Urschema angehört. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen und finde, daß auch Gräf (Goethe über seine Dichtungen 1, 1, 30 Anm. 4) ähnliche Zweifel hegt, indem er auf die zu den einzelnen Gesängen der anderen Epen unverhältnißmäßige Länge des Fragments hinweist und die Vermuthung äußert, die Scheide beider Gesänge sei wohl Vers 397, beim Schluß der Götterversammlung zu suchen. Eine Erwägung der in den Paralipomena erhaltenen Schemata (Werke 50, 435, 439) und ihres Verhältnisses zu dem fertig vorliegenden Stück der Dichtung, giebt die wahrscheinliche Erklärung des Räthsels. Nach beiden Schemata, sowohl dem vom März 1798 als dem vom März 1799, fällt der Anfang des projectirten zweiten Gesanges in die Mitte unserer Dichtung hinein, wenn auch an verschiedene Stellen. Nach dem älteren Schema sollte der zweite Gesang mit dem Eintritt der Athene in das Zelt des Achilleus einsetzen; das ergiebt die von Gräf bereits vermuthete Stelle (Vers 397) als Scheidepunkt. Im jüngeren Schema beginnt der zweite Gesang mit dem Hinabsteigen Apollons zum thymbräischen Tempel; dieses wird uns Vers 344 ff. berichtet. Daß die große Zwiesprache zwischen Athene und Achilleus hier noch zum ersten Gesang gerechnet wird, beweist, daß zwischen Schema und Ausführung Verschiebungen in der Reihenfolge der Motive eintraten, die in den Paralipomena nicht vermerkt sind. Es hat also Goethe vorübergehend 1823, vermuthlich bewogen durch vergleichendes Nebeneinanderhalten seiner Dichtung und eines der beiden Schemata (wahrscheinlich des älteren, vielleicht aber auch des jüngeren) die auch den faktischen Verhältnissen ganz entsprechende Ansicht gehegt, daß das fertige Stück der Achilleis eigentlich zwei Gesänge umfasse, und ihr an den oben erwähnten Stellen Ausdruck verliehen. Es war ihm nicht mehr

gegenwärtig, daß er bei der Ausarbeitung selbst eine andere, mit den älteren Schemata sich nicht mehr ganz deckende Stoffvertheilung beabsichtigt hatte und deßhalb schon im Tagebuch und gleichzeitigen Briefen Anfang April 1799 (Gräf 1, 1, 23, 24) das ganze damals Vollendete als ersten Gesang bezeichnete.

In den Tag- und Jahresheften von 1798 berichtet Goethe weiterhin, daß ihm bei der Ausarbeitung des Plans zur Achilleis »ein treuer Auszug aus der Ilias« wesentliche Förderung geleistet habe (Werke 35, 78). Nach dem Apparat der Weimarischen Ausgabe (Werke 50, 416) ist dieser »nichts anderes als die Abschrift des Inhalts-Verzeichnisses der einzelnen Gesänge nach der Ausgabe von Voß (1793).« Ich weiß nicht, ob eine derartige Abschrift der Vossischen Inhalts-Angabe etwa in Goethes Nachlaß erhalten ist. Sicher ist aber das, daß Goethe hier nicht etwa diese, sondern eine eigene selbständige Arbeit im Auge hat, wie schon Bernays (Goethes Briefe an Wolf S. 31) richtig erkannt hat, das erst 1821 und 1822 im dritten Bande von »Kunst und Alterthum« veröffentlichte ausführliche Schema zur Ilias (Werke 29, 519 Hempel). Zum Zwecke des Abdrucks wurde der, wie die Tagebücher (2, 203. 204. 207. 208) zeigen, zwischen dem 29. März und 21. Mai 1798 niedergeschriebene schematische Auszug »sorgfältig revidirt und der Lakonismus desselben durch Ausführlichkeit der Gleichnisse belebt«, wie Goethe am 17. Dezember 1820 an Knebel schreibt (Briefwechsel 2, 275) vgl. auch Goethes Briefe an Knebel vom 18. Februar 1821 (ebenda 2, 286) und an Schultz vom 28. November d. J. (Briefwechsel S. 246). Dieser Auszug ist nichts weniger als eine trockene Inhalts-Angabe; er sollte vielmehr durch eingehende Analyse der Motive die poetische Technik befruchten. — Hingewiesen sei hier auch auf die wenige Jahre zurückliegende Vorlesung der Vossischen Ilias, die Goethe in seiner Freitags-Gesellschaft im Winter 1794/95 abhielt und von der uns Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 81) einzelne, die drei ersten Gesänge betreffende Bemerkungen aufbewahrt hat. Aus einer späteren Sitzung nahm Wilhelm von Humboldt einen unvergeßlichen Eindruck nach Jena mit (vgl. Goethes Briefe 10, 208. 209; Schillers Briefe 4, 72).

ALBERT LEITZMANN.

---

6. Goethes rhythmische Prosa.

Im letzten G.-J. XXI (1900) S. 265f. hat H. Henkel (vgl. unten S. 274) Stellen aus Werther, Clavigo und Stella angeführt, in denen Goethes »Prosa unwillkürlich einen rhythmischen Gang nimmt.« Noch auffallender ist eine Aufzeichnung

im Tagebuch der Schweizerreise von 1775 — also aus der gleichen Periode wie jene Stücke.

Müd und munter
vom Berg ab springen
voll Dursts und lachens
Gejauchzt bis zwölf.

Man glaubt ein absichtlich versifizirtes poetisches Stimmungsbildchen vor sich zu haben und doch ist es nur der Tagebuch-Eintrag vom 16. Juni und er schließt sich — natürlich ohne vorstehende metrische Abtheilung — den nüchternen Worten: »Nachts zehn in Schweiz« (Schwyz) unmittelbar an. (W. A. Tagebücher, I, S. 5.) Daß damals Goethes dichterisches Empfinden lebhaft angeregt wurde, zeigen auch andere Tagebuch-Einträge, z. B. a. a. O. S. 6: »Das Klockengebimmel Das Wasserfalls Rauschen Der Brunn röhre Plätschern Waldhorn«. Wie viel unmittelbarer wirkt doch die unwillkürliche Poesie jenes Schwyzer Tagebucheintrags, als die Beschreibung die Goethe später im 18. Buch von »Dichtung und Wahrheit« (W.-A. XXIX S. 117) gegeben hat: »Nach kurzer Rast, frisch und mit muthwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert.« Man denke sich den jungen Mann, der etwa zwei Jahre vorher den Werther schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuscript jenes wunderbaren Werkes entzündet hatte, in einen Naturzustand versetzt . . . im Gefühle behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend; dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu nennen wüßte, stünde nicht im Tagebuche: ‚Lachen und jauchzen dauerte bis um Mitternacht.'« Die letztere Umschreibung zeigt übrigens, daß Goethe auch bei dieser späteren Lektüre des Tagebuchs der rhythmischen Fassung sich nicht bewußt wurde; er hätte sonst hier, wo er gerade nach einem treffenden Ausdruck jenes Zustandes suchte, den Tagebucheintrag sicher in seiner Originalform gegeben. JULIUS BURGHOLD.

---

7. *Zu Werther.*

Unter den zahlreichen Gegnern, die dem Werther unter Goethes Zeitgenossen erstanden, ist einer der streitbarsten, Freiherr Renatus Carl von *Senckenberg*, bisher, so weit ich sehe, unbeachtet geblieben. Auf seine herbe, am Werther geübte Kritik, die auch Appell's Sammeleifer entgangen ist, sei

hier in Kürze hingewiesen. — Ein Sohn des dem Goethischen Hause nahestehenden Wiener Reichshofraths Heinrich Christian von Senckenberg,[1] hatte Renatus (geb. 1751) eine ebenso sorgfältige, wie puritanisch strenge Erziehung genossen; für seine Charakterbildung ist der Geist rastloser Pflichterfüllung und weltflüchtiger, pietistischer Frömmigkeit, der im väterlichen Hause herrschte, von bestimmendem Einflusse gewesen. Nach dem Besuch der Universitäten Göttingen und Straßburg trat Senckenberg im Herbst 1772 als Praktikant am Reichskammergericht ein, gerade in dem Augenblick, als Goethe wunden Herzens von Wetzlar schied. In den Jahren 1778—79 wegen der politischen Rolle, die er, recht wider Willen, im bayrischen Erfolgekriege spielte, viel genannt, hat Senckenberg in der Folge in Gießen ein stilles Gelehrtenleben geführt. Durch die der Gießner Universität bei seinem Tode (1800) zugewandte reiche Bibliotheks-Stiftung hat er sich dort ein bleibendes Denkmal gesetzt.[2]

Schon frühzeitig hat sich Senckenberg in deutschen, lateinischen und griechischen Dichtungen versucht. Eine Sammlung seiner deutschen Gedichte ließ er anonym 1787 unter dem Titel »Gedichte eines Christen« erscheinen. Von mäßigem poetischen Werthe, legt diese wohl nur in wenigen Exemplaren noch erhaltene Sammlung von der aufrichtigen Frömmigkeit und der lauteren mannhaften Gesinnung des Verfassers Zeugniß ab. In einem einleitenden Gedichte rechtfertigt Senckenberg den für seine Sammlung gewählten Titel, nennt als Hauptgegenstand seiner Dichtungen »Tugend und Religion« und fährt dann fort:

> Auch finden jene weiche Seelen
> Hier keine Nahrung für ihr Herz,
> Die mit Empfindsamkeit sich quälen
> Und muthlos sind bei jedem Schmerz.
> Nie werden Mädchen gute Frauen,
> Wann dieses Gift sie angesteckt:

[1] Ueber seine Beziehungen zum Rath Goethe vgl. H. Düntzer, Goethes Stammbäume (Gotha 1894) S. 109f., ferner R. Frank, Joh. Casp. Goethe als Gießner Doktorand (Sep.-Abdr. aus der Frankfurter Zeitung 1898) und G. Nick, Goethes Vater als Gießner Doktorand, in den Quartalblättern des Histor. Vereins f. d. Großherz. Hessen, N. F., II. Band, No. 10 (1898).

[2] Vgl. meine Festschrift »Renatus Karl Frhr. v. Senckenberg« (Gießen 1900). In Goethes Gesichtskreis trat Senckenberg, beiläufig bemerkt, 1790 als Verfasser einer Abhandlung über die damals den Weimarer Hof lebhaft beschäftigende Erbfolge in den sächsichen Kurlanden (Enthalten in Senckenbergs »Meditationes maximam in partem juridicae.« Wetzlar 1789); Goethe erwähnte sie anerkennend in einem Briefe an Karl August vom 18. Febr. 1790 (Briefe, Bd. 9, Nr. 2801, S. 176f.).

Nie werden Jünglinge zu edlen Teutschen Männern,
Wann Weichlichkeit sie ab von Thun und Leiden schreckt.
Und dann noch sing ich nicht für die, die krank an Liebe
Und Stolz und Müßiggang, die Nahrung ihrer Triebe,
Das süße Werthers-Gift mit vollen Zügen trinken,
Zuletzt durch eigne Hand entseelt zu Boden sinken.
Für alle diese sing ich nicht.
Für jene nur, die treu in ihrer Pflicht
Gott über Alles, dann die Brüder lieben,
Zum Dulden stark sich stets in jeder Tugend üben,
Und wenn auch Leidenschaft und Laster sie betriegen,
Nicht ruhig sind, bis sie durch tapfres Kämpfen siegen.

Seiner Absage gegen die »Empfindsamkeit« fügt er in einer Fußnote die Erklärung hinzu: »Also . . . nicht alle Empfindsamkeit ist's, die ich hier tadle: nicht die welche den Menschen treibt, an allem Elend, das er sieht, Theil zu nehmen, und, wann er kann, mit Rath und That behülflich zu sein. Nur die tadle ich, wodurch er bei dem Leiden eines Menschen oder wohl gar eines Schooshundes in Ohnmacht geräth, aber zu helfen zu schwach, zu träg wird. Leider reißt jezo solche durch Siegwart und dergleichen seel-entkräftende Bücher nur zu sehr ein, *obgleich der rechtschaffene Verfasser des ersteren jezo, wie ich aus einem eigenhändigen Schreiben desselben weiß, dasselbe desfalls nunmehr selbst sehr mißbilligt.* Aber, liebe junge Leserinnen, lasset Euch vor dieser und dergleichen Schriften auch durch mich warnen!«

Zur Stelle über das »Werthergift« findet sich folgende Fußnote Senckenbergs: »Erlaubet mir noch ein Wort, ihr meine Theuern, ihr junge Herzen mit weichen Seelen, die ihr etwann dieses Büchlein zu lesen würdiget. Erlaubet mir, daß ich euch, mehr als vor zwanzig Siegwarts, vor Werthers Leiden warne. Wann Siegwart entkräftend ist, so ist Werther vergiftend. O möchte doch der vortreffliche Pinsel, der den männlichen Göz von Berlichingen in seiner ganzen teutschen Biederkraft so unnachahmlich geschildert hat, nie den entmannten Werther geschildert haben. Unter so mancherley Unglück, das dieses Buch verursacht hat, und noch leider durch seine reizende Schreibart nach Jahrhunderten vielleicht verursachen wird, kann ich nicht umhin, hier eines, das sich nicht vor gar langer Zeit vorgetragen, von dem ich Ort und Person nennen könnte, da ich letztere selbst kenne, zu erzälen. Eine Nonne aus vornehmem Hause lebte, wie die meisten, wider ihren Willen im Kloster. Zum doppelten Unglück für eine Person, der ihr Stand die Liebe verbietet, war Werther ihr tägliches Lesebuch. Zu stark durch die reizende Schilderungen dieses Buches gerührt, fängt sie an, troz aller Gelübde zu lieben. Aber die Unmöglichkeit, ihren Gegenstand

zu besizen, greift ihre Nerven zu sehr an. Sie fällt in ein hiziges Fieber und phantasiert nichts als Liebe und Werther. Man läst ihr zur Ader; sie wird stille. Die Wärterin, froh die Kranke ruhig zu sehen, schläft auf ihrem Lehnstuhl ein; wacht über eine Zeitlang auf und findet zum grösten Erstaunen die Patientin ganz erstarret im Blute liegen. Die Aderlaßbinde, Werther in dem Band eines Gebetbuchs und eine blaue Schleife lagen neben ihr. Es wird Lerm, mit vieler Mühe bringt man die fast Todte zu sich; sie schlägt die halbgebrochne Augen auf. O, ruft sie, was macht man mit mir? warum läßt man mich nicht? Wie süß ich schlief! Ich dachte hinüber zu schlummern! Hier griff sie nach ihrem Buch; als sie dieses nicht mehr fand, schrie sie, so stark sie mit schwacher Stimme konnte: »mein Buch, mein schönes Buch!« und machte solche Bewegungen, daß die erst wieder verbundene Wunde unter der Binde aufging. Man zwang sie, band sie und durch guten Zuspruch beruhigte sie sich endlich. Sie hat nun alle Gedanken von Selbstmord aufgegeben, denkt nur mit Schrecken an jene schaudervolle Scene und hasset unter allen Büchern keines so sehr als das, welches sie bald um ihr zeitliches Leben, ja was noch mehr ist, wie sie es jezo, troz allen heutzutage leider so gewöhnlichen Seeligpreisungen der Selbstmörder, hinlänglich erkennt, zugleich wohl um das ewige gebracht hätte. Jünglinge und Mädchen! spiegelt euch in dieser Geschichte und meidet Werthers verführerische und euch, ehe ihr es euch verseht, ins Verderben hinreißende Leiden!«

HERMAN HAUPT.

---

8. *Zum ersten Drucke des Aufsatzes »Der Tänzerin Grab« (1812).*

In der Weimarischen Ausgabe der Werke Goethes[1] die verkleinerten Abbildungen der drei griechischen Basreliefs bei dem Aufsatze »Der Tänzerin Grab«, einer »Trilogie«[2] (es tanzt das Mädchen in dem Symposion, es tanzen die Lemuren im Todtenreiche, es tanzt der Schatten bei seinem Eintritte in den Hades) zu finden, war mir eine besondere Freude. Sogleich knüpfte ich Forschungen daran und fand, daß der in der A. D. B. übergangene Friedrich Carl Ludwig



[1] III (1897), 143 f. Sie sind der Handschrift — sicherlich nach einer der nachher zu erwähnenden Wiedergaben — einverleibt a. a. O. 269). Wäre dies doch u. a. auch in dem zum sogleich folgenden Manuscripte »Zwei Deutsche Alterthümer« (Werke a. a. O., 157 f.) nach dessen ersten Veröffentlichung in demselben »Stücke« der »Curiositäten . . . .«, 262 f. geschehen!

[2] *Goethe* a. a. O. 143.



Sickler, Gymnasialdirector zu Hildburghausen (28. November 1773—6. August 1836), den Dichter zur Vertiefung in den Stoff *veranlaßt* hatte: 1812 war Jener mit seinem Funde vor die Oeffentlichkeit getreten.[1] Alsbald ließ *Goethe* ein bezügliches »Sendschreiben« in den »Curiositäten . . . . .«[2], bei beschränkter Zeit, folgen. Dasselbe ist in der angezogenen Goethe-Ausgabe jedoch ungenügend gewürdigt worden. Ich sehe mich daher bewogen, dazu noch Folgendes mitzutheilen, und zwar

1. *Zur Briefform* Anfang und Schluß, sowie eine Stelle aus dem Zusammenhange.

»Ew. Wohlgeb. beschenken das kunstliebende Publikum abermals mit einer schönen, ja wohl einzigen Gabe, und ich eile, von meiner Seite dieselbe dankbar anzuerkennen. Sie haben, indem Sie diese höchst schätzbaren Monumente mittheilen, Alles gethan, um solche, aus anderen alterthümlichen Ueberlieferungen, wie ich mir, durch Ihre Schrift belehrt, jene Denkmale, die mich so höchlich entzückt, anzueignen getrachtet habe. Verzeihen Sie die Kürze, denn ich bin eben im Begriff, nach Carlsbad abzureisen.«

In der »Betrachtung« selbst steht nach den Worten »so deutlich sprechen« (a. Bd. d. Werke 143, 19) noch »und, durch Ihre Bemühungen, schon so sehr herausgehoben sind«.

Am Ende heißt es:

»Mehr wage ich, zur Bestätigung dieses Meinens nicht zu sagen. Es stehe übrigens, oder falle, so bleibt die Vortrefflichkeit der Bilder unverrückt, und es ist keine Frage, daß der Dank für den Finder und Herausgeber sich, bei wiederholter Beschauung und Betrachtnng, immer mehr auffrischen und vermehren muß.

Empfangen Ew. Wohlgeb. diese Bemerkungen freundlich. Meine Absicht war, mich kürzer zu fassen, aber in einem solchen Falle concis und gedrungen seyn zu wollen, setzt in Gefahr, lomurisch zu werden.

Weimar, den 28. April 1812. Goethe.«

---

[1] Mit drei verschiedenen Drucken aus *Weimar* sind zu unterscheiden: 1. »De monumentis aliquot Graecis e sepulcro Cumaeo, recenter effosso, erutis, Sacra Dionysiaea a Campanis veteribus celebrata horumque doctrinam de animorum post obitum statu illustrantibus« (IV°, 24 SS.); 2. »Beschreibung eines sehr merkwürdigen neuentdeckten Griechischen Grabmals bei Cumä mit drei Basreliefs über die Bachische Mysterien-Feier« in den »Curiositäten . . . . .« II. 35 f.) hier mit Tanznoten; 3. Sonderdruck aus den »Curiositäten . . . .« (32°, 40 SS.), ohne die Tanznoten.

[2] Im angef. Bande 195 f.

2. *Zu dem »Apparate«* i. a. B. 270 füge ich noch folgende Textabweichungen von der ursprünglichen Fassung[1] an: *143,5 als* cyclisch, 7 erscheint *mir,* 11 fehlt kümmerlich, 15/6 steht springt *hervor,* wie *144,1 reizenden* Kunstwerke, 8 nicht *so,* 9 »*sucht* schon angeregt«, 13 der jüngste *aller,* 20 Tänzerinnen, höchlich *entzückt; 145,1* als bachisches, 22 *Eindruck; 146,1 damit* sie sich, 24 aus *der; 147,6* von *jenen,* 10 *so* wird man; *148,2 dem Tode,* 19 *wundersam* schön, 24 sie in; *149,* 2 zogen *den, welchen,* 4 sie könnte eben; *150,11* f. fehlt der Satz: Betrachtet — können, 22 das Wort ja. —

THEODOR DISTEL.

---

9. Goethe und Gerhart Hauptmann.

Goethes Promethidendramen, zu welchen außer Prometheus und Faust auch die Pandora gehört, bleiben nachgebornen Dichtern stets Vorbilder und Muster, und in deren Anschauen versunken, wird ihre dichterische Phantasie immer aufs neue befruchtet werden. So ist auch Gerhart Hauptmanns Glockengießer Heinrich ein solcher Nachkomme des Prometheus und Faust, mag er dies auch weniger in seinen Thaten als in seinem Wollen bezeugen; auch die »Versunkene Glocke« mußte so ganz von selbst manches Faustische in sich aufnehmen, worüber in den Sonntagsbeilagen zur Vossischen Zeitung 1900 (Nr. 210, 222, 234, 244) ausführlich gehandelt ist. Indessen nicht nur von dem Drama der deutschen Reformationszeit, dem »Faust«, sondern auch durch die mehr antik gehaltene »Pandora« ist das Märchenstück beeinflußt worden, und zwar in einer Scene, welche auf den ersten Blick ganz deutsch, ganz eigenartig aussieht: in der letzten nämlich des 5. Aufzuges, da Rautendelein noch einmal ihrem Buhlen erscheint. Balladenartig und volksthümlich endet die Tragödie, die etwas weich romantisch klingenden Lieder der Elbin: »Im hellen Monde kämm ich mein Haar . . .« sprechen dafür ebenso wie der aus Bürgers »Lenore« herüberhallende geisterhafte Mahnruf in Rautendeleins Munde: »Und laß die Toten ruhn.«

Und doch — der Grundriß des Ganzen ist genau derselbe wie in Goethes »Pandora«, da Elpore, Pandoras Tochter, dem halbwachen Epimetheus sich zeigt. Beiden Helden erscheinen ihre Geliebten während eines traumartigen, jedenfalls über die Wirklichkeit erregten Zustandes, beide breiten sehnsuchtsvoll ihre Arme dem geliebten Bilde entgegen, beiden vor allen Dingen aber nähert und entfernt sich abwechselnd die Geliebte, indem ihre Nähe ihnen Kühlung des Leibes und

---

[1] Andere enthält z. B. die Ausgabe v. J. 1867, XXVII, 303 f.

Geistes im beseligenden Kusse gewährt, beiden erfüllt ihre Gestalt den höchsten Wunsch, den sie augenblicklich hegen, dort Pandorens Wiederkehr, hier den Becher, der den Tod in sich trägt. Zum Beweise dienen einige scenische Bemerkungen bei Goethe und Hauptmann: »Elpore nahend«, »ganz nah«, »wegtretend«, »herzutretend«, »sich entfernend«, Rautendelein »ganz nahe bei ihm«, »fern weichend«, »zu ihm hinfliegend«; ferner achte man auf das Wechselgespräch zwischen Epimetheus und Elpore einerseits, Heinrich und Rautendelein andrerseits, das in jambischen Fünffüßlern geführt wird, welche 2fach, 3fach, einmal 4fach in Rede und Gegenrede sich zerlegen; z. B. Goethe: »Ich kenne dich nicht mehr. — Das dacht ich wohl.« Hauptmann: »Du kennst mich nicht . . . Nein — hast mich nie gesehn?« — Besonders gleich gebaut bei Goethe: »Nur näher! — So denn? — So! noch näher! — So.« und bei Hauptmann: »Komm her zu mir. — Ich kann nicht. — Kannst nicht? — Nein.«

Freilich Traumerscheinungen erblicken wir häufig genug in der Oper oder im Drama, wie Clärchens Bild im Egmont, und ein Dichter, wie Gerhart Hauptmann, brauchte nicht erst an Goethes Elpore besonders zu denken, um solche Scene zu schaffen; aber Inspirationen, wie wir sie hier nachgewiesen zu haben glauben, gehen auch traumartig unbewußt vor sich. Endlich wende man nicht ein, daß beide Dramen dem Inhalte und dem Style nach zu weit von einander abliegen. Hauptmann dichtet ja im romantischen Symbolismus, und Goethes Pandora, symbolisch wie die »Versunkene Glocke«, trägt nicht das antik-klassische Gewand der Iphigenie, sondern, wie »Des Epimenides Erwachen«, ein antik-romantisches zur Schau (vergl. G.-J. 1893 S. 230/31). H. MORSCH.

---

10. Eine Goethe-Silhouette von 1784.

In Zarnckes »Kurzgefaßtem Verzeichniss der Originalaufnahmen von Goethes Bildniss« findet sich auf der Tafel 7 unter den Reproductionen der in Stich oder Lithographie ausgeführten Schattenrisse, auch eine mit X bezeichnete Titelvignette, zu der der Herausgeber folgende Bemerkungen macht: »Unbekannte Vignette, nach 1782 (Tafel VII. 10) Halbbrustbild nach links (4, 4 hoch); Medaillon mit Schleife und Guirlande. Darunter: »Joh. Wolfg. v. Goethe«. Plattengröße 7,5×6. Das Werk, zu dem diese Silhouette als Vignette gehörte, hat sich meiner Kenntniss bis jetzt noch entzogen. Der Zeit nach muß sie nach dem Juni 1782 fallen, da Goethe bereits geadelt ist.«

Einem freundlichen Zufall danke ich nun, daß es mir möglich ist, dieses Zarncke unbekannte Werk festzustellen und

dadurch auch die genauere Datirung des Schattenrisses zu erzielen. In einem vor längerer Zeit beim Heidelberger Antiquar Herrn Ernst Carlebach erworbenen Hefte habe ich auf dem Titelblatte den oben erwähnten Schattenriß gefunden, bei dem auch die Plattengröße mit den Zarnckeschen Messungen übereinstimmt. Es ist betitelt: *Journal aller Romane und Schauspiele.* Erstes Stück. Leipzig, bei Karl Friederich Schneider, *1784*. Das Heft ist die erste Nummer einer Zeitschrift, die nach Angaben in Kaysers Bücherkunde Bd. I. S. 619, in den Jahren 1784—86 viermal erschienen ist, und nach dem im ersten Stück abgedruckten »Prologe« ein ungelehrtes Raisonnement über neu erschienene schöngeistige Werke, ein Verzeichniß der lebenden Romanschriftsteller, litterarisch-satirische Scizzen u. dergl. bringen sollte. Die anderen drei Hefte konnte ich bisher nicht erlangen, aber dieses eine genügt, um für die Goethesilhouette zum terminus a quo — der Nobilitirung Goethes 1782 — den Zarncke unbekannten terminus ad quem, das ist das Jahr 1784 zu bestimmen. Der Schattenriß gewinnt dadurch ein erhöhtes Interesse, weil wir aus dem Jahre 1784 gar kein Goethebildniß besitzen. — In dieser Nummer wird Goethe als Autor des Werther im »Verzeichniß von Schriftstellern, welche Romane geschrieben haben« auf S. 90 aufgeführt, und in der Rubrik »Gedichte« ein aus dem Jahre 1778 datirter überschwänglicher Hymnus »An Goethen, als ich die Leiden des jungen Werthers zum erstenmale las« von **l* abgedruckt. MAX V. WALDBERG.

B. Nachträge und Berichtigungen.

Zu Bd. XVII. S. 45—58. Seitdem erschien und wurde leider in der Bibliographie für 1898 übersehen: Friedrich Tieck. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Plastik in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1. Theil, Tiecks Jugendjahre und erste Werke 1776—1805. Dissertation von Emil Hildebrandt (Berlin 1898). Unter den Thesen heißt es: 4. Die im J. 1885 im Goethehaus aufgefundene Thonbüste Goethes ist kein Werk Friedrich Tiecks, sondern der erste Entwurf Trippels. Das 3. Kap., S. 27—77 ist überschrieben: Weimar 1801—5. Seine wesentlichen Resultate sind: Tiecks Goethebüste für die Walhalla gehört den Jahren 1806—8 an; die Umarbeitung der Trippelschen Büste fällt in das Jahr 1825. — (Ausführungen über den Artikel der Eleg. Zeitg. gegen die Weimarer Kunstausstellung 1802 und über Schadows Wielandbüste.) Genaueres über Tiecks Betheiligung am Schloßbau, mit Auszügen aus Goethes Akten S. 68 fg.; S. 81—82: 3 Briefe Tiecks an Goethe. L. G.

Zu Bd. XX. Aus einem Briefe des Herrn Dr. **Pakscher.** »Die mir auch fremde Redensart »im Gewissen« vergleiche ich mit ähnlichen Wendungen »im Durchschnitt«, »im Großen und Ganzen« und dem französischen »au moins«, also »im Gewissen« nur das Gewisse zu rechnen, wenigstens.«

Zu Bd. XXI. Goethe muß ausser Gläsern und Blumen Ulriken noch ein Geschenk gemacht haben — eine Locke. In der Hinterlassenschaft des Bibliothekars des Böhmischen Museums A. J. Vrtátko fand ich ein Couvert mit einer solchen und der Aufschrift:

Goethes Haare
Erinnerung an den 17. September 1845
in Třiblic

in böhmischer Sprache, der Ortsname mit russischen, übrigens nicht ganz richtig gebrauchten Buchstaben. Es befindet sich gegenwärtig im Böhmischen Museum.

Ob der damals dreißigjährige Erzieher gelegentlich auf das Klebelsbergische Gut gekommen oder ob er als Verehrer Goethes, als welchen er sich später bewährte, schon damals nach Třiblic pilgerte ist mir nicht bekannt. Er ist der Uebersetzer von Goethes »Wanderer« (s. in meinem Goethe a Cechz, S. 189).

Die Geheimthuerei des alten Sonderlings, die sich auch in der Aufschrift zeigt, hat es verhindert, daß wir über den Erwerb dieses Andenkens völlig ins Klare kommen können, das oben behauptete Factum wird aber dadurch bewiesen.

KRAUS.

Zu Bd. XXI. S. 265 ff. Der Artikel Henkels war 1896 eingereicht. Der Wunsch des Verfassers, ihn zurückzuziehen, war mir aus dem Gedächtniß entschwunden. Daher ist derselbe Gegenstand 1898 von dem Verf. in der Z. f. d. d. U. behandelt worden; Hr. H. trägt also an dem erneuten Abdruck keine Schuld.

Zu Bd. XXI. S. 304. (Löschhorn.) Die Notiz war, wie in der Z. f. d. d. U. XIV, 496 berichtigt wird, bereits früher von Prem mitgetheilt worden.

Zu Bd. XXI. S. 327: Es muß heißen: de Gids und Byvanek.

Zu Bd. XXII. S. 80 fg. Für die Beziehungen Goethes zu Hitzig vgl. einen Brief vom 26.—30. Jan. 1824, von dem G.-J. X, 290 nur ein Regest gegeben ist. L. G.





2. CHRONIK.

Martin Schubart (geb. 3. Oktober 1840, gest. 27. April 1899).

Am 4. Januar 1897 schenkte Martin Schubart dem Goethe-Hause zu Frankfurt a. M. die in »Dichtung und Wahrheit« erwähnten, durch sein Buch über den Königslieutenant aber erst wirklich bekannt gewordenen Josephsbilder. Der erneuten Huld des Gebers sich freuend, der es schon Thorancs Bildniß und eine zu Goethes Vaterhaus in engster Beziehung stehende Schützsche Landschaft verdankte, und in rechter Erkenntniß des Werthes sprach das »Freie Deutsche Hochstift« in seinem Bericht von einer »für das Frankfurter Goethe-Museum unschätzbaren Stiftung«. Das allein schon, meine ich, darf dem, der auch für seine Studien daraus Nutzen zog, Grund genug sein, an dieser Stelle Martin Schubarts zu gedenken.

Wer Goethes planvoll angelegte Kunstsammlungen in Weimar betrachtet, der wird nicht nur von dessen Geschmack eine vollkommenere Vorstellung bekommen, sondern auch aus der stillen Arbeit vieler Stunden, die allein sie schaffen konnte, die schwer wiegende Bedeutung der bildenden Kunst für Goethes Wirken besser zu bemessen im Stande sein, als es ein nur auf die kunstwissenschaftlichen Abhandlungen sich stützendes Urtheil vermag. Wozu sammelte Goethe? »Mir ist, so antwortet er selbst auf diese Frage in einem Gespräch mit dem Kanzler von Müller,[1] der *Besitz* nöthig, um den richtigen Begriff der Objekte zu bekommen. Frei von den Täuschungen, die die Begierde nach einem Gegenstand unterhält, läßt erst

---

[1] Vgl. *Burkhardt,* Goethes Unterhaltungen [illegible] Kanzler Friedrich von Müller. 2. Auflage. S. 4.

der Besitz mich ruhig und unbefangen urtheilen. Und so liebe ich den *Besitz*, nicht der besessenen Sache, sondern meiner Bildung wegen und weil er mich *ruhiger* und dadurch glücklicher macht.« Martin Schubart, dessen ganze auf der Grundlage der Schönheits-Erkenntniß sich aufbauende Lebensführung ihn zu einem recht innerlichen Mitglied der Goethe-Gemeinde machte, ist auch hierin dem Meister gefolgt. Man weiß, daß er eine der besten Privatgalerien Deutschlands in jahrzehntelanger ernsthafter Arbeit sich zusammenzustellen verstanden hat. Auch ihn leitete dabei das Streben nach Erkenntniß, nicht die Sucht, die man heutzutage oft genug findet, sich mit seinem Besitz einen Namen zu machen. Beweis dafür ist das Vorwort, das er dem Werk über seine Sammlung zum Geleit mitgab, Beweis auch schon der Entschluß zur Veröffentlichung, den kein anderer Sammler des 19. Jahrhunderts vor ihm sich zu Gunsten der Allgemeinheit hatte abgewinnen können. An seinem Besitz sollte die Wissenschaft theil haben.

Schubart war nicht der Mann einseitiger Auffassungen: Kunstgeschichte war ihm die Geschichte der Phantasieschöpfungen überhaupt: So mußte er auch die Literatur in den Bereich seiner Studien ziehen und sehr bald zur eindringlichen Beschäftigung mit Goethe kommen. Da ist es denn bedeutsam, daß er auch hier Forschung und Sammeln eng miteinander verbindet. Er würde sein Buch über Thoranc, dessen Werth ich früher an anderer Stelle zu schildern versucht habe,[1] kaum geschrieben haben, wenn es ihm nicht geglückt wäre, geglückt allerdings auf methodisch gefundenem Wege, sich in den Besitz schriftlicher und, wenn ich so sagen darf, bildlicher Urkunden zu setzen. Anderes, was ihn zu vollenden der Tod hinderte, war in gleicher Weise vorbereitet. Ich darf wohl hier davon sprechen, daß dieser Nachlaß literarisch verwerthet werden soll: er wird die noch unveröffentlichten Briefe zur Geschichte Thorancs, ferner das Anthing-Album als eine Beisteuer zu der noch unaufgehellten Geschichte der Silhouette und Karl Eberweins, des Weimarer Musikers, Niederschriften, einen Beitrag zur Musikgeschichte jener Tage, schließlich einige kleinere Arbeiten, darunter eine sehr bemerkenswerthe Untersuchung über Vossens Louise enthalten.

Auch in der Form suchte Schubart von Goethe zu lernen. Die ihm nahe standen, wissen, daß er ebenso klug wie im besten Sinne des Wortes schön zu sprechen verstand. Einige als Manuscript gedruckte kleinere, sehr sympathische Dichtungen zeigen, daß er auch in gebundener Rede leicht und edel sich auszudrücken vermochte, und sein Buch über Thoranc sowie einige kleinere Abhandlungen kunstwissenschaftlichen

[1] In der »Zukunft« VIII. No. 6, S. 250f.

Inhalts beweisen, daß er die Mühsal gelehrter Forschung mit Erfolg in ein gefälliges äußeres Gewand zu kleiden bestrebt war.

Das ist, was ich von Martin Schubart hier aussprechen wollte: er erweist sich als das reife Ergebniß einer gewissenhaften Selbsterziehung auf Goethischer Grundlage. — Es sei mir nur noch eine kurze Schilderung seines Lebensganges gestattet.

Martin Schubart ist geboren als Sohn eines Pfarrers am 3. Oktober 1840 zu Hohnstädt bei Grimma wo, wie er gerne es hervorhob, schon mehrere Generationen in ununterbrochener Folge das geistliche Amt verwaltet hatten. Die berühmte Fürstenschule dieser Stadt legte den Grund zu einer vortrefflichen philologischen Bildung. Einer Familientradition folgend studirte Schubart in Erlangen und dann in Leipzig Theologie. Nach bestandenem Candidatenexamen im Jahre 1863 fand er das erste Feld für seine Thätigkeit als Erzieher in Livland, wo er in Riga auch als sehr erfolgreicher Kanzelredner sich zu bewähren Gelegenheit hatte. 1868 kehrte er in die Heimat zurück, um ein Lehramt an der Thomasschule in Leipzig zu bekleiden. Aber die immer stärker werdende Neigung zur Kunst- und Literaturgeschichte ließen bald in ihm den Wunsch lebendig werden, sich der engen Berufsfesseln zu entledigen. Er schied 1874 aus dem Collegium aus und widmete sich in Heidelberg seinen Lieblingsstudien. Nach seiner ihm reinstes Glück gewährenden Verheirathung mit der Tochter des Physiologen Czermak, jenes berühmten Gelehrten, den die Medizin als ruhmreichen Begründer der Laryngoskopie nennt, siedelte er nach Dresden über. Hier lebte er sammelnd und forschend bis zum Jahre 1899. Dann verlegte er seinen Wohnsitz nach München, und dort wurde manches fertiggestellt, was von langer Hand vorbereitet war. Es sind die Schriften, deren ich vorhin erwähnte. Andere Arbeiten wurden daneben eifrig gefördert. Aber körperliche Leiden setzten bald dem sonst kräftigen Manne öfter zu, und am 27. April 1899 brach das Auge, das so eifrig nach dem Schönen gesucht und es so oft zu finden gewußt hatte.

KARL KOETSCHAU.

Friedrich Nietzsche (geb. 15. Oktober 1844, gest. 25. Aug. 1900).

Am 25. August 1900 ist Friedrich Nietzsche in Weimar gestorben. Er war am 15. Okt. 1844 in Röcken bei Naumburg geboren, in Schulpforta (1858—64) erzogen, studirte (1864) in Bonn und (1865—67) in Leipzig, ward (1869) Professor in Basel und erkrankte nach einer beispiellos fruchtbaren und glänzenden literarisch-[illegible]ophischen Thätigkeit (1890),

um bis zu seinem Tod nicht wieder in den Besitz seiner überreichen Geisteskräfte zu gelangen.

Diese Daten, die ja heut fast Jeder kennt, wie sein Verhältniß zu Schopenhauer und R. Wagner als allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, bezeichnen die äußeren Fußpunkte einer unvergleichlichen Entwickelung. Aber diese Entwickelung selbst zu schildern, oder zu kritisiren, ist hier nicht der Ort. Wohl aber gebührt es sich, daß hier dem Mann ein paar Worte gewidmet werden, für den *Goethe* auch dann ein bleibender Werth, ja fast der einzige bleibende Werth blieb, als er in seinen Versuchen einer »Umwerthung aller Werthe« am weitesten fortgeschritten war. Und indem wir möglichst vollständig zusammenstellen, was Nietzsches Werke (nach der großen Gesammt-Ausgabe citirt) über sein Verhältniß zu Goethe bezeugen, geben wir gleichzeitig einen Beitrag zur Beantwortung der Frage, wie die von dem kühnen Revolutionär erhoffte neue Cultur sich etwa zu der »Goethe-Schiller-Cultur« (9, 356. 358) stellt, auf der bisher die deutsche Bildung beruhte.

In einer großen Reihe von Punkten sah Nietzsche in Goethe einen nicht zu übertreffenden Höhepunkt der Cultur. Er war ihm eins der letzten »europäischen Ereignisse« gleich Hegel, gleich Heine, gleich Schopenhauer (8, 133) und besonders mit dem letzteren, seinem philosophischen Liebling trotz alledem, stellte er Goethe gern zusammen (3, 89. 4, 320. 328. 8, 132. 9, 356). Aber Goethe war ihm nicht blos ein »Europäer« im höchsten Sinne, wie nur Plato und Voltaire (12, 365) — er ist ihm auch ein großartiger Versuch, das 18. Jahrhundert zu überwinden (8, 162) und deshalb »der letzte Deutsche, vor dem ich Ehrfurcht habe« (8, 162), denn eben das schien Nietzsche so besonders bewundernswerth, daß Goethe nicht bei der »Goethe-Schiller-Cultur« (9, 356. 358. 10, 401) stehen blieb, sondern diese nur als Basis nahm, um zur *Totalität* zu streben (9, 163). Um dieser großartigen »Umwandelung und Bekehrung« willen ist der gereifte Goethe der zweiten Lebenshälfte vor Generationen so weit voraus, daß seine Zeit erst kommen soll (2, 204); obwohl er in der ersten Hälfte seines Lebens, in dem Glauben zur bildenden Kunst berufen zu sein (vgl. 10, 398 »versetzter Maler«) in der zweiten in der Ueberzeugung, »einer der größten wissenschaftlichen Entdecker und Lichtbringer zu sein« irrte (3, 127). Aber gerade diese beiden Grundirrthümer seines Lebens geben Goethe Angesichts seiner rein literarischen Stellung zur Poesie, wie sie damals die Welt allein kannte, eine so unbefangene fast willkürlich erscheinende Haltung (ebd.). In der Fähigkeit, sich zu irren, heftig zu irren, Romane zu durchleben, die Goethe mit Plato, Spinoza, Pascal, Rousseau theilt (4, 320) liegt eben das Geheimniß auch seiner großartigen Entwickelung

(2, 204 f. 8, 162 f.) — freilich nur, wenn man das Zweite hinzu nimmt: den über Charakter und Temperament erhabenen Genius (4, 328), die vorbildliche Kunst, sich selbst zu bilden, zu stilisiren (10, 258) »Bei Goethe ist der größte Theil der Kunst in sein Wesen übergegangen«. Anders unsere Theaterkünstler, »die im Leben unkünstlerisch sind und nur Theatermaterial beschaffen« (11, 107).

Durch diese Größe und Einzigkeit stand Goethe über den Deutschen: »wie Beethoven über die Deutschen weg Musik machte, wie Schopenhauer über die Deutschen weg philosophirte, so dichtete Goethe seinen Tasso, seine Iphigenie über die Deutschen weg. Ihm folgte eine *sehr kleine* Schaar Höchstgebildeter, durch Alterthum, Leben und Reisen Erzogener über deutsches Wesen hinaus Gewachsener — er selbst wollte es nicht anders« (3, 89). Er sah dem Treiben der deutschen Bildung zu, »in seiner Art: danebenstehend, mild widerstrebend, schweigsam, sich auf seinem eignen besseren Wege immer mehr bestärkend« (4, 180). Daher Napoleons Erstaunen: »Voilà un homme« — das wollte sagen: »das ist ja ein *Mann!* Und ich hatte nur einen Deutschen erwartet!« (7, 158). Und dennoch ist gerade er es, mit Luther, Schiller und einigen andern, den wir meinen, wenn wir von deutschem Geiste reden (10, 260) — denn er, der »Ausnahme—Deutsche«, neben dem Beethoven sogar nur wie die Halbbarbarei neben der Cultur steht (5, 137), hat es immer gewußt, daß der Deutsche mehr sein müsse als ein Deutscher (3, 149).

Goethe als großer Lerner (4, 346) als spannkräftiger Held (1, 143. 2, 253) und nicht zum Mindesten auch als grundguter Mensch mit dem Ideal der harmonischen All-Entwickelung (10, 362) — dies ist der *Goethe Nietzsches*. Den »zweckbewußten Goethe-Cultus der Romantiker« (3, 90) lehnt er so bestimmt ab wie die Hegelianischen Goethe-Constructionen (3, 90. 11, 356).

Durchaus selbständig ist denn auch sein Urtheil über den *Künstler Goethe*. Unbedingt ist er ihm der größte Lyriker (10, 440), neben den man Mörike so wenig setzen dürfe wie etwa als Genie Darwin (8, 337). Aber er ist ihm auch eine entschieden epische Natur und Goethe in Italien ist der Blüthemoment unserer epischen Cultur (9, 78). Der Dramatiker dagegen war nicht nur kein Theatertalent im geringeren Sinne, wie die von Nietzsche grausam zusammengeschirrten Kotzebue und — Schiller (3, 89); er war nicht nur durch Zartheit der Empfindung und Neigung zur Symbolik unbühnengemäß (9, 36) — sondern er ist auch wirklich untragisch von Grund der Seele aus, im Gegensatze zu Kleist (11, 146 vgl. 3, 264) und zu Schiller (11, 54).

Dem entspricht es, wenn Nietzsche von Goethes Dramen

diejenigen am höchsten stellt, die der Form nach am ersten episch-lyrisch erscheinen möchten: »Iphigenie« (12, 397), »Tasso« (3, 89; 11, 107). Dagegen ist der »Faust« ihm nie etwas so Großes gewesen (11, 347); er hat ihn parodistisch analysirt (3, 264) und später schroff wiederholt: »Ich *lache* über Faust!« (12, 397). Gegen den Schluß des zweiten Theils hegte er eine entschiedene Antipathie, parodirte ihn (5, 349) und protestirte gegen das »Ewig Weibliche« (5, 349; 7, 194). Aber der eigentliche Grund jener Abneigung war doch eben die Meinung, daß das Faust-Problem, der »Faust-Teufel« (3, 162 vgl. 11, 155) lange nicht ernst, tief, tragisch genug angefaßt sei.

Unbedingt verehrt Nietzsche wieder in Goethe den großen Schriftsteller überhaupt (11, 25), den Meister der Prosa (3, 257), den einzigen Klassiker der Deutschen (3, 265). Ebenso unbedingt verehrt er in ihm den »Vorfahren« (12, 208), dem er das mächtige Schlagwort »Uebermensch« und die Formel entlehnt hat: »Aufgabe: die Dinge sehen wie sie sind!« (12, 76). Er ist ihm eine Autorität, die er öfter citirt als irgend eine andere (1, 279, 323, 364; 2, 120, 203; 7, 253, 266; 9, 308, 342; 11, 130), auf deren Worte er gern zustimmend (2, 46 Philosophie der Lebensalter) oder polemisch (der Werdende nicht dankbar 3, 332) anspielt, dessen Worte er umwendet (11, 143), von dem er Titel (»Scherz, List und Rache« 5, 13) und Motto (zur Zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung 1, 279) entlehnt. Ihn befragt er über Aeschylos und die antike Tragödie (1, 68. 71. 129. 143. 156), über Shakespeare (1, 323; 2, 169), Sterne (3, 62) und Schiller (11, 54) und am liebsten befragte er ihn auch nach seiner Meinung über Richard Wagner (8, 14). An seine Meinung hält er sich beim Urtheil über Deutschthum (3, 149), über das Wesen der Prosa (3, 250), über den Nutzen der Geschichte (1, 279; 10, 266). Es ist ihm bedeutungsvoll, wie Goethe die Stellung des Menschen in der Natur auffaßt (10, 268). Nur Goethes Stellung zur Antike ist ihm zuletzt bedenklich geworden (10, 345) und sehr schön bemerkt er: »Die Künstler (Goethe) machen unwillkürlich das von ihnen erkannte Maß und die Sophrosyne zu einer Eigenschaft des gesammten Alterthums« (10, 325).

Dies also ist Nietzsches Stellung zu Goethe. Sie kommt vor allem im zweiten Theil der Schrift »Menschliches Allzumenschliches« (B. 3) zum Ausdruck 3, 89. 126. Die andern Hauptstellen: 2, 204; 8, 162; 10, 258). Ich verzichte darauf, diese Sammlung von Belegen noch durch etwaige Briefstellen zu ergänzen, da sie die Frage, die wir uns vorgelegt haben, wohl schon mit ausreichender Klarheit beantwortet.

Wir haben hier wieder nicht zu erörtern, in wie weit Nietzsches Auffassungen und Urtheile allgemeinere Gültigkeit

beanspruchen können. Deutlich ist ja, daß gerade in denjenigen Punkten, die den lebhaftesten Widerspruch hervorzurufen geeignet sind, subjektive Momente mitwirken; so in der Beurtheilung von Goethes Stellung zu den Deutschen, in der Geringschätzung des »Faust«. Subjektive und objektive Momente wirken zusammen, um Nietzsche in einer Hauptfrage von Goethe entschieden abweichen zu lassen: in der Auffassung des Alterthums und insbesondere der antiken Tragödie. Man wird es hier wohl aussprechen dürfen, daß Nietzsches Entdeckung des »dionysischen« Elements in der Antike eine wirkliche Vertiefung unserer Kenntniss gegenüber der Winckelmann-Lessing-Goethischen Anschauung bedeutet, durch die insbesondere auch der Begriff des Tragischen eine Veränderung erleidet; und man wird es ebenfalls Nietzsche zugeben müssen, daß Goethes »conciliante Natur« der tiefsten Tragik bewußt auswich. — Im Uebrigen aber hat Nietzsche sich durchaus als ein »Nachkomme« Goethes fühlen dürfen. Der Große war ihm ein Vorbild als Meister der Kunst, der auf Nietzsches Lyrik (insbesondere in den freien Rhythmen) und auf seine Prosa erziehend eingewirkt hat; er war ihm noch mehr ein Ideal als Meister des Lebens, der die Erlebnisse als bloßen Stoff, die Lebenszeit als Mittel zu künstlerischer Gestaltung behandelte. Ihm gegenüber fühlte Nietzsche sich berufen, das Gesetz nicht zu zerstören, sondern zu erfüllen. Und ist Nietzsche selbst nicht der Mensch gewesen, den Goethe vor Augen sah, als er schrieb:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen,

und

> Im Weiterschreiten find er Qual und Glück
> Er, unbefriedigt jeden Augenblick?

Richard M. Meyer.

Veit Valentin[1] (geb. 16. Februar 1842, gest. 24. Dez. 1900).

Aus dem frohen Kreise der Festgenossen der Wiener Goethetage vom Dezember vorigen Jahres kehrte Veit Valentin noch vor dem völligen Abschluß der Feier, ein müder Mann, den Todeskeim im Herzen, nach Frankfurt zurück; noch war

[1] Nähere Mittheilungen über Valentins Lebensgang finden sich in dem mit Valentins Bildniß geschmückten biographischen Denkmal, das Max Schneidewin dem langjährigen Freunde gewidmet hat (Berlin 1901. R. Gaertners Verlag). Außerdem wird die Vorrede zu Valentins postum erscheinender Klassischen Walpurgisnacht (Dürrs Verlag, Leipzig 1901) eingehendere biographische Notizen, eine breiter angelegte Würdigung seines schriftstellerischen Charakters und ein chronologisches Verzeichniß seiner wichtigeren [illegible] Arbeiten enthalten.

es ihm vergönnt gewesen, das eigenartig gedachte jüngste Denkmal des Faustdichters im Original zu erblicken, ein Anblick, der ihn, den der Bildkunst wie der Dichtkunst mit seinen Studien in gleichem Maße zugewandten Forscher, zu feinsinnigen Beobachtungen anzuregen geeignet war; einen Vortrag über die Faustdichtung, den man ihn in Wien, wie kurz zuvor in Bonn, zu halten eingeladen hatte, mußte er absagen; ein Vorgefühl des jähen Kräfteverfalls, der ihn so plötzlich den Seinigen entreißen sollte, trieb ihn hastig der Heimat zu; er erreichte sie, um mit Frau und Kind noch wenige Worte wechseln zu können; dann trat in Folge eines Schlaganfalls völlige Lähmung ein, und nach 4 Tagen schweren Leidens und bitterer Angst für die lieben Seinigen erlöste am 24. Dez. der Tod das liebevolle Familienhaupt, den trefflichen Forscher, den wackeren und wohlverdienten Schulmann von allem Erdenleid; mit den Seinigen trauert ihm die Wissenschaft, trauert ihm die Schule und trauert ihm auch die Goethe-Gesellschaft nach, in deren Jahrbuch seinem Andenken hier wenige Worte der Beschreibung seines Lebens und der Charakteristik seiner Persönlichkeit gewidmet sein mögen.

Veit Valentins Lebensgang ist seinem äußeren Verlauf nach schlicht und ohne besondere Wechselfälle; am 16. Februar 1842 als Sohn eines Weinhändlers hugenottischer Herkunft geboren, verlebt er seine Jugend unter dem Einfluß der früh verwittweten Mutter, offenbar einer Frau von hervorragender Tüchtigkeit des Geistes und des Charakters, und unter der vielfältigen Einwirkung Georg Friedrich Daumers, eines Oheims von mütterlicher Seite; das altehrwürdige Frankfurter Gymnasium besuchte er unter dem Directorate eines der bedeutendsten Nachfolger des Goethischen Dr. Albrecht, Johannes Classen, und schloß im Jahre 1861 seine dortige Schülerlaufbahn mit einer der damals statt des Abiturientenexamens üblichen Reifedissertationen ab, die in seinem Falle und wohl nach seiner eignen Wahl den pontischen König Mithridates zum Gegenstand hatte. Fünf Semestern theologisch-linguistischen Studiums in Göttingen, besonders bei Ewald und Benfey, folgte vom Herbst 1863 bis zum Herbst 1865 ein Aufenthalt in Berlin, der durch eine Famulatsstellung bei Eduard Gerhard, dem tiefsinnigen archäologischen Forscher und gewaltigen Organisator der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet der Alterthumskunde, für den jungen Mann besonders fördernd wurde. Valentins persönlicher Hang zu der später von ihm erfolgreich eingeschlagenen wissenschaftlichen Richtung muß schon damals sehr stark entwickelt gewesen sein, daß er sich weder durch Gerhard in seiner letztgenannten Eigenschaft zum archäologischen Spezialforscher, noch durch Gerhards symbolisch-mystische Auffassung zum Symboliker der Kunst-

wissenschaft ausbilden ließ; vollen Einfluß gewann der Meister auf ihn insofern, als Valentin von Gerhard nach eigenem dankbarem Bekenntniß »das Organisiren lernte«. Eine im Jahre 1867 erschienene Abhandlung über »Orpheus in der Unterwelt« bringt das Pietätsverhältniß des Schülers zu seinem Lehrer in ansprechender Weise zum Ausdruck; die speziell archäologisch-fachwissenschaftliche Forschung tritt schon in dieser Abhandlung, wie später in den beiden Arbeiten über die Venus von Milo, durchaus in den Hintergrund vor der Verfolgung ästhetisch-kritischer Gesichtspunkte.

Die Selbständigkeit der Geistesrichtung, die der Amanuensis Gerhards an den Tag gelegt hatte, fand in einer einjährigen Hauslehrerzeit zu Paris ausreichende Muße und überreiche Anregung, sich weiterzuentwickeln; sehr gefördert durch die eigene Anschauung der gewaltigen Kunstschätze von Paris und durch die gerade dem Kunst- und Literaturforscher unentbehrliche Gelegenheit zum Einleben in eine fremde Volksumgebung, kehrte Valentin 1866 in das inzwischen preußisch gewordene Frankfurt zurück und fand nach einer Reihe von Jahren privater Lehrthätigkeit Ostern 1871 die feste Anstellung an der Anstalt, die ihn bis zu seinem Tode den Ihrigen nannte, der Wöhlerschule. Auf zahlreichen Reisen, u. a. zweimal nach Italien, dehnte Valentin die in Paris gewonnene Kunstanschauung und Fähigkeit, fremde Nationalitäten zu verstehen, weiter aus; einmal wurde ihm von seiten der Behörde zu solcher Studienreise ein längerer Urlaub verliehen; im übrigen nahm das Lehramt seine Kraft unausgesetzt nicht wenig in Anspruch, und gelegentlich mochte den wissenschaftlich rastlos weiter arbeitenden Mann die Sehnsucht nach der solchem Streben weit holderen Stellung eines Hochschuldozenten anwandeln, so sehr er der Jugend mit Verständniß zugethan und zu anregendem Unterricht aufs beste befähigt war. Einmal, im Jahre 1884, war es nahe daran, daß er der Schule und Frankfurt Lebewohl sagte, um nach Düsseldorf als Dozent der Kunstgeschichte an der Kunstakademie zu gehen; ein freundliches Geschick gab Valentin, nachdem diese Berufung an äußeren Fragen gescheitert war, in seiner Heimathstadt selbst eine beträchtliche Erweiterung des Wirkungskreises, die sein ganzes Leben in den letzten 15 Jahren stark bestimmt und ihn besonders auch in den Kreis der Goetheforschung eigentlich erst hereingezogen hat; ein bedeutendes Legat ermöglichte im Jahre 1885 eine völlige Neugestaltung des Freien Deutschen Hochstiftes in Goethes Vaterhaus, und die Seele dieser Neugestaltung, die den Namen des Hochstiftes in wissenschaftlichen Kreisen zu Ehren brachte und Frankfurt in dem Hochstift eine dem Senckenbergianum als naturwissenschaftlicher Akademie wohl ebenbürtige Akademie der

Geisteswissenschaften gab, die Seele dieser Neugestaltung ist in erster Linie Veit Valentin gewesen. Eine große Vielseitigkeit des Wissens ließ ihn besonders geeignet sein, für die öffentlichen Vortragscyklen die geeigneten Persönlichkeiten aus dem Kreise der Fachmänner auszuwählen; Valentin empfand mit Freude, daß zu diesen Vorträgen in stark zunehmendem Maße immer mehr treffliche Vertreter der Wissenschaft, auch von ferneren Universitäten her, gern bereit waren und die Gelegenheit zur volksthümlichen Zusammenfassung und Darstellung wissenschaftlicher Theilgebiete dankbar als eine Förderung auch für sich selbst betrachteten; der persönliche und briefliche Verkehr mit so manchem geistvollen Vertreter der deutschen Gelehrtenrepublik war daneben für Valentin eine reiche Quelle der Anregung. In 10 großen Ausstellungen, die zu einem Theil bedeutenden Vertretern der neueren deutschen Kunst, zum andern Theile dem Genius des Hauses am Hirschgraben gewidmet waren, ist daneben, besonders auf Valentins Betreiben, werthvolles wissenschaftliches Material in sehr zweckmäßiger Anordnung zeitweise für die Forschung wie für die Zwecke der Allgemeinbildung vereinigt und das Bild des zeitlich naturgemäß beschränkten Unternehmens in sorgsam gearbeiteten Katalogen für immer festgehalten worden; für die Goetheforschung wurde, mit auf Valentins Anregung hin, ein Goethemuseum als Sammelstätte einschlägigen wissenschaftlichen Materials vom Hochstift gegründet.

In dem engeren Kreise fachwissenschaftlicher Sitzungen, deren Ergebnisse in einem Theil der Hochstiftsberichte niedergelegt werden, war Valentin als Organisator des Ganzen wie als Mitarbeiter im Einzelnen rastlos und erfolgreich thätig; kurze Referate über neue Erscheinungen der Fachliteratur wie wohldurchdachte längere Vorträge über eigene Forschungsresultate zeugen in jedem Band der Berichte von Valentins vielseitiger Thätigkeit; wie unermüdlich er Andere zur Mitarbeit warb, um das geistige Leben Frankfurts auch nach der Seite der Geisteswissenschaften hin zu heben, das weiß Jeder, der als Augenzeuge die Entwickelung des Hochstifts in den letzten anderthalb Jahrzehnten verfolgt hat. Es gehörte Valentins großer Fleiß und die ganze ihm eigene Kunst der Zeitausnutzung dazu, um dies alles leisten zu können; Mühe und Arbeit freilich war sein Leben, aber der Lohn, den ihm der anregende Verkehr mit so vielen bedeutenden Männern aller Wissensgebiete brachte, wurde bei Valentins freundlich vermittelnder Art nur selten verkürzt durch minderwerthige Erfahrungen, wie sie das mit persönlicher Reibung im guten und wohl auch im minder guten Sinne unzertrennlich verbundene Zusammenarbeiten vieler Individualitäten mit sich bringt. Um das geistige Leben seiner Vaterstadt hat sich

jedenfalls Valentin ein bleibendes und großes Verdienst erworben, indem er für die Verbreitung wissenschaftlicher Interessen in weiteren Kreisen so rastlos thätig war; es ist ihm von allen Guten gedankt worden.

Was Valentin als Goetheforscher geleistet hat, läßt sich nur im Zusammenhang seiner gesammten literarischen Arbeiten richtig ermessen. Von linguistischen Studien ausgegangen und dann sehr frühzeitig zu einer erstaunlich umfassenden Kenntniß der Weltkunst und der Weltliteratur gelangt, ließ er alle seine Einzelarbeiten im Dienste zweier großer wissenschaftlichen Forschungsgebiete stehen, deren systematische Zusammenfassung er sich auch als Aufgabe für seinen Lebensabend vorgenommen hatte, der Aesthetik und der Poetik; nicht nur die erstere, sondern — sehr mit Recht — auch die letztere ließ er zu der bildenden Kunst wie zu der Dichtkunst in gleichem Maße in Beziehung stehen; für beide suchte er die Grundsätze einer streng wissenschaftlichen Methode aufzustellen und durchzuführen und hat die Aesthetik von der so oft mit ihr verwechselten Schönrednerei scharf und sauber zu scheiden gesucht. Ein liebevolles, manchmal wohl sogar hyperloyales Eingehen auf die Absichten des Dichters und des Künstlers ließen ihn, sorgsam sich hütend vor der vorschnellen Anwendung des Quandoque bonus dormitat Homerus das Kunstwerk als fertiges Ganzes ohne zersetzende Vorgedanken liebevoll ins Auge fassen, und in mehr als einem Falle ist es seiner verständißvollen Interpretationskunst gelungen, das scheinbar Unzusammenhängende und Widerspruchsvolle der von ihrem Urheber als fertiges Ganzes hinterlassenen Kunstschöpfung thatsächlich als das Ergebniß eines festen Planes zu erweisen; so sehr in unseren wissenschaftlichen Kreisen ein Fehlgriff nach der Seite der Hyperkritik weit milder beurtheilt zu werden pflegt als ein Fehlgriff nach der Seite vertrauensvoll optimistischer Hingabe an den Dichter und den Künstler, deren Werke es zu durchforschen gilt: Valentins Faustbuch ist doch — und mit Recht — als eine bahnbrechende wissenschaftliche Leistung anerkannt worden, deren methodologischer Werth weit über die Kreise der Goetheforschung hinaus mit der Zeit vielleicht noch mehr zu Tage treten wird; sorgfältige Erforschung der Kunstmittel, die der Dichter verwendet hat, und der Absicht, die der Verwendung dieser Kunstmittel von Fall zu Fall zu Grunde liegt, ist in dem Faustbuche wie in zahlreichen Einzelaufsätzen Valentins über Goethische Dichtungen mit Glück durchgeführt und gegenüber der für die *Wirkung* eines Kunstwerks oft förderlichen, für seine *wissenschaftliche Auffassung* aber unheilvollen Hereintragung unseres subjektiven Empfindens und un[illegible]ernen Anschauungen in das Werk des Dichters

hinein der Standpunkt des Dichters als der allein zulässige der Forschung mit Recht betont worden, wie dies z. B. Hermann Türks geistvoller, aber gelegentlich zu subjektiver Kritik gegenüber von Valentin auch für die Beurtheilung Hamlets geschehen ist; ein nachgelassenes Werk Valentins wird an einer wichtigen Einzelfrage der Faustforschung die Methode des behutsam tiefgründigen Gelehrten noch einmal in höchst ansprechender Weise durchgeführt zeigen: es ist die Frage der Klassischen Walpurgisnacht und ihrer Stellung zum Faustganzen — die Frage, deren Behandlung Valentin dereinst (im Jahre 1891) auch seinen Antrittsvortrag als Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft gewidmet hat. In einer für weitere Kreise faßlicheren Form hat Valentin den Faust für seine Sammlung Deutscher Schulausgaben bearbeitet, in der auch die Vorrede zur Iphigenie und zu Hermann und Dorothea von der feinsinnigen Interpretationskunst des Herausgebers vollwichtiges Zeugniß ablegen. Valentin ist in allen diesen Arbeiten ganz seine eignen Wege gegangen, wie sie aus dem Gesammtplan seines wissenschaftlichen Strebens sich ergaben; die Auseinandersetzung mit der Meinung Anderer hat er in zahlreichen Besprechungen von Neuerscheinungen der Fachliteratur mit unendlichem Fleiß und erfolgreichem Streben nach Klärung der strittigen Gesichtspunkte vollzogen und dabei alle Schärfe des Urtheils doch in würdige Formen einer von allem Persönlichen freien Kritik einzukleiden gesucht, mit der Bühneninterpretation Goethischer Werke in trefflich geschriebenen Theaterkritiken aus verschiedenen Epochen seines Lebens sich auseinandergesetzt, wie er andrerseits die Entwicklung der künftigen Bühnenkünstler als Dozent am Hochschen Konservatorium zu fördern bestrebt war; die glückliche Vereinigung kunst- und literaturwissenschaftlicher Gesichtspunkte endlich bringen seine Abhandlungen über Frankfurter Maler im Goethehaus, über Goethes Beziehungen zu Wilhelm von Diede, über Schwinds Goethetransparent und über Tischbeins Bild des römischen Goethe in anziehender Weise zum Ausdruck; es ist ein wirklicher Genuß, diese Arbeiten, von denen hoffentlich eine Sammlung in handlicher Buchausgabe zu stande kommen wird, im Zusammenhang zu überblicken und die feingeschaffene Beziehung jeder Einzelheit zu dem Ganzen, das Valentin vor Augen schwebt, zu verfolgen.

Als wir vor drei Monaten an einem kühlen Dezembermorgen Veit Valentin zur letzten Ruhe geleiteten, sprach einer der Redner am Grabe die Mahnung aus, den Gesammteindruck dieser groß angelegten, rastlos weitergeführten, aber vor dem Abschluß jäh unterbrochenen Lebensarbeit durch *die* Betrachtungsweise bestimmt sein zu lassen, mit der der Todte

selbst, liebevoll auch den nicht zur klaren Ausführung gekommenen Absichten nachgehend, überall das fertige Ganze auch in der nothdürftig zusammengefügten Masse der Ansätze und Baustücke erspähend, mehr als ein Kunstwerk unserem Verständniß näher zu bringen gesucht hat; ausklingen in solche Mahnung mögen auch diese Worte der Erinnerung an einen Mann, der im Goethischen Sinne des Wortes komplet und klugthätig gewesen ist und dessen Wirken bleibende und ihren Urheber ehrende Spuren in weiten Kreisen der Wissenschaft und des Lebens hinterlassen wird.

JULIUS ZIEHEN.





3. BIBLIOGRAPHIE.

I. SCHRIFTEN.

WEIMARER GOETHE-AUSGABE.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger.

Siehe G.-J. XIII, 259 Anmerkung. Da das vorige Jahrbuch außer dem in die Abhandlungen aufgenommenen Bericht Seufferts über die Textgeschichte von Goethes Werther (S. 246—251) keinen Bericht über die 1899 erschienenen Bände brachte, so umfaßt der gegenwärtige Bericht den Ertrag der Jahre 1899 und 1900. Erschienen sind 1899: I. Abtheilung, Band 19: Die Leiden des jungen Werther, Briefe aus der Schweiz (Redactor *E. Schmidt,* Herausgeber *B. Seuffert, E. v. d. Hellen*). Band 22: Wilhelm Meisters Lehrjahre, 2. Band (Redactor *Herman Grimm,* Herausgeber *C. Schüddekopf*). III. Abtheilung, Band 10: Tagebuch 1825, 1826 (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *F. Heitmüller*). Im Jahre 1900 sind erschienen: I. Abtheilung, Band 45: Rameaus Neffe. Ein Dialog von Diderot. Diderots Versuch über die Mahlerei (Redactor *B. Seuffert,* Herausgeber *R. Schlösser*). Band 49, 2. Abtheilung: Schriften zur Kunst 1816—1832, 2. Abtheilung (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *O. Harnack*). Band 50: Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Pandora (Redactoren *B. Suphan* und *E. Schmidt,* Herausgeber *H. G. Gräf, H. Schreyer, B. Suphan, E. Schmidt*). III. Abtheilung, Band 11: Tagebuch 1827, 1828 (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *C. A. H. Burkhardt*). IV. Abtheilung, Band 23: Briefe von Mai 1812 bis August 1813 (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *C. Schüddekopf*). Band 24: Briefe von September 1813 bis 24. Juli 1814 (Redactor *B. Suphan,* Herausgeber *C. Alt*).

BERICHT DER REDACTOREN UND HERAUSGEBER.

ERSTE ABTHEILUNG.

Band 19. Der Bericht über »Werthers Leiden« s. Jahrbuch XXI, 246—251. — »Briefe aus der Schweiz.« Bald nach der Rückkehr von seiner winterlichen Schweizerreise (October und November 1779) begann Goethe eine Beschreibung zu verfassen, indem er sie »aus einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Briefen durch eine lebhafte Erinnerung komponirte« (an Merck, April 1780). Obwohl sie im Freundeskreis viel Beifall fand — Wieland erklärte sie für ein Poëma — erschien sie Goethe selbst im Herbst 1780 (an die Branconi, 16. October) »noch so mangelhaft«, daß er eine nochmalige Bearbeitung für nöthig erkannte. Es kam jedoch nur zu stilistischen Correcturen, und das in mehreren Abschriften verbreitete Manuscript blieb ungedruckt, bis Goethe am 12. Februar 1796 ein Exemplar an Schiller sandte, um doch etwas für die »Horen« zu liefern. Im Bewußtsein, daß die Beschreibung in dieser Gestalt kaum als ein reifes Kunstwerk gelten könne, wollte Goethe »irgend ein leidenschaftliches Märchen dazu erfinden«, und nach Ausweis des Tagebuchs begann er wirklich »an Werthers Reise zu dictiren«. Dennoch erschien in den »Horen« ein unvollständiger Abdruck der Reisebeschreibung ohne diese Zugabe, die erst 1808 im 11. Band der 1. Cottaschen Gesammt-Ausgabe ans Licht trat. Wann Goethe sie beendigte, ob bereits im Februar 1796 oder erst im Mai 1807 bei der Zurüstung dieses 11. Bandes, steht nicht fest. Unlösbar aber war nun für alle Zeit der empfindsame »Werther« durch ein romantisches Zwischenstück mit den ganz heterogenen »Briefen aus der Schweiz« verbunden.

Für die »erste Abtheilung«, d. h. die zur Verbindung des Romans mit dem Reisebericht geschriebenen Briefe, lag nichts Handschriftliches vor; für die zweite dagegen drei Abschriften, deren eigenthümlich complicirtes Verhältniß in der Einleitung der »Lesarten« dargestellt ist. Ueber der Textgeschichte hat ein bedauerlicher Unstern gewaltet. Als Goethe 1807 die zweite Abtheilung für den Druck herrichtete, befand sich die beste, mehrfach von ihm durchcorrigirte Abschrift und eine weitere von dieser genommene nicht mehr in seinem Besitz, und so legte er, wohl ohne sich der Vorzüge jener zu erinnern, dem Druck ein minderwerthiges Exemplar zu Grunde. Da nun die Weimarische Ausgabe grundsätzlich auf derjenigen letzter Hand beruht, konnten die Emendationen der von Goethe nicht wieder benutzten Handschriften im Allgemeinen nur unter die »Lesarten« gestellt werden; in einigen Fällen jedoch sind sie zur Heilung gröberer Defecte auch für den Text verwerthet. Eduard von der Hellen.

Band 22, dem 19. der Ausgabe letzter Hand entsprechend, bringt das vierte bis sechste Buch von »Wilhelm Meisters Lehrjahren«. Handschriften sind für diesen Theil so wenig wie für den vorangehenden erhalten; dagegen gelang es, von der ersten Ungerschen Ausgabe der Neuen Schriften *(N)* einen Doppeldruck *(N^2)* aufzufinden, dessen Werth für die Textgeschichte dieses Bandes bisher nicht erkannt war. W. Vollmer hatte in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung von 1868 Nr. 104 den Einfluß Ungerscher Doppeldrucke auf *A* und damit auf die spätere Textgestaltung nur für die Bände I, II und IV von *N* nachgewiesen, für Band III (das fünfte und sechste Buch enthaltend) aber ausdrücklich in Abrede gestellt. Wie sich nunmehr, durch Auffindung des wirklichen N^2 in der Bibliothek des Archivs ergiebt, benutzte Vollmer einen zweiten Doppeldruck *(N^3)*, dessen Druckfehler sich allerdings nicht fortgepflanzt haben; dagegen läßt sich das von unserm N^2 unwiderleglich beweisen, vgl. die Lesarten zu 145,24, 152,12, 244,19, 290,23 (wo statt N^2 *C* zu lesen ist N^2—*C*) 329,4, 345,15. Demgemäß sind wir auch hier überall auf den ächten Druck N^1 zurückgegangen, die wenigen Fälle ausgenommen, wo zu schließen war, daß *C* auch selbständig die Aenderung vorgenommen haben würde. A^1 ist auch für diesen Theil unauffindbar geblieben; dagegen leistete B^1 wiederum werthvolle Dienste zur Verbesserung der zahlreichen Versehen von *B*. Die schon im G.-J. XX, 282 erwähnten, nachträglich aufgefundenen Verbesserungsvorschläge Göttlings zur Ausgabe letzter Hand, datirt vom 27. September 1825, sind im Zusammenhange abgedruckt. CARL SCHÜDDEKOPF.

Band 45 entspricht dem 36. der Ausgabe letzter Hand, welcher den Dialog »Rameaus Neffe« nebst den zugehörigen Anmerkungen und »Diderots Versuch über die Mahlerei« enthält. Hinzugefügt wurden unter dem gemeinsamen Titel »Nachträgliches zu Rameaus Neffe« der Aufsatz »Rameaus Neffe« aus dem 46. Bande und die Anzeige der französischen Uebersetzung von Goethes Anmerkungen zum »Rameau« (»Des hommes célèbres de France«) aus dem »Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode« Juni 1823, die L. Geiger im 3. Bande dieses Jahrbuchs wieder abgedruckt und als Goethes Eigenthum erwiesen hat. — Der Text des »Rameau« und der Anmerkungen mußte in Ermangelung von Handschriften lediglich auf Grund der Drucke hergestellt werden. Mit Hülfe von *E* (1805) wurde eine Reihe von Irrthümern berichtigt, die aus *B* in C^1 und *C* übergegangen waren, desgleichen die Druckfehler von *C* (bezw. C^1 *C*). Auch da, wo C^1 *C* im Anschluß an die unkritische Ausgabe des »Neveu de Rameau« von Brière (1823) unrichtige Namensformen und

entstellte Citate in den Text eingefügt hatten, war *E* wieder herzustellen. Von sämmtlichen Ausgaben war abzugehen, wenn Druckfehler und Irrthümer, die zweifellos nicht Goethe selbst zur Last fallen, sich überall fanden; zu ihrer Feststellung mußte hin und wieder auf Diderots Urtext zurückgegangen werden, der in den Ausgaben von Tourneux (1884, Goethes Vorlage am nächsten stehend) und Monval (1891, nach Diderots Originalhandschrift) zu benutzen war. Nach eben diesen sind die beibehaltenen französischen Citate verbessert worden. Auf die zahlreichen Fehler und Versehen der Goethischen Uebersetzung (s. darüber des Herausgebers Buch »Rameaus Neffe«, Berlin 1900, S. 145 ff.) hat der Apparat keine Rücksicht genommen. Als Paralipomena konnten mitgetheilt werden ein Blatt, auf welchem Goethe einige ihm unverständliche Redewendungen und unbekannte Namen vermerkt hatte, sowie die Anmerkung über Le Mierre, die er unmittelbar vor Abgang seines Druckmanuscriptes unterdrückte (an Schiller, 24. April 1805). — Bei dem ersten der Aufsätze des »Nachträglichen« mußte von *C* abgesehen und die im Besitze des Goethe- und Schillerarchivs befindliche Handschrift Johns zu Grunde gelegt werden, da sich herausstellte, daß der Aufsatz in seiner ersten Hälfte vor der posthumen Veröffentlichung von Riemer nicht ohne Willkür durchcorrigirt worden war, in seiner zweiten Hälfte aber, d. h. soweit die Uebersetzung aus Mercier reicht, in der Gestalt, die er in $C^1 C$ hat, gar nicht von Goethe, sondern von Eckermann herrührt, wie drei Handschriften dieser Partie, gleichfalls im Archiv, beweisen. Die echte Goethische Uebersetzung bringt also unser Band zum ersten Mal. Kleine Correcturen des Textes sind nur dort vorgenommen worden, wo sie unumgänglich waren. Als Paralipomena sind drei unvollständige Schemata unseres Aufsatzes mitgetheilt worden. — Für den zweiten Theil des »Nachträglichen«, die Recension, kam nur der Originaldruck im Modejournal in Betracht. — Zum ersten Kapitel von »Diderots Versuch über die Mahlerei« lagen zwei sich ergänzende Handschriften vor, deren eine den übersetzten Text, die andere Goethes Anmerkungen enthält; zum zweiten Kapitel eine Handschrift der übersetzten Partien und eine der übersetzten Partien mit Goethes Anmerkungen. Die Handschriften erwiesen sich als sehr nützlich, da schon der erste Druck (Propyläen) manches Unrichtige und Ungenaue enthält, das in alle späteren Ausgaben übergangen ist. Neue Fehler brachten sowohl *B* wie C^1 und *C*. Diderots Original (Oeuvres; ed. Assézat Bd. X, 1876) brauchte nur in wenigen Fällen zugezogen zu werden. Als Paralipomenon erscheint aus der ersten Handschrift von Kapitel 2 ein bei der Ausführung nicht verwerthetes Stückchen aus Diderot. RUDOLF SCH[illegible]

[illegible]

Band 49. Zweite Abtheilung. Mit diesem Halbband g
langt die Sammlung der Schriften über bildende Kunst zı
Abschluß. Nachdem die erste Abtheilung des Bandes Al
gebracht hat, was Goethe in den Jahren 1816—1832 in Bez
auf Malerei und graphische Künste verfaßt hat, bringt c
zweite aus demselben Lebensabschnitt alle Schriften üb
Plastik, Kleinkunst, Kunstgewerbe und Architectur. Die Grun
sätze der Ausgabe sind dieselben wie in der ersten Abtheilun
wo irgend möglich ist nicht der von Riemer und Eckerma
hergestellte Abdruck in den Nachgelassenen Werken reproduzi
worden, sondern entweder der letzte zu Goethes Lebzeit
erschienene Druck (meist in »Kunst und Alterthum«) oder w
ein solcher fehlte, die Handschrift. Hinzugekommen sind i
Vergleich zu früheren Ausgaben: drei Aufzeichnungen üb
griechische Skulpturen (vom Parthenon und vom Tempel z
Phigalia), desgleichen zwei zur Münzenkunde und zwei üb
Technik der Malerei; endlich eine kurze Besprechung vc
Emeles römisch-deutschen Alterthümern, sowie einige »Maxime
und Reflexionen«. Weggelassen sind, aus Gründen, welch
das kritische Nachwort angiebt, die Aufsätze über Dana
Blumengemälde von Imanuel Steiner, Carus' Gemälde, üb
ein Bildniß Goethes, über Glasmalerei und »Vergleichun
zweier antiken Pferdeköpfe«.

Ferner enthält der Halbband die Paralipomena und Le
arten zu beiden Abtheilungen. Ihr großer Umfang läßt e
kennen, mit welcher Sorgfalt Goethe jene Kunstschriften, auc
wo sie geringfügige Gegenstände behandeln, abgefaßt ha
wie er sich in mehrstufigen Vorarbeiten und in immer neu
Bearbeitung der letzten Stufe nicht genug thun konnte. Unt
die Paralipomena ist auch der nach Goethes Tod erschiener
Aufsatz »Ueber Landschaftsmalerei« eingereiht worden, we
er nach Ausscheidung von Meyers Eigenthum einen zu fra
mentarischen Charakter gewonnen hat. Auch Entwürfe z
nicht ausgearbeiteten Aufsätzen sind unter den Paralipomene
zahlreich vorhanden; diese sind an den passenden Stelle
zwischen die Entwürfe der im Text gedruckten Aufsätze ei
gereiht worden.

Die wesentliche Aufgabe dieses Bandes lag in der en
giltigen Scheidung von Goethes und Heinrich Meyers Kuns
aufsätzen. Nachdem frühere Ausgaben hierin so sehr g
schwankt hatten, konnten jetzt durch Verwerthung des g
sammten handschriftlichen Materials des Goethe-Archi
großentheils sichere Ergebnisse erzielt werden.

O. HARNACK.

Band 50. Reineke Fuchs. Die, im Goethe- und Schiller-Archiv befindliche, einzige, nur die vier ersten Gesänge umfassende, Handschrift *(H)* ist eine von Ludwig Geist besorgte Reinschrift. Als Vorlage diente dem Schreiber ein Dictat Goethes, wie mehrere Hörfehler beweisen, die in die Abschrift übergegangen sind. Die Entstehung von *H* fällt in die Zeit nach dem ersten Druck (*N*, 1794) und vor dem zweiten Druck (*A*, 1808), wahrscheinlich in das Jahr 1800 oder 1801. *H* bezeugt uns, daß Goethe auch nach dem Erscheinen der Dichtung bemüht gewesen ist, »dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß« (Briefe 10, 127, 20f.). Zwar kam die metrische Durcharbeitung des Ganzen nicht zu Stande, doch hat Goethe *H* sowohl für den zweiten Druck (*A*, 1808), als besonders für den dritten (*B*, 1817) benutzt.

Der Text von *C* (1830) konnte auf Grund der Handschrift und der ersten drei Drucke mehrfach verbessert werden, so 1,69 »alten Tücken« (nach *NH* wiederhergestellt aus »alte Tücke«); 1, 229 »Sext« (statt »Sept«, was auch *H* hat); 1, 256 »solle« (statt »sollte«, nach *NHA*); 1, 261 »ward« (statt »war«, nach *NHA*); 2, 137 »blieben« (nach *H*, während alle Drucke den Fehler »bleiben« haben); 2, 277 »soll ich's« (nach *NA*, gestützt auf die Lesart von *H*); 4, 73 »zur« (statt »zu«, nach *NH*); 5, 96 »Feinen« (vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling S. 7); 5, 186 »sollen's« (statt »sollten's«, nach *N*); 8, 196 »nun« (statt »nur«, nach *N*); 12, 217 »mittlere, kleine, dazu die kleinsten« (auf V. 216 »Kinder« bezüglich).

HANS GERHARD GRÄF.

Hermann und Dorothea. Für die Geschichte des Textes ist von besonderer Wichtigkeit die im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrte Handschrift *(H)*. Vom Schreiber Geist geschrieben enthält sie die vollständige Dichtung; ihre Vorlage war zweifellos die verloren gegangene Originalhandschrift des Dichters. Entstanden ist sie gleichzeitig mit der Vollendung des Epos selbst, die, nachdem die ersten vier (sechs) Gesänge in der Zeit vom 11.—19. September 1796 geschaffen waren, in die Monate Februar und März 1797 fällt (vergl. meinen Aufsatz »Goethes Arbeit an Hermann und Dorothea«, G.-J. X, S. 196ff.). Da *H* noch die alte Eintheilung der Dichtung in *sechs* Gesänge enthält, die Goethe Anfang April 1797 zu Gunsten der *neun* Musen verwarf, so erhellt, daß die Abschrift zu dieser Zeit schon im Wesentlichen fertig vorlag; der Schluß, den Goethe erst später fand, wurde vom Schreiber nachgetragen; im Uebrigen hat der noch während des Druckes bis in den Juni 1797 an dem Werke feilende Dichter in dieser Zeit eigenhändig in der Handschrift mehrfache Aenderungen vorgenommen (von mir mit *g* bezeichnet).

Von einer Parallelhandschrift H^1, nach welcher W. v
Humboldt den Druck der Taschenbuch-Ausgabe (E^1) in Ber
besorgte, sind uns Lesarten in den Citaten Humboldts
seinen Briefen an Goethe vom 6. und 30. Mai und 28. J
1797 erhalten, die im Wesentlichen zu H stimmen. Einze
Verse finden sich in älterer Gestalt in H^3 und H^4 und ei
Anzahl durch Humboldt veranlasste Besserungen auf ein
Doppelblatt H^2.

Der älteste Text, den uns H bietet, weicht von d
ersten Druck (E^1) stärker ab, als alle Drucke untereinand
Der Charakter der eiligen Niederschrift tritt sowohl im A
druck wie im Bau der Verse mehrfach hervor. Fehlerha
Verse finden sich nicht selten, namentlich solche, die
dritten Versfuß eine Kürze zu viel haben (vergl. 1, 54; 1, 1
2, 124; 3, 29; 6, 2; 6, 50; 6, 286; wirkliche Siebenfüßler
kennen wir in 2, 54 und 5, 140, einen Fünffüßler in 5,22
Bisweilen hat H einen Vers mehr oder weniger als die Druck
ja es fehlt die ganze Rede des Pfarrers über den Tod 9, 46

Gegenüber diesen Abweichungen der Handschrift, die u
die *älteste* und zugleich in den späteren Correcturen Goeth
(s. u.) die *jüngste* Fassung der Dichtung bietet, ist der Unte
schied der maßgebenden Drucke unter einander gering. D
Taschenausgabe von 1798 (E^1) steht H im Wortlaut a
nächsten. Am größten ist die Abweichung der Lesart
zwischen E^1 und A (Werke 10. Band, Cotta, 1808). Do
sind wir keineswegs berechtigt, den Text von A mit W.
Hewett (A Study of Goethes Printed Text: Hermann a
Dorothea, by Watermann Thomas Hewett. Baltimore, 189
für einen wesentlich *verschlechterten* zu halten. Scheidet m
die Unterschiede der Rechtschreibung und Interpunction a
so bestehen zwischen E^1 und A 67 zum großen Theil au
nur geringfügige Abweichungen. Eine wirkliche Verschlecht
rung ist nur zu erkennen in 7 Stellen (2, 29; 6, 225; 6, 29
6, 314; 8, 19; ferner in 4, 122 und 8,46, die beide in B wied
richtig gestellt sind); weit zahlreicher sind die Stellen,
denen A einen *gebesserten* Text bietet, nämlich hinsichtli
des *Sinnes* oder der *Construction* 14, in *metrischer* Beziehu
26 (siehe die Lesarten in der Ausgabe S. 386); dabei kom
in Betracht, daß diese Aenderungen zum Theil nachweisli
auf *Goethe* selbst zurückgehen und von diesem in der Han
schrift eigenhändig eingetragen sind (vergl. 2, 196; 4, 220
6, 69; 6, 175; 7, 129; 7, 135; 7, 141).

Zwischen A, B (Ausgabe der Werke 11. Band, Cot
1817) und C^1 C (Ausgabe letzter Hand) sind die Abweichung
gering. B hat nur einige auffallende Druckfehler: 8,88 »S
gleich« für »Sorglich« (vergl. dazu den Brief von *Göttli*
an *Goethe* vom 12. Juli 1825 im Goethe-Archiv); 7, 181 »U

er bereuet« statt »Und bereuet«; 3, 46 »ein Wunsch« für »dein Wunsch«; 2, 263 »wolltest« für »wollest«. In allen diesen Fällen hat die Wiener Ausgabe B^1 das Richtige gewahrt.

Ueber die *jüngste* Bearbeitung der Dichtung, die uns in den eigenhändigen Correcturen Goethes in *H* aus den Jahren 1804 und 1805 vorliegt (wir bezeichnen sie mit g^a), sei hier nur Folgendes bemerkt: Goethe wünschte den Wortlaut seiner Dichtung strengeren metrischen Forderungen entsprechend zu gestalten. Nachdem er sich hieran eine Zeitlang allein versucht (wohl schon 1804), gewann er einen in der antiken Metrik wohlgeschulten Mitarbeiter in *Heinrich Voß*, der 1804 wiederholt als Gast in seinem Hause weilte und 1805 als Professor an das Gymnasium in Weimar berufen wurde. Das Epos wurde gemeinsam durchgegangen, wie aus *H* hervorgeht, wo die Correcturen von Goethe und Voß sich vielfach durchkreuzen und öfters erst zusammengenommen einen Sinn geben. Später überließ Goethe, dem eigne Krankheit und der Tod Schillers im Mai 1805 die Stimmung für poetische Thätigkeit raubten, dem jüngeren Freunde allein die Vollendung. Voß war namentlich Ende Juli und Anfang August 1805 eifrig mit seiner Aufgabe beschäftigt, ließ sie aber später ebenfalls fallen, endgiltig wohl mit seinem Weggang von Weimar 1806.

Da Goethe selbst diese weit vorgeschrittene, aber nicht vollendete Durcharbeitung der Dichtung für die späteren Drucke nicht benutzt hat, so konnte sie auch nicht für den *Text* der Ausgabe, sondern nur für die *Lesarten* berücksichtigt werden.

Der *Text* der neuen Ausgabe weicht von dem der Ausgabe letzter Hand *(C^1 C)* nur an 24 Stellen ab, wovon hervorzuheben: 2, 29 erblicket (für erblicktet); 2, 263 wollest (für wolltest); 3, 46 dein (für ein); 6, 225 Schon von ferne (für Schon so ferne); 6, 291 an dem Birnbaum hin (für an den Birnbaum hin); 7, 181 Und bereuet (für Und er bereuet); 8, 19 kluges (für gutes). HERMANN SCHREYER.

Achilleis. Das handschriftliche Material ist in aller Vollständigkeit erhalten, wie es in Goethes Archiv bei Herstellung der Druckvorlage zu A vorhanden war: H^1, erste Niederschrift, Geist in die Feder dictirt, Weimar vom 10.—13. März 1799, dann Jena vom 22. März bis 1. und 5. April; H^2, die ebenfalls von Geist hergestellte Reinschrift, in welche der jüngere Voß, wahrscheinlich Ende October und Anfang November 1806, zahlreiche Aenderungsvorschläge eingetragen hat. Aus beiden und aus A läßt sich auf den Wortlaut der verlorenen Druckhandschrift unschwer schließen, und so auch das wenige Fehlerhafte, das seit A sich bis jetzt behauptet

hat, entfernen. V. 423 sicher: »der nun ihm (statt: um ihn) ein Denkmal« zu lesen. Auch in der Druckhandschrift, wie in *A B B*[1], muß V. 256 das fehlerhafte »geneset« gestanden haben, das als eigenhändige Aenderung in H^2 auftritt; erst auf Göttlings Monitum wurde es C^1 corrigirt, hat sich aber unbegreiflicher Weise doch in *C* wieder eingenistet. Merkwürdig ist das Haften an dem Irrthum in diesem vereinzelten Falle. Ein ganzer Vers, den Goethe eigenhändig H^2 in eine nach 297 offen gelassene Zeile eingetragen hat, ist in *A* nicht übergegangen, so daß anzunehmen ist, Goethe habe ihn bei letzter Prüfung in der Druck-Handschrift selbst wieder gestrichen, wohl weil er sich mit diesem, der Einfachheit des epischen Stils allerdings wenig gemäßen Versuche, ein Abstractum zu verbildlichen (»nur Geschehenes ruht an meiner Seite mir selbst gleich«) kein Genüge gethan hatte. Keinesfalls durfte der Hexameter jetzt noch in den Text aufgenommen werden. — H^2 gestattet, wie erwähnt, den vollen Einblick in Heinrich Voß des Jüngeren Mitwirkung, von der man sonst gar nichts wissen würde. Voß hat als dienstbarer Geist die vom Vater erlernten Züge und Schnörkel der homerischen Kanzlei und Handgriffe der Hexameter-Manufactur redlich beflissen zur Anwendung gebracht. Seine interlinearen Vorschläge hat Riemer, in letzter Instanz dann Goethe einer Prüfung unterzogen, vor der nur ein Bruchtheil bestanden ist; immerhin aber ist doch thatsächlich eine Anzahl dieser Vorschläge in den Text der Dichtung übergegangen (gleich in V. 1 die Wortfolge), und andere haben zu selbständigen Besserungen ersichtlich Anlaß gegeben. Riemers Antheil kommt auch hierfür mit in Betracht. (Unter die S. 418 gesammelten Belege dieser combinirten Thätigkeit ist, Z. 6—4 von unten, irrig V. 184 gerathen, vgl. S. 419, Z. 5—2 v. u.) Das Verhalten Goethes zur Voßischen Manier verdient noch eine genauere Untersuchung, bei der denn auch, wie bei »Hermann und Dorothea«, die Masse der ohne weiteres verworfenen Aenderungsvorschläge zu berücksichtigen wäre, die selbstverständlich in den Lesarten keinen Platz gefunden hat. Auch Goethes eigene Homer-Uebersetzungen wären heranzuziehen.

Vom höchsten Werthe sind die *Paralipomena,* die, von Riemer bloß erwähnt, in unserer Ausgabe (S. 435—449) zuerst veröffentlicht worden sind. Das ältere Schema, das den Inhalt des epischen Gedichts auf acht Gesänge vertheilt, war bereits »Jena den 31 März 98« dictirt. Im zweiten, mehr ausgeführten Inhalt sind fünf Gesänge vollständig (Weimar, 11. März 99) schematisirt, dazu der Anfang des sechsten. Außerdem liegt ein erweitertes Schema des zweiten Gesanges und ein Entwurf »Zum Schluß des Ersten Gesanges« vor,

der die Handlung über V. 651 hinaus zu ihrem natürlichen Abschluß führt: »Pallas kehrt zum Olymp zurück.« Diese Skizzen werden noch manchen kritischen Baumeister reizen und beschäftigen; auch die verschiedenartigen Niederschriften geringeren Umfanges, die sich anschließen (S. 448, 449) geben allerlei zu rathen; über 448, 3. 4. »Reges« [doch wohl *reges*, Fürsten] »Iudicium« z. B. haben wir bisher vergebens nachgesonnen. In der Sammlung »Zu Gleichnissen oder Beyspielen« berichtige ich hier: »Flösse herabstürzend«, nicht (wie leider gedruckt ist) »Flüsse«; d. h. gefällte Stämme vom Berge in Rinnen herabschurrend. In der folgenden Zeile (8) ist zum ersten, kaum anders zu entziffernden Worte: »Pfänden« wenigstens *ein* Fragezeichen zu setzen. Von den Paralipomenen ausgeschlossen habe ich im Einvernehmen mit dem Redactor-Collegen Erich Schmidt den schematischen Auszug aus des Dictys Cretensis Ephemeris belli Troiani, der zu den Vorübungen im weiteren Sinne gehören mag, ferner einige Blätter über den Schiffskatalog, die Ebene von Troja u. a., die zu den homerischen Studien gelegt worden sind. Den Abschluß meiner Arbeiten am Apparat mußte ich, von andern Forderungen für die W. Ausgabe und die Goethe-Gesellschaft gleichzeitig gedrängt, Dr. Wahle und Dr. Max Hecker überlassen; doch habe ich allein für das ganze kritische Opus einzustehen, das auf der Grundlage meiner Forschungen und nach meiner Anleitung ausgeführt, auch im Einzelnen von mir formell redigirt worden ist. B. SUPHAN.

Für die »*Pandora*« konnte, dank freundlicher Mittheilung aus Schwerin, eine Reinschrift Riemers zum ersten Mal benutzt werden, die dem Nachlaß der Erbgroßherzogin Caroline, geb. Prinzessin von Sachsen entstammt und interessante Lesarten einer mittleren Redaction darbietet. Sie hat auch manchmal zur Regelung der Interpunction gedient. Der Text ist conservativer als von Düntzer und Strehlke behandelt, das Schema buchstäblich abgedruckt worden; den Fehler »Bezahlung« statt »Bepaalung« hatte schon Wilamowitz verbessert.

ERICH SCHMIDT.

DRITTE ABTHEILUNG.

Die Jahrgänge 1825 und 1826 hat F. *Heitmüller*, 1827 und 1828 C. A. H. *Burkhardt* bearbeitet. Sie tragen den nun schon wiederholt beschriebenen geschäftlichen Typus; inhaltlich geben sie zu besonderen Hinweisen wenig Anlaß. Die

am tiefsten eingreifenden äußeren Erlebnisse, die Erinnerungstage im Herbst 1825 und die Trauerzeit von 1828, hängen mit jenem Bunde fürs Leben zusammen, der Goethes Schicksale an Weimar knüpfte. Nach der Voranzeige von Band 10, die Heitmüller G.-J. XX, 286 ff. gegeben, mag also noch an die Dornburger Zurückgezogenheit, Juli bis September 1828, erinnert sein; die Dictate aus diesen Wochen lassen uns dann und wann in das Gemüthsleben des Greises einen tieferen Blick thun und an dem Erwachen, Wirken und Weben poetischer Stimmung Theil nehmen. Innerhalb des geschäftlichen Kreises nehmen die Verhandlungen über die Gesammtausgabe sowie die Arbeiten zur Vorbereitung und Herstellung der ersten Bände wohl die erste Stelle ein; auch aus den genauen Aufzeichnungen des Tagebuchs (1825, 1826) erkennt man, welche Wichtigkeit dieser Action von Goethe beigemessen wurde.

Goethe hatte, wie der Kanzler von Müller berichtet (Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit S. 34), die Gewohnheit, zwei Mal täglich zum Tagebuch zu dictiren; er mag das öfters, je nach den Umständen, auch anders gehalten haben. Von solchen Einzeldictaten ist in der Regel die Reinschrift in Actenformat genommen worden. Bisweilen müssen, wenn es an Zeit gebrach, aber auch als Vorlage die eilig zu Papier gebrachten Notizen gedient haben, von denen Goethe sonst abdictirte. Diese zu entziffern hat dem Secretär nicht immer gelingen wollen. Nur so erklären sich die irrationalen und verwahrlosten Stellen, die den an der kritischen Arbeit Betheiligten schwere Noth machen. Unter diesen Betheiligten einmal den »geprüften« Freund Julius *Wahle* auch hier mit Dank für seine mannigfaltige Mühewaltung zu nennen ist mir ein Bedürfniß. Mit der Generalcorrectur übernimmt er stets zugleich einen erheblichen Antheil an den Redactionspflichten. Ohne sein emsiges Zuthun, sein findiges Ingenium würde mancher versteckte Schaden unbemerkt, manche entlegene Belehrung ungenutzt, manche Dunkelheit unaufgehellt bleiben. Im Letzteren versagen uns kundige Freunde, wenn einmal unsere Mittel nicht zureichen, niemals ihren Beistand. Es gebührt sich unter ihnen vornehmlich Carl *Ruland* zu nennen; er ist uns die nächste sichere Instanz, nicht bloß in kunstgeschichtlichen Fragen.

Der zwölfte Band, den wieder Ferdinand *Heitmüller* bearbeitet, ist im Drucke so weit gefördert, daß er mit der nächsten Lieferung erscheinen kann; er bringt die Tagebücher von 1829 und 1830.

B. SUPHAN.

VIERTE ABTHEILUNG.

Ueber den 1896 erschienenen 21. Band der Briefe ist im G.-J. XVIII, 314 berichtet worden. Der noch ausstehende 22. Band, bearbeitet von August *Fresenius* und zu Ende geführt von Carl *Schüddekopf*, wird in der ersten Hälfte des Jahres 1901 erscheinen; ausnahmsweise ist dafür der nächste Band früher ausgegeben worden.

Dieser 23. Band enthält Goethes Briefe von Mai 1812 bis August 1813, insgesammt 285 Nummern, von denen 136 ungedruckt sind. Umrahmt wird der Zeitraum von den beiden Reisen in die böhmischen Bäder, Mai bis September 1812 und April bis August 1813; demgemäß beruht der Hauptwerth des Bandes in Goethes Reiseberichten an Christiane, von denen die des Jahres 1812 bisher ungedruckt, die von 1813 vor kurzem im G.-J. XX, 37 ff. veröffentlicht sind. Sie nehmen streckenweise den Charakter tagebuchartiger Aufzeichnungen an und sind durch eine eigenartige Mischung von factischen Mittheilungen und gemüthvollen Plaudereien von großem Reiz. Auch an den Herzog Carl August sind ähnliche Relationen erhalten, eine bereits in den Naturw. Schriften 10, 104 abgedruckte aus Teplitz ist hier nicht wiederholt, da sie keinen eigentlichen Briefcharakter trägt. Eine ganze Reihe neuer Correspondenten wird in Oesterreich gewonnen, das überhaupt in seinen Beziehungen zu Goethe in diesem Bande mehr als bisher hervortritt, so vor allem die Gräfin O'Donell, für deren Briefe sich aus den Concepten Manches zur Verbesserung des Werner'schen Abdruckes ergab (vgl. besonders Nr. 6494), ferner Graf v. Bucquoi, Ellmaurer, Frau v. Eskeles, Frau Flies, Ritter v. Gerstner, Edler v. Lämel, Fürst von Lobkowitz, die Mineralogen F. A. Reuß in Bilin und F. A. Schmid in Altenberg. Die Correspondenz in Deutschland selbst erfuhr durch die kriegerischen Ereignisse des Winters 1812/13 manche Störung, doch wurde mit Ehrmann und Mylius in Frankfurt, v. Ende in Karsruhe, Jacobs in Gotha, Kieser, Körner und Schelver in Jena, Pfaff in Kiel, v. Pirch in Wobensin, Verlohren in Dresden neu angeknüpft; auch zu dem französischen Gesandten in Weimar, St. Aignan, bestanden mannigfache Beziehungen, die in einem nicht näher zu datirenden Concept (S. 513 ff.) einen räthselhaften Ausdruck finden. Zu dem Briefe an W. v. Humboldt (Nr. 6372) fand sich eine ungedruckte Fortsetzung mit sehr wichtigen Aeußerungen über F. A. Wolf und Niebuhr. Die Correspondenz mit Seebeck blieb leider in den Originalen, die in Hannover liegen, unerreichbar.

Um eine Ueberladung des Textes wie der Lesarten zu vermeiden sind nach [illegible]ung des Redactors einige Modificationen einget[illegible]ie der Vorbericht zu den

Lesarten Rechenschaft giebt. Alle rein amtlichen Schreiben, besonders die im Namen der »Commissio« abgefassten, bleiben von jetzt ab von der Ausgabe ausgeschlossen; ebenso werden von den immer zahlreicher auftretenden Concepten nur die wesentlichen Abweichungen verzeichnet. In den Lesarten werden die früheren maßgebenden Drucke jedesmal aufgeführt. — Die Postsendungen kamen für Band 23 in Fortfall, da sie neben den reichhaltigen Tagebuchaufzeichnungen nichts ergaben, was für die Kenntniß der Goethischen Correspondenz von Belang wäre. CARL SCHÜDDEKOPF.

Die sonstige Bibliographie für 1900 muß wegen Raummangels unterbleiben; sie wird im nächsten Jahrgang nachgetragen. Diesmal soll nur im Interesse der Leser und Benützer des Goethe-Jahrbuchs die Vielen erwünschte Mittheilung hier stehen, daß ein anastatischer Neudruck der Bände 4—6 veranstaltet worden und von der Verlagsbuchhandlung (vgl. Anzeigen) zu beziehen ist. L. G.





REGISTER ZU BAND XXII.

I. Personen-Register.

Die hinter den cursiv gedruckten Namen stehenden Zahlen geben die Seiten an, auf denen Abhandlungen oder Mittheilungen des Betreffenden gedruckt sind.

II. Register über Goethes Werke und Leben.

1. Biographische Schriften.

2. Briefe an:

3. Briefe an Goethe von:

4. Dramen.

5. Episches.

6. Erzählendes.

7. Gedichte.

8. Kunst.

9. Naturwissenschaftliches.

10. Sonstige prosaische Schriften.

11. Biographische Einzelheiten, Lebensbeziehungen, (persönliche und literarische) zu:

12. Verschiedenes.



GOETHE ALS PSYCHOLOG.

VON

RICHARD M. MEYER.

FESTVORTRAG

GEHALTEN IN DER 16. GENERALVERSAMMLUNG DER GOETHE-GESELLSCHAFT IN WEIMAR AM 1. JUNI 1901.







Goethe als Psycholog.

Man hat dem 19. Jahrhundert mancherlei Namen gegeben. Man hat es das naturwissenschaftliche Jahrhundert genannt, oder das Jahrhundert der Technik, oder das Jahrhundert der Nationalitäten; man hätte es wohl auch das psychologische Jahrhundert nennen können. Denn noch nie hat eine Zeit so leidenschaftlich danach gerungen, das innerste Wesen des Menschen zu enthüllen, als das Jahrhundert, an dessen Eingang Goethes »Faust« und an dessen Ende Ibsens grüblerische Dramen stehen. »Wer enthüllt Kern, Natur, lebend Leben des Individuums?« rief mit heißem Verlangen Leopold v. Ranke; und aus tausend wissenschaftlichen, dichterischen, künstlerischen Werken tönt derselbe sehnsüchtige Ruf. Wer aber möchte behaupten, daß dies unermüdliche Ringen ohne Erfolg geblieben sei? Wohl hat sich die uralte Sphinx noch nicht in den Abgrund gestürzt; auch heut noch harrt sie des Oedipus, der das letzte Räthsel lösen soll. Aber bleibt das große und letzte Räthsel auch wohl ewig ungelöst — hundert kleinere wurden beantwortet; und vor allem: die Hauptfrage selbst erhielt ein anderes, neues Gesicht. Wir haben aufgehört zu fragen: was ist der Mensch? wir fragen heut: wie sind die Menschen?

Die Psychologie des 19. Jahrhunderts ist gerade deshalb so bedeutsam, weil sie den ungeheuern Schritt von der metaphysischen Spekulation zu der individuellen Beobachtung that. Ueberall hat sie das geleistet, in der Praxis wie in der Theorie, in der Dichtung wie in der bildenden Kunst. Man hat von Napoleon gesagt, er habe die Strategie erneut, indem er sie auf die Psychologie

gründete, auf das genaue Studium der Charaktereigenschaften seiner Gegner und Helfer; man kann ebenso von Bismarck sagen, daß er die Politik verjüngt hat, indem er die Psychologie — bis zur Beachtung der feinsten »Imponderabilien« herab — zu ihrem Hauptwerkzeug machte. Der energischen Benutzung psychologischer Beobachtungen verdanken Geschichtswissenschaft, Philologie, Völkerkunde ihre bedeutsamsten Fortschritte im vorigen Jahrhundert. Und was unterscheidet die neuere Kunst als Ganzes entschiedener von der der klassischen Epochen als eben das Streben nach zunehmender Individualisirung in der Charakterzeichnung?

Ob nun freilich gerade für die Künste diese Entwickelung einfach einen Fortschritt bedeute, darüber läßt sich auch heut noch streiten. Wer auf dem Boden der klassizistischen Kunstlehre steht, mag in der Annäherung der Kunst an die empirisch beobachtende Wissenschaft Gefahren für die eigentlichen Ideale des Künstlers erblicken. Mit sicherem Instinkt bekämpfte von diesem Boden aus Lessing die ersten Regungen der neuen Richtung auf deutschem Boden, die ganz individuellen Beobachtungen in Goethes »Werther«. Aber auch wer diesen Standpunkt einnimmt, wird sich nicht blind verschließen gegen die Fülle hervorragender Leistungen, die gerade auch der Kunst durch dies Bestreben gelangen. Wer aber jene Entwickelung zur individuellen Charakterzeichnung durchaus als eine glückliche Neuerung bewundert, der sollte ebenso wenig vergessen, daß auch der Dichter des Hjalmar oder der des Hannele nur Erben einer großen Vergangenheit sind, und daß Niemand mehr dafür gethan hat, die künstlerische Psychologie zu erneuern und zu verjüngen als *Goethe*.

Heute freilich ist es leicht, gegen eine Kunst zu streiten, die nur mit blassen, abgemüdeten Typen arbeitet. Heute stehen wir Alle, und nicht zum wenigsten auch der schaffende Künstler, unter dem Einfluß der Wissenschaft. Die Methode der Einzelbeobachtung hat ja Zola unmittelbar auch für die literarische Technik maßgebend machen wollen. Heute kennen wir aus genauerem Studium der Geschichte und der Ethnographie zahlreiche nationale und historische Gestalten, Anschauungen, Zustände, die sich mit den wenigen einfachen Typen der alten Geschichts- und Kunstphilosophie nicht decken wollen. Aber ganz anders stand es in der Epoche unserer Klassiker. An jener festen Zahl großer ewiger Typen der Menschheit hat auch Goethe selbst noch so wenig gezweifelt wie seine Lehrer Winckelmann und Herder. Aber andere herrschende Dogmen seiner Zeit überwand er siegreich. Allgemein galt noch in seiner

Zeit jene von der Antike überlieferte Psychologie, die das Wesen dieser psychologischen Typen in bestimmten, genau zu definirenden *Eigenschaften* sah. Der Großmüthige, der Feigling, der Heuchler, die Kokette galten als ebensoviel verschiedene Menschenarten. Und weil Goethe selbst durchaus aus solchen Anschauungen hervorwuchs, war es um so mehr eine bewundernswerthe und folgenreiche That, wie er von diesen Grundgedanken zu ganz neuen psychologischen Auffassungen kam.

Dies aber war ihm möglich, weil er die erstaunliche Unbefangenheit seines Blickes auf einem Gebiete nicht verleugnen konnte, auf dem überhaupt die unbefangenen Praktiker unvergleichlich mehr geleistet haben als die grübelnden Doktrinäre. Wie ihre Schwestern, die Theologie und die Medizin, ist auch die Psychologie als naive Kunstübung uralt, als bewußte Theorie recht jung. Jeder Häuptling, der seinen Stamm zu einem schwierigen Entschluß bringen mußte, jeder Kaufmann, der barbarischen Käufern einen hohen Lohn für werthlose Glasperlen ablocken wollte, ja jedes Weib in der Hütte des despotischen Gebieters und jeder Sklave war genöthigt Seelenkunde zu treiben. Und wie die Anatomie lange nur vom Bildhauer gelernt werden konnte und nicht vom Arzt, so haben von den Dichtern erst die Geschichtschreiber und dann die Philosophen die Elemente der Psychologie übernommen. Insofern ist das Scherzwort des älteren Dumas, Macaulay habe die Geschichtserzählung zum Rang des Romans erhoben, nicht ohne tiefere symbolische Bedeutung, weil eben der Historie wirklich erst aus der epischen Poesie die Kunst der Charakterergründung und Charakterzeichnung zugewachsen ist. — Und nun gilt für Goethes wissenschaftliche Entwickelung allgemein, was er speciell von der Geschichte seines botanischen Studiums bemerkt: daß der Gang seiner Bildung der Geschichte der Wissenschaft ähnelte, »denn ich war vom augenfällig Allgemeinsten auf das Nutzbare, vom Bedarf zur Kenntniß gelangt« (Zur Morphologie W. A. II 6, 102). Dies ist denn auch *die Folge, in der seine Psychologie sich entwickelte.*

Eine echt hellenische Natur ist er auch hier. Mit Worten, die er ähnlich genug oft von sich selbst gebraucht hat, schildert er den großen Begründer so vieler Wissenschaften und eben auch der theoretischen Psychologie: »Aristoteles steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgültig. Er um-

zieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schüttet sie auf, und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe«. (Zur Farbenlehre. Historischer Theil W. A. II, 3.141).

Vom Boden bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgültig. Wir finden in der That nicht, daß Goethe über die letzten Geheimnisse des Ich gegrübelt hätte. Ein paar Urphänomene bilden den Boden seines Gebäudes: es sind *die Individualität* und *die typische Entwickelung*. Auf diesen beiden Grundpfeilern errichtet er seinen Bau, freilich aber so, daß er Materialien von allen Seiten herschafft, ordnet und aufschichtet.

Zu beobachten war schon dem Kinde angeboren und früh müssen die anregende Lebhaftigkeit der Mutter und die methodische Strenge des Vaters geholfen haben, ihn zu einem jener eigentlichen »Beobachter« zu machen, über deren Seltenheit schon der jugendliche Mitarbeiter an Lavaters Physiognomischen Fragmenten sich wundert (W. A. 37, 331). Früh lernt er, was er später als das Wesen der wissenschaftlichen Beobachtung umschreibt: »das Nachdenken regeln, die Erfahrung ordnen, und den Augenblick festhalten«. (Zur Morphologie W. A. II. 6, 132.) Und so haben wir uns wohl jene merkwürdige Thatsache zu erklären, die Goethe mit aller Entschiedenheit als die Grundlage all seiner theoretischen und praktischen Psychologie hingestellt hat: seine gleichsam prophetische Vorausnahme der Weltkenntniß, seine »*Anticipation der Kenntniß mannigfaltiger menschlicher Zustände*« (Zu Eckermann 26. Febr. 1824; Goethes Gespräche 5, 38).

Man könnte versucht sein, die Behauptung des Dichters zu bestreiten, »daß dem Dichter die Kenntniß der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empirie bedürfe.« Man könnte gegen ihn selbst ins Feld führen, daß er ein andermal, etwas unhöflich, bemerkt: »Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahirt, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden Gott weiß wie. — Meine dargestellten Frauencharaktere sind daher auch alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind« (Zu Eckermann 22. Oktober 1828; Goethes Gespr. 6, 355). Indeß muß doch so viel zugegeben werden, daß Goethes Kenntniß der menschlichen Zustände jedenfalls eine merkwürdig frühreife ist. Ein Stück wie die »Mitschuldigen« läßt in der That »in die seltsamen Irrgänge, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist« (Dichtung und Wahrheit II. 7; W. A. 27, 113), so tief blicken, wie nur selten ein so junger

Mann blicken wird, zumal einer aus der »guten Gesellschaft«, die so viele Schäden ängstlich dem Auge ihrer noch nicht »fertigen« Mitglieder verbirgt. Nirgends finden wir auch nur in den frühesten Productionen Goethes jene groben Verzeichnungen, jene weltfremden Voraussetzungen, mit denen etwa »Fiesco« übersäet ist. Und noch in den spätesten Werken sehen wir unverkennbare Spuren früher und sicherer Beobachtungsgabe — so etwa in jener Stelle der »Wanderjahre«, in denen der Greis aus eigenster Erinnerung das wundersame »Aufblühen der Außenwelt« schildert (W. A. 25, 47). Aber freilich wird man eben auf solche jung geübte und geschärfte *Beobachtung* fast alle angeblich schon »angeborene Kenntniß der Welt« zurückführen müssen, wie die klar verständige Charlotte in den »Wahlverwandtschaften« (W. A. 20, 12) Ahnungen überhaupt als »unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben« auffaßt. Sehen wir doch auch in den Tagebüchern besonders der ersten Weimarer Zeit einen scharfen Selbstbeobachter und Selbstprüfer an der Arbeit. Denn wenn Goethe auch eine philosophisch-grübelnde Bemühung um Selbsterkenntniß stets abgelehnt hat, ward er doch nicht müde, die Folgen eigener oder fremder Handlungen mit praktischem Scharfsinn zu verfolgen. Wie die Regentin im »Egmont« vorher weiß, wie Alba sich benehmen wird, weil sie »in Staatsgeschäften alt genug geworden« ist (W. A. 8, 235), so konnte auch Goethe aus vielfältiger Aufmerksamkeit wohl manche Vorahnung dessen schöpfen, was die Erfahrung ihm dann bestätigte.

Und sicherlich wird man nebenbei wohl auch annehmen dürfen, daß der Jüngling Goethe doch oft genug »mit Lust zur Wahrheit jämmerlich geirret«; wie hätte er sonst leben sollen?

> Kennte der Jüngling die Welt genau,
> Er würde im ersten Jahre grau.
>
> (Paralip. 155 W. A. 15, 2, 222.)

Immerhin muß man neben dieser frühfertigen Gabe der Beobachtung noch einen gewissen *Instinkt* annehmen, der aus einzelnen, freiliegenden Zügen Verborgenes zu erschließen vermag. »Es liegt in den Charakteren«, sagt Goethe an jener Stelle (Gespr. 5, 38), »eine gewisse Nothwendigkeit, eine gewisse Consequenz, vermöge welcher bei diesem oder jenem Grundzuge eines Charakters gewisse secundäre Züge stattfinden. Dieses lehrt die Empirie genugsam, es kann aber auch einzelnen Individuen die Kenntniß davon angeboren sein. Ob bei mir Angeborenes und Er-

fahrung sich vereinigt, will ich nicht untersuchen; aber so viel weiß ich, wenn ich jemand eine Viertelstunde gesprochen habe, so will ich ihn zwei Stunden reden lassen.« Diese Begabung bezeichnet der Dichter einmal ganz herrlich mit den Worten »Phantasie für die Wahrheit des Realen« (Zu Eckermann 25. Dez. 1825; Gespr. 5, 255).

Was diese dunkle Vorahnung gewisser charakterologischer Zusammenhänge ihm früh verkündete, das ist später ein Grund- und Eckstein auch seiner *Naturlehre* geworden; denn jene Nothwendigkeit bestimmter secundärer Züge bei einem gegebenen Grundzug ist nichts anders als

> Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
> Und Gesetz, von Freiheit und Hass, von beweglicher Ordnung,
> Vorzug und Mangel,

in dem die »Metamorphose der Thiere« (W. A. 3, 91) gipfelt.

Wie aber hier in der Naturlehre, so geht es Goethe auch in der Psychologie, die für ihn ja nur ein Theil der Naturlehre ist: nur ein Einzelfall seines unablässigen Studiums der vorhandenen Existenz. Wohl ist Goethe Empiriker; aber die Erfahrung soll bei ihm doch durchweg nur Ideen bestätigen, die er schon besitzt, die er mindestens in die systematische Verarbeitung der Empirie bereits mitbringt. Nicht aus absichtlicher Beobachtung, sondern aus instinktivem Vorgefühl sind die Grundanschauungen erwachsen, auf denen sich seine Psychologie aufbaut. »Angeboren« im Sinne jener allgemeinen »Anticipation der Weltkenntniß« ist vor allem der Punkt, der für seine Seelenlehre vor allen wichtig und fruchtbar wurde: *die Idee von der inneren Gleichartigkeit oder mindestens von der weitgehenden Verwandtschaft aller Charaktere.* Sie tritt gleich in den Jugendstücken mit überraschender Schärfe hervor. »Die Laune des Verliebten« scheint in der Manier der französischen Komödie den Träger einer bestimmten Eigenschaft, den Eifersüchtigen, wie ein Wesen eigener Art unter die normalen Menschen zu stellen; schließlich läuft doch der Witz des Stückes gerade darauf hinaus, daß Eridon erkennt, er sei gerade so geartet wie die andern. Aehnlich sollte gewiß der früh geplante »Tugendspiegel« ausgehn. »Die Mitschuldigen« spitzen sich nun gar zu der Lehre zu, die Haller in dem berühmten Vers formulirt hat:

> Wir irren allesammt, nur irrt ein jeder anders.

Sein Drama läßt eben deshalb die komischen Charakterrollen des Spielers und des Neugierigen als leichtere Abarten des homo sapiens erscheinen; der älteren Komödie waren sie pathologische Deformationen gewesen.

Von diesen noch unbestimmten Anfängen, die doch schon eigenartig und bezeichnend sind, entwickelt sich Goethes Psychologie rasch zu vollendeter Selbständigkeit und fertiger Abrundung. Die Krankheit, die den Leipziger Lebensstudien folgte, führte ihn wohl zuerst zu bewußter Selbstprüfung — ich erinnere nur an den berühmten Brief an Friederike Oeser (Briefe 1, 170) — und zuerst zu absichtlicher Beobachtung der Andern. Und in Straßburg, wo er von Herder lernte, sich Shakespeare ganz ergab und Erwin von Steinbach bewunderte, an dieser Geburtsstätte des reifen Goethischen Genius, der bis dahin wie Homunculus nur »entstehen wollte«, in Straßburg ging ihm nun auch jener Begriff auf, der für seine Psychologie eine centrale Bedeutung gewinnt: der des *Dämonischen.*

In den Straßburger Ephemeriden tritt sein Aufmerken auf die Eigenart des »großen Manns« überraschend stark hervor. Er zeichnet Sulla und Caesar, auf diese Seite angesehen; er macht Bemerkungen allgemeiner Art. Der große Mann ist aber für den Schüler Herders, für den Lehrer der Romantiker kein Anderer als der, der »einen eigenen Mittelpunkt hat«, eine bestimmte innere Nothwendigkeit, die ihn zwingt, gerade so zu handeln — es ist eben der Typus, der später mit jenem geheimnißvollen, von Goethe oft fast mystisch verwandten Ausdruck als der des Dämonischen bezeichnet wird.

Straßburg oder vielmehr Sesenheim bringt aber zu seiner bis dahin noch ziemlich akademischen blassen Psychologie noch ein weiteres Moment: er lernt den wichtigen Begriff der *Stimmung* beachten, mit dem er in einigen Sesenheimer Liedern oder in dem »Wanderer« fast virtuos spielt. Und so kann der Jünger Shakespeares bald schon Charaktertypen zeichnen, in denen die allgemein menschliche Grundlage in doppelter Weise modificirt wird: durch ihre Individualität im Allgemeinen, und durch die Stimmung des Moments im Besondern. Dämonische Naturen wie Götz und Werther sind bei ihm nicht immer und ausschließlich nur Träger ihrer »ruling passion«, ihrer ausschlaggebenden Eigenschaft. Während Molières »Misanthrope« eben immer nur Menschenfeind ist, während auch Söller und der Wirth in den »Mitschuldigen« nur Träger der Charakterrollen »Spieler« und »Neugieriger« waren, sind Götz und Werther manchen Stimmungen zugänglich, die bald den rauhen Ritter weich und liebenswürdig, bald den sentimentalen Träumer heiter oder arbeitsam zeigen und eben dadurch auch diese Gestalten dem allgemeinen Niveau der Menschenart nähern. Das [illegible] nicht zum wenigsten geholfen, den »Götz« und d[illegible] [illegible]erther« so

ungemein wirksam zu machen. Bis dahin sah man auf der Bühne und im Roman fast nur Figuren, die ganz auf Eine Eigenschaft gebaut waren und deshalb zahlreichen Lesern nothwendig fremd bleiben mußten; Goethe aber schuf Menschen, mit denen jeder Beschauer wenigstens in gewissen Momenten sich verwandt fühlen konnte.

Von dieser Zeit an ist Goethes Psychologie im Wesentlichen fertig. Wir haben sie nun in ihren Grundzügen darzustellen, um sodann kurz anzugeben, wie sie sich in seiner poetischen Technik, und wie sie sich in seiner Lebenspraxis geltend macht.

Für *Goethes Psychologie* ist zunächst ein allgemeiner Gesichtspunkt wichtig. Wir hoben schon hervor, daß alle wissenschaftliche Bethätigung des Dichters aus gewissermaßen praktischen Motiven hervorgeht. Aber diese praktischen Motive sind von künstlerischer Art. Goethe studirt nicht, um zu lernen, sondern um zu schaffen. Man hat ja oft genug sein Wort citirt: »Uebrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.« Es sagt schwerlich zu viel. Für Goethe hat die Wissenschaft nur so weit Interesse, als sie Kunde gibt von der schöpferischen Macht und Kunst der Natur. Auf die Productionsnormen der Natur richtet sich all seine Wißbegierde. Er will wissen, wie sie die Pflanze, das Thier, den Menschen formt; er will erkennen, wie sie die Gebirge baut und die Wolken gestaltet; er will die Geheimnisse ihrer Farbengebung aufdecken. Daher auch seine Scheu vor denjenigen Wissenschaften, die zu der unmittelbaren Production nur in entfernterer Beziehung stehen: er meidet die Mathematik, und während ihn die moderne Astrophysik sicherlich lebhaft interessirt hatte, läßt die Astronomie ihn kalt. Ebenso treibt er es im Bereich der Menschengeschichte. Ihn zieht es mächtig an, zu erfahren, welche Kräfte das Italien Cellinis oder das Frankreich Diderots hervorgebracht haben, welche Elemente die Eigenart des Beduinen in der Wüste oder des deutschen Dichters in der vorklassischen Zeit bestimmten; die historische Kritik als solche aber ist ihm fast verhaßt, weil sie nicht producire, sondern zerstöre.

Sein Interesse an der Charakterkunde steht nun auf ganz demselben Boden, wie das bei dem schaffenden Künstler ja begreiflich genug ist. Für ihn ist die Psychologie die Lehre von der *Tektonik der Charaktere*, vom *Aufbau der Individualitäten*. Sein Interesse bleibt durchaus bei dem Charakter, bei der individuellen Eigenart stehen. Ihm fehlt fast völlig dasjenige psychologische Interesse, das zumal bei den Dramatikern seiner Zeit weitaus das stärkste war:

das Interesse an der *Psychologie der That.* »Emilia Galotti« beantwortet das Problem, wie ein Vater zur Tötung der eigenen Tochter gebracht werden kann; »Wilhelm Tell« zeigt, wie ein unschuldsvoller gutmüthiger Landbewohner zum politischen Mord geführt wird. Für Goethe dagegen ist die Handlung schlechterdings nie mehr, als ein Symptom für die Eigenart der Person oder ihrer Stimmung. Wie gleichgiltig sind die einzelnen Händel, in die Götz verwickelt wird, und selbst die einzelnen Abenteuer, die Wilhelm Meister durchzumachen hat! »Welche Schlacht hier gemeint sei«, sagt Goethe über ein Portrait des Marschalls Lannes, »wissen wir nicht; aber es ist immer dieselbe Lage, in die er sich so oft versetzt gesehen, und die ihm dann endlich das Leben kostete« (W. A. 49, 1, 397). Man könnte gerade so von Tasso sagen, die letzte Scene mit der Prinzessin zeige ihn eben doch nur in derselben Lage der Uebereilung und Unkenntniß der realen Verhältnisse, in die er sich so oft versetzt gesehen und die ihn schließlich vernichtete. Der Charakter als solcher ist für Goethe unbedingt die Hauptsache, und eben deshalb ist er im Motiviren sorgsamer als Schiller (Zu Eckermann 18. Jan. 1825, Gespr. 5, 137 vgl. ebd. 25. Mai 1831, Gespr. 8, 88). Schiller eilt zur Begründung von Tells zweitem Schuß und der erste ist ihm daher ein rasch erledigtes Stück Weges; Goethe muß den Apfelschuß mit Geßlers Charakter in Uebereinstimmung setzen. — Doch auch das Interesse an der *Psychologie der Situation*, das z. B. für den alten englischen Roman so bezeichnend ist, tritt bei Goethe völlig zurück. Goldsmith fragt sich: wie werden bestimmte Situationen auf den Charakter des Landpredigers von Wakefield wirken? die Situationen sind ihm wirkende Faktoren. Goethe fragt: was werden bestimmte Situationen von Eduards oder Ottiliens Charakter offenbaren? die Situationen sind ihm nur Mittel zur psychologischen Erkenntniß. Ueberall bleibt dies für ihn die Hauptsache: den Charakter vor unseren Augen deutlich sichtbar zu machen. Die Individualität ist das »Urphänomen«, über das er nicht herauswill, zu dem er aber stets gelangen will; das Thun des Menschen hat blos experimentelle Bedeutung, ist nur ein Mittel, jenes Urphänomen blos zulegen.

Weil aber eben die menschliche Eigenart ein Urphänomen bleibt — »individuum est ineffabile«, schrieb der junge Goethe: »die Individualität bleibt ein unaussprechlich Geheimniß« — deshalb bleibt er auch hier seinem Grundsatz treu, zu ignoriren, was vom [illegible]en »bis zum Mittelpunkt der Erde« verborgen liegt[illegible] Begriff des Entstehens ist dem Menschen durchaus [illegible] Nirgends

finden wir deshalb bei Goethe den Versuch, einen Charakter in seinem eigentlichen *Werden* zu schildern; nur seine *Entwickelung* aus dem angeborenen, eingeborenen Keim wird geschildert. Selbst Homunculus ist sofort ganz das kluge, sichere, bewegliche Menschlein, das er bis zu seinem freilich so nahen Ende bleibt. So tiefgreifende Umgestaltungen des Charakters, wie sie etwa Shakespeare an Othello und Macbeth, Schiller an Tell und der Jungfrau von Orleans vorführt, oder so eingehende Motivirungen der Eigenart, wie sie der brittische Dichter seinem Richard III. mitgiebt, wird man bei Goethe vergeblich suchen. Die Art, wie Ottilie nach ihrem eigenen wiederholten Geständniß, »aus der Bahn geschritten« ist, bezeichnet schon das Maximum der von ihm seinen Charakteren gestatteten Bewegungsfreiheit. Stärkere Umformungen der Individualität gedachte der junge Goethe zu schildern: wie Mahomet aus dem Schwärmer zum Tyrannen, aus dem Betrogenen zum Betrüger wird, vielleicht auch wie der Ewige Jude sich bekehrt; aber diese Conceptionen liegen eben, wie wir schon sahen, der Abrundung von Goethes Psychologie voraus.

Nachdem er zu dieser gelangt war, sieht er also den *Charakter* als ein Urphänomen an, und zwar als etwas, das die Natur aus zwei Elementen formt: aus einem festen Kern, der eben die eigentliche »Individualität« ausmacht und den er später gern nach Leibniz »die Entelechie« benennt, und aus mehr beweglichen, flüssigen Bestandtheilen. Die Analogie mit der modernen naturwissenschaftlichen Auffassung der morphologischen »Zelle« liegt auf der Hand; und in der That hat Goethes Grundidee von der inneren Gleichartigkeit alles Naturgeschehens und aller Naturprodukte unzweifelhaft mitgesprochen. Wohl geht schon Lavaters Mitarbeiter (W. A. 37, 350. 352) darauf aus, den eigentlichen charakteristischen Kern der Eigenart herauszufühlen; aber ganz deutlich hat erst der Botaniker die Analogie ausgesprochen: »Bei Betrachtung der Pflanzen wird ein lebendiger Punkt angenommen, der ewig seines Gleichen hervorbringt« (II. 6, 305). Genau so muß der Mensch immer wieder thun, was aus dem innersten Kern seiner Persönlichkeit fließt, und deshalb sehen die Thaten ihrem Vollbringer ähnlich wie Kinder dem Vater.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß der Dichter hier wie auch sonst oft zu real genommen hat, was für ihn selbst ursprünglich nur Gleichniß war. Er sah den »Mittelpunkt« des Wesens so deutlich in geometrischer Lage, wie er »höhere« und »niedere Kräfte« greifbar als »ein Oben und ein Unten« vor Augen sah; der Kern des Wesens ward ihm zu einer Realität, wie die Idee der Urpflanze eine solche

ward. Ich möchte hier an Gottfried Keller erinnern, der von sich selbst bezeugt: »Wie die Dinge neben ihrer sachlichen Form in meiner Einbildung zugleich eine phantastisch typische Gestalt annahmen..., das rührte von der Gewöhnung des malerischen Bildwesens her, die sich jetzt einmischte, wo das Gedankenwesen herrschen sollte, während dieses sich wiederum an die Stelle drängte, die jenem gebührte. So sah ich den Kreislauf des Blutes gleich in Gestalt eines prächtigen Purpurstroms, an welchem wie ein bleiches Schemen das weißgraue Nervenwesen saß, eine gespenstische Gestalt, die in den Mantel ihrer Gewebe gehüllt, begierig trank und schlürfte und die Kraft gewann, sich proteusartig in alle Sinne zu verwandeln« (Der grüne Heinrich 4, 13).

So also faßt auch Goethe den Mittelpunkt des Wesens halb metaphorisch, halb real auf. Doch nicht jedes Thun geht aus dem innersten unveränderlichen Kern hervor; neben ihm liegen die andern Eigenschaften oder Dispositionen, die der Einzelne mit Andern theilt, denn »jeder Charakter, so eigenthümlich er sein möge, und jedes Darzustellende, vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit« (Zu Eckermann 29. Okt. 1823; Gespr. 4, 304). Vorzugsweise sind sie ererbt, überliefert; und eben deshalb ist Goethe ja nicht müde geworden, die Ueberspannung des Originalitätsbegriffes und insbesondere den Selbstruhm der »Originalen« zu verspotten. — Indem nun also in jedem Charakter neben dem individuellen Kern andere Elemente liegen, gilt auch für die Einzelpersönlichkeit, was Goethe allgemein verkündet hat:

Kein Lebendiges ist ein Eins,
Immer ists ein Vieles.

(»Epirrhema« W. A. 3, 58.)

Und so sagt er denn auch geradezu: »Im Grund sind wir alle collective Wesen« (Zu Soret 17. Febr. 1832; Gespr. 8, 132). Er nimmt für die Psychologie voraus, was die moderne Biologie für jedes lebende Wesen behauptet: daß es ein Collectivum sei, ein »Zellenstaat«.

Durch diese Verbindung von verschiedenartigen Bestandtheilen ist nun dem Menschen überhaupt erst Bewegungsfreiheit möglich. Besäße er nichts als jenen Seelenkern — wenn wir uns gleichnißweise so ausdrücken dürfen —, so wäre jeder Mensch eine Charakterrolle im Sinne eines klassicistischen Dramas: er wäre jederzeit und in jedem Augenblick nur Held oder nur Feigling, nur eifersüchtig oder nur geizig; er lebte so wie nach Otto Ludwigs Tadel die Figuren Hebbels s[illegible] Und folge-

recht ergibt sich weiter: je mächtiger jener Kern ist, desto stetiger ist die Entwickelung, desto nothwendiger fließt jede Lebensäußerung aus dem innersten Kern. Und so kommen eben jene »Dämonischen« zustande, in denen Eine charakteristische Disposition alles andere so gewaltig überwiegt, daß sie ihr beständig folgen müssen und die durch die Energie ihrer Lebensäusserungen einen ungeheuren Einfluß auch auf Andere ausüben: Egmont mit seiner Lebenslust und Faust mit seinem Erkenntnißdrang, Napoleon mit seiner Herrschergewalt und Lord Byron mit seiner Dichterkraft. Aber die »Dämonischen« bilden die Ausnahme. Bei den meisten Sterblichen hält die Kraft der Nebeneigenschaften der des innersten Wesens die Wage.

Diese Anschauung war Goethe so selbstverständlich geworden, daß er sich eigene Kunstworte dafür geprägt hatte, die er gar nicht erst glaubt erklären zu müssen. Aus jenem innersten Kern der Individualität heraus erwächst das Bedürfniß jeder Creatur, sich dem eignen »Formtrieb« entsprechend zu entwickeln:

> Denn ein Gott hat
> Jedem seine Bahn
> Vorgezeichnet
>
> (Harzreise im Winter 2, 61)

Diesen Drang nun bezeichnet Goethe mit dem spezifischen Ausdruck »*streben*«. Als »*irren*«, als »*Irrthum*« benennt er dagegen jede Ablenkung von dem geraden Wege dieser inneren Vorzeichnung, jede Ueberwältigung des Eigensten, was wir haben, durch die anderen Kräfte. So aufgefasst (und nur so, glaube ich, ist er aufzufassen) gewinnt einer der berühmtesten, am häufigsten citirten Verse des »Faust« ein ganz neues Leben, eine frische Bedeutung, der Vers:

> Es irrt der Mensch, so lang er strebt.

Er drückt eben dies aus, daß mit des Menschen Bedürfniß, sich »auszuleben«, seiner eigenen Natur entsprechend sich auszubilden, Abweichungen und Rückfälle untrennbar verbunden sind. — Die Gesammtheit der Kräfte, die uns darniederhalten, benennt der Dichter mit einem Wort, das uns viel härter klingt, als er es nahm: es ist das »*Niederträchtige*« (»Wanderers Gemüthsruhe« im Divan W. A. 6, 106, vgl. Faust II. 7460, Paralip. 83: W. A. 45, 2, 183). Das Niederträchtige ist das, was uns herabzieht; im Gegensatz dazu steht das Wesentliche, das »gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen« hebt, das Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht. Indem er seinem innersten

Wesen gemäß lebte, ließ Schiller das Gemeine, was uns alle bändigt, »weit hinter sich in wesenlosem Scheine«. Indem sie sich von außen, von Faust und mittelbar von Mephisto, bestimmen ließ, »fehlt« Gretchen, in der vorher die Natur »den eingebornen Engel« ausgebildet hatte. So entwickelt sich Goethes Psychologie ohne Weiteres zur Moral; denn das Schöne, das Naturgemäße, das Wesentliche ist ihm eben auch das allein Erstrebenswerthe. —

Aus diesem beständigen Kampf zwischen dem Kern der Individualität und den andern Dispositionen, — einem Kampf, der nichts anders ist als das Leben selbst — lassen sich nun aber doch gewisse typische Erfahrungen gewinnen. Wie die Pflanze sich nach Goethes Lehre »von Knoten zu Knoten« entwickelt, so kehren in jedes Menschen Leben typisch bestimmte Entwickelungsmomente wieder; und gerade sie sind psychologisch besonders wichtig und gerade sie sind poetisch besonders fruchtbar.

So schließt sich an das erste psychologische Urphänomen, das der Individualität mit ihrem wundersamen Aufbau, das zweite an: das der *typischen Entwickelung*.

Wir rechnen Alle mit dieser Anschauung. Wir haben Alle bestimmte Vorstellungen von dem Kind, dem Jüngling, Mann und Greis; wir haben Alle wenigstens ungefähr ein Bild von den Metamorphosen, die der Mensch auf seinem Weg durch diese Lebensphasen durchmacht. Für Goethe aber steigert sich diese allgemeine Anschauung zu der Idee einer hohen Gesetzmäßigkeit. Weil eben jeder Charakter Antheil an der »Allgemeinheit« hat, deshalb muß auch jeder bestimmte Stufen der Entwickelung durchleben. Und diese Stufen sah er ganz klar und greifbar vor sich.

Zweimal hat er die typische Entwickelung des Menschen vollständig gezeichnet. Einmal in gedrängtesten inhaltschweren Worten in jenem Gedicht mit dem monumentalen Titel »*Urworte, Orphisch*« (W. A. 4,95) — und das andere Mal an einem hervorragenden Vertreter normaler Entwickelung: an sich selbst in »*Dichtung und Wahrheit*«.

In großartigen Zügen schildert das Gedicht das typische Schicksal des Menschen (vgl. dazu Goethes eigenen Kommentar in »Kunst und Alterthum«; Hempels Ausg. 2, 241 f.). Als Urthatsache ist der »Daimon« gegeben, der Kern der Individualität, das unverrückbare Urgestein in der Tektonik des Charakters. »Die strenge Grenze doch umgeht gefällig ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt«: leisere leichtere Dispositionen und Anlagen tauschen sich zwischen uns und unserer Umgebung aus, bildet den Einzelnen den Andern an. Nun kommt [illegible] einer gewaltigen Berührung zwischen dem Einzelnen [illegible] Welt: zu jener

mächtigen Entzündung unserer Seele durch die Aussenwelt, die Goethe bezeichnender Weise lediglich unter dem Begriff der »Liebe« auffaßt, während sie doch auch etwa in der Form des Ehrgeizes, der Ruhmsucht, der Hingabe an irgend ein bestimmtes Ideal aufflammen kann. Aber für den Dichter ist eben jene Eine Form der Berührung zwischen Mensch und Außenwelt die klassische. Doch auch in dieser Begegnung mit der Geliebten herrscht das Schicksal; auch hier ist »aller Wille nur ein Wollen, weil wir eben sollten« — wie das der Roman der »Wahlverwandtschaften« mit experimenteller Folgerichtigkeit vorführt. So bleiben wir überall gebunden, gefesselt, in unsere Individualität eingeschnürt, bis wir das Innerste freimachen und nun über allen Einflüssen dastehen:

> Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
> Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Ausführlicher hat Goethe in seiner eigenen Lebensgeschichte die typische Entwickelung dargestellt. Er macht sich selbst zum typischen Individuum, mit großem Recht, aber doch nicht ohne hin und wieder Erlebtes, fast zufällig Erlebtes zum Nothwendigen, zum typisch Geforderten umzudichten. Jede Entwickelungsstelle, jeden »Knoten« der Ausbildung hebt er besonders heraus, indem er mit Nachdruck auf der Metamorphose verweilt und durch Betrachtungen allgemeinen Inhalts seine umfassendere Bedeutung anschaulich zu machen sucht.

So erleben wir in regelmäßiger Folge die Stufen der Charakterentwickelung, deren jede Goethe sonst noch gelegentlich in eigner poetischer Darstellung verewigt hat. Wir tauchen mit ihm in die kindliche »Dumpfheit« eines fast unbewußten, gleichsam pflanzlichen Dahinlebens ein, das gewissermaßen noch vor der Ausbildung des Charakters liegt, doch aber schon Anzeichen genug gewährt:

> Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
> Den künftigen bunten Schmetterling.

So läßt sich etwa aus dem Benehmen von Götzens Sohn Karl der künftige Domherr oder gelehrte Stubenhocker deutlich prophezeihen. — Es folgt als erster Entwickelungsmoment die Entdeckung der Vaterstadt, das Aufblühen der Außenwelt: was das Kind gedankenlos gesehen, wird es nun plötzlich erst wirklich gewahr. Dieser Moment ist in der schon erwähnten Stelle der »Wanderjahre« geschildert, verhüllt in poetischem Glanz aber schon in dem großen Geständniß Pandorens im »Prometheus« (W. A. 39, 209). — Bald regt sich nun auch schon das kritische

Vermögen und aus dem Vergleich der Tradition mit der Wirklichkeit, der überlieferten Ideale mit der Realität des Lebens entsteht das erste Grübeln, Ringen, Forschen. Die ursprünglich rein ästhetische Conception von Gott und Welt wird durch eine realistische verdrängt und in diesem Conflikt wird der Denker geboren, der Zweifler: Faust. Diesen bedeutsamen Moment hat Goethe an dem für seine Individualität besonders wichtigen Problem der Gerechtigkeit illustrirt: das Erdbeben von Lissabon erregt zuerst in dem Knaben Zweifel an der schönheitsvollen Ordnung der geistigen Welt. Aus dieser Bedrängniß heraus ruft Iphigenie die Götter an:

> O daß in meinem Busen nicht zuletzt
> Ein Widerwille keime, der Titanen,
> Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
> Olympier, nicht auch die zarte Brust
> Mit Geierklauen fasse! Rettet mich
> Und rettet euer Bild in meiner Seele!
>
> (Iphig. v. 1712.)

Aus dieser Verzweiflung heraus klagt der Harfner die Götter an:

> Und über seinem schuldgen Haupte bricht
> Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.
>
> (W. A. 5, 1, 25.)

Und aus dieser Stimmung heraus zerschlägt Faust die Ideale seiner Jugend und läßt die Geister klagen:

> Weh', weh!
> Du hast sie zerstört,
> Die schöne Welt,
> Mit mächtiger Faust;
> Sie stürzt, sie zerfällt!
>
> (Faust v. 1607 f.)

Nun folgen in Goethes Bericht die ersten literarischen Eindrücke — gleichsam das Aufblühen der literarischen Außenwelt —, an die sich rasch die ersten produktiven Regungen anschließen. Dieser Entwickelungsmoment ist in Wilhelm Meisters Jugendgeschichte dargestellt, in Tassos Erinnerungen (im ersten Auftritt des zweiten Aufzugs) wenigstens angedeutet. — Rasch reift der Jüngling auch zur Liebe heran, zu jenem »mächtigen Begegnen« mit der Außenwelt, zu jenem Fliehen und Leiden, das Faust und Gretchen durcherleben. Die Liebe selbst, die im »Werther« als Eine gleichmäßig glühende Leidenschaft geschildert ist, wird in den »Wahlverwandtschaften« fast zu reinlich in

weitere typische Entwicklungsstadien zerlegt: wie sich das Wohlwollen (W. A. 20, 80) zu einem Bedürfniß der Anpassung (S. 92) steigert, wie es zur Leidenschaft aufflammt (S. 136) und diese ins Grenzenlose anwächst (S. 169), wie die Beschwichtigungsversuche der Welt (S. 321) nur dazu dienen, die ganze Macht der Liebesleidenschaft zu beleuchten (S. 359, 366). — Noch immer ist der Jüngling nicht fertig; auch äußerlich muß er sich vom Elternhause freimachen. »So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.« (Dichtung und Wahrheit B. VI. W. A. 27, 95.) Dieses Stadium der Entwickelung läßt der Dichter in »Hermann und Dorothea« den Jüngling vor unsern Augen durchlaufen und wiederholt die Schilderung, heroisch gesteigert, in »Pandora« an den Kindern der Prometheus und Epimetheus. — Den Moment der Reife bezeichnet nun das plötzliche Hervorbrechen prophetischer Wünsche, die Goethe fast zu gern als Verkündigungen künftiger Fähigkeiten ansieht: »Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.« Das innerste Wesen rührt sich, begehrt nach Raum, möchte gern entstehen. Auch diese Phase läßt Goethe den Tasso schildern:

> Wenn unerfahren die Begierde sich
> Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
> Trat ich beschämt zuerst in mich zurück
> Und lernte nun das Wünschenswerthe kennen.
>
> (v. 881 f.)

Ob Eugeniens leidenschaftliche Sehnsucht nach einer großen Stellung in der Welt sich mit tragischer Ironie erfüllen oder nur die Tragik des Verfehlens erhöhen sollte, scheint bei dem fragmentarischen Zustand der Schemata zur »Natürlichen Tochter« ungewiß. —

Bleibt so Goethes Psychologie durchweg auf den Einzelnen geheftet, so hat er es doch nicht ganz versäumt, seine Lehre von der typischen Entwickelung gelegentlich auch in die Völkerpsychologie, in die *Schilderung der allgemeinen menschlichen Ausbildung* zu tragen. Dreimal hat er die ältesten Stufen der Kulturgeschichte skizzirt: im »Prometheus«, in der »Pandora«, im ersten Theil des Festzugs im »Faust« (vgl. darüber Euphorion 3, 106 f.). Auch hier, am deutlichsten im »Prometheus« (W. A. 39, 205 f.) sehen wir die Reihenfolge: Entdeckung der Außenwelt — erste Probleme: Eigenthum, Gerechtigkeit — Liebe — Los-

lösung; denn für Goethe wie für seine Lehrer Lessing und Herder gilt ja schon jenes von Häckel so glänzend verkündete »biogenetische Grundgesetz«, daß der Einzelne denselben Plan der Entwickelung in sich allein durchlebt wie die Gesammtheit, der er angehörte, im Ganzen: »Wenn auch die Welt im Ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur durchmachen« (Zu Eckermann 17. Jan. 1827; Gespr. 6, 20). —

So hatte sich Goethe klar und bestimmt eine eigene Psychologie aufgebaut, die auf jenen Grundideen von der geistigen Struktur der einzelnen Seele und von der geregelten Folge der Entwickelungsstufen ruhte. Daß sie auf die *Auswahl* poetischer Momente Einfluß übte, sahen wir eben; aber natürlich mußte sie auch auf deren *Behandlung* wirken.

Goethes poetische Technik ist von seiner theoretischen Psychologie sehr wesentlich mitbestimmt.

Wir sahen schon, wie sie entsteht: ganz unabhängig von der Ueberlieferung bildet schon der Jüngling sich eine allgemeine Grundlage der Welt- und Menschenkenntniß aus, die dann von seiner reichen Erfahrung nur vervollständigt, kaum aber irgend verändert wird. Daß nun bei dieser Grundlegung die schulmäßige Psychologie der Zeit — wenigstens so weit ich es beurtheilen und aus Dessoirs gelehrter »Geschichte der deutschen Psychologie bis auf Kant« entnehmen kann — gar keine Rolle spielt, wird kaum befremden; ihre scholastischen Spekulationen haben für Goethe niemals Reiz gehabt und aus vollem Herzen stimmte er Schubarth zu, wenn dieser behauptete, »daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft unabhängig von der Philosophie, mittelst freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei« (Zu Eckermann 4. Febr. 1829; Gespr. 7, 4). Viel erstaunlicher ist es, wie wenig er sich von der herrschenden Literaturpsychologie beeinflussen ließ, von den in Drama und Roman seiner Zeitgenossen herrschenden Anschauungen über Charakter und Entwickelung. Ist diese literarische Seelenkunde doch die eigentliche Quelle und die beständige Ernährerin der »Vulgärpsychologie«: die in allgemeiner selbstverständlicher Geltung befindlichen Meinungen über das Wesen des Menschen beziehen von hier ihre Principien so gut wie ihre liebsten Belege.

Die herrschende Populärpsychologie in der Zeit des jungen Goethe müssen wir also an der Literatur jener Epoche studiren. Sie wird in klassischer Weise vertreten

zunächst durch das französische Drama und dann durch den englischen Roman; beiden ordnet sich die ältere deutsche Dichtung, so weit sie sich mit psychologischen Problemen überhaupt befaßt, willig unter. Lessings Charakterentwickelung im Drama wird von dieser herrschenden Psychologie fast so stark beherrscht wie Wielands Charakterzeichnung im Roman; und dabei war Lessing doch in der Theorie (zum Theil unter Mendelssohns Einfluß) zu weit moderneren Anschauungen über das Wesen der Charaktere und Empfindungen gelangt! — Die Psychologie jener Zeit ist noch immer dieselbe, zu der Aristoteles den Grund gelegt hat; man könnte sie kurzweg als »*Eigenschaftspsychologie*« bezeichnen. Sie glaubt an bestimmte fest umschriebene »Eigenschaften«, die wie selbständige Geister in der Seele wohnen. Es gibt eine bestimmte Anzahl solcher Eigenschaften und in fast jedem Menschen herrscht eine unbedingt vor. So erklärt der Philosoph Theophrast, dessen »Charaktere« die Individualpsychologie zwei Jahrtausende lang beherrscht haben, das Räthsel, wie trotz der Gleichheit der allgemeinen bestimmenden Faktoren — Klima, Sitten, Erziehung u. s. w. — etwa in Hellas ganz verschiedene Menschennaturen neben einander existiren. Es hat sich gleichsam in der einen Seele ein Dämon des Geizes niedergelassen, in der andern der der Schwatzhaftigkeit oder der Feigheit, und so wird überall das normale Menschenbild pathologisch verzerrt. — Theophrasts Charakterlehre ist eigentlich nur eine Diagnostik, wie denn fast jede hellenische Wissenschaft vor allem eine Technik zur praktischen Unterscheidung und Beurtheilung der Einzelfälle ist. Deshalb sammelte er aus der Komödie oder aus dem Leben typische Züge, aus denen der Ruhmsüchtige, der jungthuende alte Narr, der Kleinliche zu erkennen sind, und stellte sie in rascher Folge zusammen, meist so, daß die von der betreffenden Eigenschaft beherrschte Persönlichkeit sich in Worten und Handlungen unmittelbar charakterisirt. Es heißt also etwa von dem Schwätzer: »Er ist ein Mann von folgender Art. Wenn jemand, der ihm begegnet, über irgend etwas zu sprechen beginnt, so sagt er, das sei nichts, er wisse alles, und wenn er ihn anhören wolle, so werde er es erfahren. Und mitten in die Antwort wirft er die Worte ein: »Du, vergiß nicht, was du sagen wolltest«; »Schön, daß du mich daran erinnertest«; . . . »Gar schnell hast du die Sache begriffen«. Und noch andere derartige Anfänge weiß er zu finden, so daß, wer ihm begegnet, nicht einmal zu Atem kommen kann . . . Bei Gerichtssitzungen hindert er am Urtheile, in der Schaustellung am Zuschauen, beim Gastmahle am Essen, indem

er sagt: »Schweigen ist schwer für den Schwätzer« . . . (Ich citire nach der schönen neuen Ausgabe der Philologischen Gesellschaft zu Leipzig S. 61.) Man sieht: das sind aus dem Leben — oder auch aus der Bühnenpraxis genommene Einzelzüge, die eben immer nur der einen Eigenschaft gelten. Wer nun einen Unbekannten trifft und etwa von ihm in dieser Weise angesprochen wird, kann ihn sofort als einen Schwätzer diagnosticiren. Diese Art, Einzelzüge zu einem Charakterbild zu sammeln, ist uralt. Wir besitzen schon in der altindischen Hymnensammlung des Rigveda ein Gedicht »Der Spieler«, das völlig in dieser Manier typische Züge sammelt; und wer aus Goethes »Mitschuldigen« die Worte und Handlungen zusammenstellen würde, durch die der Dichter den vom Spielteufel besessenen Söller charakterisirt, würde fast genau dasselbe Charakterbild erhalten! Denn diese Methode der Charakterzeichnung ist nun in der vom klassischen Alterthum gespeisten Literatur zumal der Franzosen in ununterbrochenem Ansehen geblieben; ich erinnere nur an Theophrasts Uebersetzer und genialen Nachahmer Labruyère. Gerade in Goethes Jugend ist das »literarische Porträt« wieder beliebt und zwar besonders auch in Deutschland: es ist eine mosaikartige Zusammenfügung von charakteristischen Einzelzügen, die die Mischung der allgemeinen »Eigenschaften« in gerade diesem Individuum wiedergeben soll. So haben wir etwa von Goethe selbst aus den Wetzlarer Tagen ein von Kestner, Lottens Bräutigam, entworfenes Porträt, das völlig in dieser Manier entworfen ist: »Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte: aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen anderen ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung«... Nach ganz derselben Methode werden die Figuren in den Romanen charakterisirt; nach ganz derselben Methode beleuchtet etwa Lessing in »Minna von Barnhelm« Tellheim durch kleine Züge, die ihn im Verkehr mit Vorgesetzten und Untergebenen, mit Gläubiger und Schuldner, oder im Conflikt mit Fragen der Ehre und der Liebe zeigen. Nichts von dieser Art bei Goethe. Gewiß hat auch Shakespeares große Art viel von dieser etwas kleinlichen Manier weggeblasen und ihn gelehrt, statt der vielen Nebenzüge das Wesentliche scharf und mächtig herauszustellen; gerade dies erkannte Herders genialer Blick als den großen Vorzug an Shakespeares Charakterzeichnung und gerade dies preist auch der Straßburger Goethe begeistert an seinem

Heros. Und gewiß hat Shakespeare vor allem an den historischen Charakter-Figuren Eigenschaftsmischungen von ganz neuer Art studirt und nachgeahmt. Aber Shakespeares Kunst fand eben in Goethes eigener Psychologie den fruchtbarsten Boden. Wie bezeichnend ist es, daß er die alte »Eigenschaftspsychologie« sogar beseitigt, wo er sie bei einer bestimmten Figur überliefert findet! Mohamet, bei Voltaire der Ehrgeizige, wird bei ihm zu einem Wesen dämonischer Art, durchaus mit einem herrschenden Kern der Individualität ausgestattet — aber durchaus nicht so, daß dieser irgendwie mit einem einzelnen Eigenschaftswort bezeichnet werden könnte.

Und wie selten, wie vorsichtig macht Goethe sogar in Briefen oder Gesprächen von diesen allgemeinen Eigenschaftsworten wie »ehrgeizig«, »kleinlich«, »heuchlerisch« Gebrauch! Wie vermeidet er im Roman und Drama durch kleine Züge auszudrücken, eine Figur gehöre unter eine von diesen Rubriken! Wo er einmal solche Einzelheiten in Theophrasts Weise mittheilt, da liegen biographische Motive vor — eine Benutzung von Eigenheiten der Modelle, die selten bestimmter Absicht entbehrt. So zielt Antonios Schilderung von Tassos Diätfehlern auf den Herzog Karl August und so enthält Ottiliens Gewohnheit, sich zu bücken, wenn Jemand etwas fallen läßt, wahrscheinlich eine Anspielung auf Minna Herzlieb. Ebenso haben schon die antiken Dichter zur Verstärkung des typischen Zugs »biographische Details« herangezogen.

Wie verfährt nun Goethe selbst?

Wo bei den Andern getrennte Gattungen der Charaktere angenommen werden, da läßt er aus Einer Grundlage der Menschennatur Arten hervorgehen, die ohne feste Grenzen in einander überfließen. Ein Darwin der Psychologie zerstört er die festen Rollenfächer, die sich aus jener Eigenschaftspsychologie entwickelt hatten, so oft und wo immer ein fester Stand von Berufsschauspielern entstanden war. Da war aus dem »Ehrgeizigen« oder dem »Habsüchtigen« der »Intrigant« geworden — bei Goethe gibt es keinen Jago, keinen Marinelli oder Secretär Wurm; sein einziger Intrigant ist ein Teufel und kein Mensch: Mephistopheles. Da war aus dem »Verliebten« der »Liebhaber« geworden. Bei Goethe finden wir keine Figur, die in dieser Rolle aufginge wie Shakespeares Romeo oder wie Grillparzers Leander und selbst Werther ist ganz etwas anderes als nur der Verliebte, den Rousseau in der »Neuen Heloise«, dem Vorbild an Goethes Roman schildert.

Und dennoch läugnet Goethe die typischen Gattungen der Charaktere so wenig, daß er im »Wilhelm Meister«

geradezu die Rollenfächer des Theaters benutzt, um die Charaktere danach einzutheilen; er führt uns Philine, die leibhafte Soubrette, führt uns den Pedanten, den Polterer so vor, daß theatralische Verwendung und menschliche Eigenart sich decken. Aber er glaubt eben, daß nur ausnahmsweise die Art eines Menschen in so scharf zugespitzter Weise zum Ausdruck kommt. Er überwindet die feste Einleitung der dramatischen Figuren nach den Rollenfächern, er zerstört die traditionelle Vorstellung vom Helden des Romans, indem er in Wilhelm Meister das Gegentheil dieses Romanheldenbildes zeichnet, und ebenso die vom Helden des Dramas, indem er den Tasso dichtet: nach dem Hamlet den ersten passiven Helden im Drama, der dann bei den Neuesten eine so häufige Nachahmung finden sollte. Goethe wird so zum Begründer der modernen literarischen Psychologie, die ganz und gar auf das Individualisiren ausgeht und von den traditionellen Typen fast ängstlich abweicht.

Und fragen wir näher, wie er diese bewundernswerthe That vollbracht hat, die bei einem eifrigen, auf sein Personal angewiesenen Theaterleiter noch mehr als bei einem Anderen erstaunlich scheint, so können wir kurz antworten: Goethes psychologische Technik setzt an die Stelle der alten »*Eigenschaften*« den Begriff der »*Dispositionen*.«

Ein kaum zu überschätzender Fortschritt in realistischer wie in technischer Hinsicht! Denn jede sogenante »Eigenschaft« zeigt den Menschen nur im Verhältniß zu ganz bestimmten Objekten oder Empfindungen. Der Geizige hat als solcher nur zu Geld und Geldeswerth ein gegebenes Verhältniß, und ebenso der Verschwender; der Feige nur zu der Gefahr, der Tollkühne desgleichen; den Neugierigen, den Ruhmsüchtigen, die Kokette sehen wir nur in einer ganz bestimmten Stellung in scharfem Profil. Das konnte Goethe nicht genügen. Wie er bei seiner physiognomischen Thätigkeit sofort von den Gesichtszügen, die Lavater fast allein ins Auge gefaßt hatte, zu deren Grundlage, dem Schädel und dem Knochenbau, fortgeschritten war, so faßt er auch die Eigenschaften nur als Symptome tiefer liegender Eigenheiten auf. Das Dämonische bekundet sich in Egmonts Neigung zum Verschwenden nur nebenbei: er ist nicht schlechtweg der Leichtsinnige oder der Verschwender, sondern er ist der ganz im Augenblick lebende Mensch, der deshalb, wenn es der Augenblick fordert, auch ernst, gehalten, ja großartig zu sein versteht. Faust war vor Goethe nur auf Eine Eigenschaft gestellt, auf das Verlangen nach übermenschlicher Kenntniß. Wie vertieft das Goethe! Die Sehnsucht, zu erkennen was die Welt im Innersten



zusammenhält, das Bedürfniß, statt der bloßen Worte eine lebendige Anschauung der Urphänomene zu gewinnen, sie sind bei Goethes Helden nur Kennzeichen seiner überall auf tiefstes leidenschaftlichstes Erfassen gerichteten Natur. Oder man vergleiche den eifersüchtigen Eridon in der »Laune des Verliebten« mit Tasso! Dort ein Charakter aus Einer Eigenschaft gemacht; hier eine unendliche Fülle von Eigenschaften aus einer Disposition, einer dämonischen Grundanlage entwickelt. Tasso — die ausgeführteste psychologische Studie, die Goethe geschaffen hat — kann so wenig mit Einem Adjektiv bezeichnet werden wie das große Vorbild dieser neuen literarischen Psychologie: wie Hamlet, jene einzige Gestalt, in der Shakespeare schon völlig auf diesem modernen Standpunkt steht und die gerade deshalb auf die Neueren und vor allem auf Goethe so ungeheuer gewirkt hat. Tasso ist von der dämonischen Neigung erfüllt, sich überall die Wirklichkeit umzudichten; das macht ihn streitsüchtig, wie es ihn hypochondrisch macht; das zwingt ihn, sich die Prinzessin zur Geliebten umzudichten wie den nur kühlen Antonio zum Feind. Oder Eduard in den »Wahlverwandtschaften«, scheinbar ganz auf Eine Note gestimmt, die der ungestümen Begehrlichkeit — bei näherer Betrachtung bestätigt auch er die Praxis Goethes: auch diese Begehrlichkeit ist nur ein Symptom seiner Unfähigkeit, sich irgend zu beherrschen, die Dinge ausreifen zu lassen, die ebenso in seinen dilettantischen Kunstübungen oder in seiner Art, die Winke des Schicksals aufzufassen, zum Ausdruck kommt.

Auszunehmen sind von dieser allgemeinen Regel der Goethischen Literaturpsychologie natürlich alle allegorischen Figuren, wie die meisten in »Pandora«, viele im zweiten Theil des »Faust«, in dem freilich auch sonst die Charakterzeichnung von der Lebensfülle heiterer Schöpfungen sich nicht selten zu schematischen Typen verengt. Auch untergeordnete Nebenfiguren bleiben wohl gelegentlich Träger nur einer Eigenschaft, wie Friedrich im »Wilhelm Meister« wirklich nur der verkörperte Leichtsinn ist — was immerhin schon eher eine Disposition als eigentlich eine »Eigenschaft« heißen kann. Auch wuchs dem jungen — und wieder dem greisen Dichter wohl einmal eine Eigenschaft zu mächtig aus der Gesammtanlage heraus: Adelheid im »Götz«, die erst die welt- und thatenfrohe Dame der großen Gesellschaft werden wollte, geht ganz in Koketterie auf und Euphorion wird ganz nervöse Beweglichkeit. An der Gültigkeit der allgemeinen Regel vermögen diese Fälle nichts zu ändern.

Es würde zu weit führen, wollten wir im Einzelnen

zeigen, welches neue »natürliche System« der Charaktere Goethe an die Stelle des alten künstlichen Systems der Rollen setzt. Im Wesentlichen erblickt Goethe den Kern der Individualität wohl in dem Verhältniß des Einzelnen zur Natur, zur realen Existenz. Carlos und Clavigo, Tasso und Antonio stehen sich nicht gegenüber wie Gut und Böse, wie Patriarch und Sultan, wie Tell und Geßler, sondern wie zwei verschiedene Arten, das Leben zu betrachten und anzufassen. Orests Lebensmüdigkeit und Pylades' Lebensfreude bilden Gegensätze, die in Epimetheus und Prometheus zu pointirten Allegorien getrieben werden. Das Phantasieleben Werthers und Mignons oder die großartige Nüchternheit der Weisen im »Wilhelm Meister«, ja selbst Charlottens und des Hauptmanns in den »Wahlverwandtschaften« sind andere Beispiele.

Ebenso wenig können wir hier zeigen, welche Fülle tiefer Blicke in das Seelenleben aus diesen Grundanschauungen erwuchs. Gerade dadurch sind Goethes psychologische Einzelbeobachtungen oft charakterisirt, daß sie ein Ueberschwanken von einer Eigenschaft zur andern festlegen. Ich nenne nur als Beispiel die mehrfach wiederholte Bemerkung über den Umschwung vom Idealismus zur Sinnlichkeit (Faust v. 3282 f.).

So wird die französische Psychologie mit ihren zugespitzten Charakteren für Goethe zur überwundenen Voraussetzung, wie Linné mit seiner »trennenden« Naturauffassung für die »vereinigende« des Dichters. Und wie ihm »Thun und Denken, Denken und Thun« überall eine untrennbare Einheit bildeten, so hat er auch in seiner *Lebenspraxis* die Folgerungen aus seiner Theorie gezogen. Aus derselben Quelle mit seiner neuen Kunst der Charakterzeichnung fließt *seine neue pädagogische Art.* Er sucht nicht mehr, wie die alte kirchliche Erziehung, wie Rousseau, wie Wieland alle Menschen auf Ein gemeinsames Ideal hinzulenken, sondern milde und eingehend sucht er Jeden zu seinem individuellen Ideal zu fördern. Was in dem Einzelnen wesentlich ist, sucht er zu entbinden, was in ihm eigenartig ist, zu entwickeln. So handelte er als Freund wie als Beamter; so als Recensent wie als Pädagog. Deshalb ward es ihm zur Hauptaufgabe der ersten Weimarer Zeit, das Edle und Große, das in Karl August oft noch unklar gährte, zu voller Freiheit zu fördern. Deshalb erzog er sich Christianen nicht zur gebildeten Dame, sondern zur treulich sorgenden Lebensgefährtin, die ihm das Heim mit Behagen erfüllte. Sobald eine Persönlichkeit in seinen Bannkreis trat, in der eine specifische Anlage noch schlummerte, da wußte er dieser Disposition zu voller Ent[illegible] zu verhelfen; so

hinterließ er uns als letztes Geschenk Eckermann, den feinsten und zuverlässigsten Vertreter anspruchsloser treuer Heroenverehrung.

Aber auch für seine *wissenschaftliche Arbeit* war jene fruchtbare Grundanschauung segensreich. Für Goethe ist der Vergleich von Menschen- und Pflanzenleben, von seelischer und animalischer Entwickelung ja kein Spiel, keine geistreiche Analogie, sondern der Ausdruck seiner tiefsten Ueberzeugung von der inneren Gleichartigkeit alles Lebendigen. So haben denn seine naturwissenschaftlichen Studien seine Psychologie gefördert, so hat aber auch umgekehrt seine Lehre von den fließenden Uebergängen der Charaktere, vom Kern der Individualität, von der typischen Entwickelung der Menschen seinen morphologischen und biologischen Forschungen wesentliche Dienste geleistet. Als der Ersten einer hat der Beobachter der entoptischen Farben die Psychologie in die Naturwissenschaft hineingetragen. Und was die »Metamorphose der Pflanzen« verkündet, das ist schließlich nur die theoretische Erfüllung jener Ahnungen, die schon dem Jüngling die Orientirung in der bunten Mannichfaltigkeit der Menschenwelt ermöglichten. Sie haben den Dichter zum Bahnbrecher der neueren Psychologie gemacht und den Forscher zum Pfadfinder der heutigen Naturkunde. Denn all dies liegt in jenen Worten beschlossen, die in der Metamorphose der Pflanzen den Schlüssel zu Goethes naturwissenschaftlichem Glaubensbekenntniß bilden und die gleichzeitig über jede Betrachtung von Goethes Figuren als Motto gesetzt werden könnten:

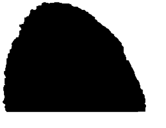
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz.



SECHZEHNTER JAHRESBERICHT

DER

GOETHE-GESELLSCHAFT.







Dunkle Schatten haben sich über die letzten Monate des Berichtsjahres gebreitet. Um die Wende des Jahres hatte das gebildete Deutschland den sorgenden Blick auf Weimar gerichtet, insonderheit die Mitglieder unserer Gesellschaft. Seit 16 Jahren verehrten sie in dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen den hohen Protektor, hatten ihn in jeder Jahresversammlung begrüßen, sich an seiner stets gleichmäßig lebensvollen und warmen Theilnahme an den Arbeiten der Gesellschaft erfreuen dürfen; was natürlicher als daß auf die Kunde von der schweren Erkrankung des Fürsten manche bange, nach tröstender Hoffnung verlangende Frage nach Weimar kam? Und als das gefürchtete, in ganz Deutschland so herzlich und aufrichtig beklagte Ereigniß eingetreten war, da empfanden doch vor Allem wir, was der Verlust dieses erhabenen Hauptes für das geistige Deutschland bedeute. An anderer Stelle des Jahrbuchs ist Namens des Vorstandes in beredten und stimmungsvollen Worten dem verewigten Protektor der Dank für sein Wirken gesagt worden. Hier aber sei gestattet zu wiederholen, was in jenen Trauertagen eines unserer angesehensten Mitglieder hierher schrieb. Denn indem er treffend die Bedeutung unseres Verlustes hervorhebt, weist er zugleich auf dauernde würdige Ehrung des Andenkens des Großherzogs Carl Alexander hin:

> »Wir alle wissen, daß mit Ihm unendlich mehr ins Grab sinkt, als ein einzelnes Fürstendasein und wer immer ein Herz hat für Ihn und Sein Weimar, das denn auch in Seinem Sinne viel mehr ist, als ein einzelner Ort, gelobt jetzt die Pflicht der Treue thätig zu erfüllen.«

Als kostbare Bürgschaft für die Gestaltung der Zukunft dürfen wir begrüßen, daß der Nachfolger des verewigten Fürsten, Seine Königliche Hoheit der Großherzog *Wilhelm Ernst*, sich bereit erklärt hat, das Protektorat über unsere Gesellschaft zu übernehmen, nachdem unser Präsident, Herr Geheimer Hofrath Dr. Ruland diese Bitte vorgetragen und nachstehendes Gesuch des Vorstandes übergeben hatte:

Durchlauchtigster Großherzog,
Gnädigster Fürst und Herr!

Euere Königliche Hoheit möge gnädigst dem ehrfurchtsvollst Unterzeichneten gestatten, im Namen und Auftrag des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft, das Gesuch vorzutragen:

Euere Königliche Hoheit wolle geruhen, das Protektorat über die Goethe-Gesellschaft zu übernehmen.

Unter dem Schutz Höchstihres Hochseligen Herrn Großvaters, des Großherzogs Carl Alexander, Königliche Hoheit, hat die Gesellschaft sich einer reich gesegneten Entwickelung erfreuen dürfen. Euere Königliche Hoheit aber haben in Höchstihrem Schreiben vom 19. Januar d. J. Höchstihrer wohlwollenden Gesinnung für die Bestrebungen der Gesellschaft einen so warmen, dankbarst empfundenen Ausdruck gegeben, daß der Vorstand glaubt sich gnädigste Zustimmung zu seinem Gesuch versprechen zu dürfen, in dem freudigen Bewußtsein, daß sich unter Euerer Königlichen Hoheit Schutz und Schirm die Gegenwart und die Zukunft der Goethe-Gesellschaft nicht minder würdig und segensreich gestalten werde als die ruhmvolle Vergangenheit.

In tiefster Ehrfurcht
Euerer Königlichen Hoheit
unterthänigster
gez. Dr. *C. Ruland.*

Weimar,
den 22. Februar
1901.

Die darauf ergangene schriftliche Antwort lautet wie folgt:

Auf das Schreiben, das Sie, Mein sehr verehrter Herr Geheimer Hofrath, im Namen der Goethe-Gesellschaft am 22. d. M. an Mich gerichtet haben, erwidere ich Ihnen, daß Ich sehr gern bereit bin, der Bitte um Uebernahme des Protektorates über diese an Stelle Meines heimgegangenen theueren Großvaters zu entsprechen. Möge deren Gewährung der Goethe-Gesellschaft beweisen, wie sehr ihr ferneres Gedeihen Mir am Herzen liegt.

Weimar, gez. *Wilhelm Ernst.*
den 26. Februar 1901.

In den Annalen des Weimarischen Fürstenhauses steht der erste Träger dieses Namens unvergänglich eingezeichnet als der Neuerwecker und umsichtige Förderer der wissenschaftlichen Lehr- und Arbeitsstätten seines Landes, nach der Verwüstung und Verödung, die der dreißigjährige Krieg gebracht. Heute harrt des Fürsten dieses Landes, das, eine blühende Heimstätte der geistigen Arbeit auf allen Gebieten, ein Mittelpunkt deutscher Kultur geworden ist, eine andere Aufgabe: dies Erbe großer Vorgänger im Geiste dieser zu erhalten, es fruchtbringend für die Nation zu gestalten, wie in der Pflege der Vergangenheit, so auch in der lebensvollen Antheilnahme an den Schöpfungen deutschen Geistes in Gegenwart und Zukunft. Unserem Dank für die huldvolle Uebernahme des Protektorats über die Goethe-Gesellschaft können wir einen besseren Ausdruck nicht geben als durch die Versicherung treuer und freudiger Mitarbeit an der Erfüllung dieser Aufgabe.

* * *

Die 15. Jahresversammlung der Gesellschaft fand am 9. Juni 1900 statt. Die Gegenwart des hohen Protektors, der sich in freudig begrüßter Frische des Geistes und des Körpers unter den Anwesenden bewegte, hielt jeden Gedanken völlig ferne, daß wir zum letzten Male uns seiner Anwesenheit erfreuen sollten. Auch Ihre Königliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin-Wittwe zeichnete durch Ihre Anwesenheit die Versammlung aus, zu der sich die

Mitglieder der Gesellschaft überaus zahlreich eingefunden hatten. Nach Eröffnung derselben durch den Präsidenten, Herrn Dr. Ruland, und Erstattung des Jahresberichts im Namen des Geschäftsführenden Ausschusses durch Herrn v. Bojanowski, nahm Professor Dr. *Eucken* in Jena das Wort zu dem Festvortrag: »Goethe und die Philosophie«. Die geistvolle und inhaltreiche Rede — sie ist den Mitgliedern bereits im XXI. Bande des Jahrbuchs mitgetheilt worden — übte auf die Hörer eine tiefe Wirkung aus und erzielte lebhaftesten Beifall. Nach einer Pause wurden die Jahresberichte über das Goethe- und Schiller-Archiv durch Herrn Dr. Suphan und über das Goethe-National-Museum durch Herrn Dr. Ruland, der Kassenbericht durch Herrn Finanzrath Dr. Nebe erstattet.

Die Wahl des Vorstandes der Gesellschaft erfolgt auf 3 Jahre. Die letzte hatte in der XII. Generalversammlung 1897 stattgefunden. Da die dreijährige Amtsdauer mit dem 31. Dezember 1900 ablief, so war die Neuwahl vorzunehmen. In Folge der Aufforderung des Vorsitzenden, Vorschläge in dieser Beziehung zu machen, beantragte Professor Dr. Oncken-Gießen Wiederwahl des Vorstandes durch Zuruf. Die Anwesenden schlossen sich einstimmig dem an. Geheimer Hofrath Dr. Ruland nahm dankend namens des Vorstandes die Wiederwahl an und bestätigte zugleich den Geschäftsführenden Ausschuß in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung auf die nächste dreijährige Periode. Damit war die Tagesordnung erledigt und der Vorsitzende erklärte die XV. Generalversammlung für geschlossen. Am Nachmittag fand in üblicher Weise das gemeinschaftliche Festmahl statt, das den angeregtesten Verlauf nahm. Am Abend vereinigte die Mitglieder als Gäste des Großherzogs im Hoftheater eine vorzügliche Aufführung der Gluckschen Oper: »Iphigenie auf Tauris«.

Das Programm für die Jahresversammlung sollte eine Erweiterung erfahren durch einen Ausflug nach Jena-Dornburg am 10. Juni. Dies Nachspiel nahm den besten Verlauf, vor allem in Folge der überaus liebenswürdigen Veranstaltungen der Mitglieder und Freunde unserer Gesellschaft in Jena. Namentlich die durch Herrn Oberbiblio-

thekar Professor Dr. Müller und Professor Dr. Noack veranstalteten Ausstellungen von Gegenständen der Erinnerung an Goethes so häufiges und so langes Verweilen in der Musenstadt wurden mit großer Befriedigung in Augenschein genommen. Am Nachmittag weilten die Festgenossen bei köstlichem Wetter auf Dornburg als Gäste des Großherzogs, dem der Telegraph die lebhaftesten Danksagungen übermittelte. Am Abend, bevor die Mitglieder in alle Richtungen sich zerstreuten, fand ein gemeinsames Essen im »Bären« in Jena statt. Ist damals bereits den Jenaischen Freunden manch herzliches Dankeswort gesagt worden, so darf dasselbe hier noch einmal — gewissermaßen protokollarisch — wiederholt werden.

* * *

Zur vorbereitenden Erledigung der laufenden Geschäfte der Goethe-Gesellschaft haben auch im verflossenen Jahre mehrere Sitzungen des Geschäftsführenden Ausschusses stattgefunden. Die Ausführung erfolgte gemäß den auf dem Wege des Umlaufes eingeholten Beschlüssen des Vorstandes.

Das Jahrbuch Bd. XXI ist den Mitgliedern im Juni, Anfang Dezember die Schrift der Gesellschaft Bd. XV zugegangen. Aus Zuschriften, die bei uns einliefen, sowie aus Auslassungen der Presse haben wir zu unserer großen Freude entnehmen können, daß die diesmalige Gabe: die herrliche Dichtung Goethes, die feine und abschließende Erläuterung, die Bernh. Suphan ihr gegeben, die äußere genau dem Original nachgeahmte Herstellung, in jeder Beziehung den besonderen Beifall der Mitglieder gefunden hat.

Wie lebhaft das Interesse an der Schrift gewesen, zeigte sich auch in dem Umstand, daß alsbald Wünsche nach Erwerbung weiterer Exemplare laut wurden. Da die Auflage nur in einer der gegenwärtigen Mitgliederzahl entsprechenden, und eine mäßige Vermehrung berücksichtigenden Stärke bemessen werden konnte, mußten die Wünsche abschläglich beschieden werden. Auch Rekla mationen wegen Nichtempfang der Schrift sind eingegangen

und vom Geschäftsführenden Ausschuß nach jeder Richtung verfolgt worden. Das Ergebniß war zumeist, daß die Reklamanten unterlassen hatten, Wohnungsänderungen rechtzeitig anzumelden, sie es sich daher selbst zuzuschreiben haben, wenn Sendungen an ihre Adresse in Verlust gerathen sind. Im Jahresbericht sind die Mitglieder stets gebeten worden, durch pünktliche Anmeldung der Wohnungsänderungen ihre Pflicht gegen den Geschäftsführenden Ausschuß zu erfüllen, der sonst nicht in der Lage ist, die Listen ordnungsmäßig zu führen. Ausdrücklich mag übrigens erwähnt sein, daß im Fall der Nichtanmeldung eines Wohnungswechsels dem betreffenden Mitgliede ein Anspruch auf Ersatz der nicht erhaltenen Sendungen nicht zusteht.

Besondere Erwerbungen, sei es durch Spenden, sei es aus eignen Mitteln, hat die Gesellschaft im Berichtsjahre nicht gemacht, abgesehen von den regelmäßigen Ankäufen für die Goethe-Bibliothek im Goethe- und Schiller-Archiv.

Noch ist zu erwähnen, daß das Comité für die Errichtung eines Goethe-Denkmals in Straßburg sich an den Präsidenten unserer Gesellschaft gewendet hatte, mit der Bitte, in das Preisrichter-Kollegium einzutreten. Im Hinblick auf die besondere Theilnahme, die die Goethe-Gesellschaft dem Plan, durch ein Standbild des jungen Goethe das Andenken an die so bedeutungsvolle Zeit des Straßburger Aufenthalts festzuhalten, entgegengebracht hat, ist Herr Dr. Ruland dem Wunsche nachgekommen. Das Ergebniß der Preisausschreibung berechtigt zu der Erwartung, daß der Gedanke bald einer schönen Verwirklichung entgegengeführt wird.

Seitens des Wiener Goethe-Vereins war an das Präsidium der Goethe-Gesellschaft die liebenswürdige Einladung zur Theilnahme an der Enthüllung des dortigen Goethe-Denkmals ergangen, ein Vorgang von so großer und vielseitiger Bedeutung, daß der Vorstand derselben freudig Folge geleistet hat: Der erste Vicepräsident, Herr Professor Dr. Erich Schmidt-Berlin, wohnte der Feierlichkeit am 15. Dezember bei und überbrachte die Glückwünsche der Gesellschaft zu der Vollendung des von dem Bildhauer Edmund Hellmer jun. geschaffenen trefflichen

Kunstwerks. Auch unser hoher Protektor, weiland Seine Königliche Hoheit der Großherzog Carl Alexander sprach dem Wiener Goethe-Verein seine Befriedigung über die glückliche Durchführung des Planes in nachstehender telegraphischer Zuschrift aus:

An Excellenz dem K. und K. Wirklichen Geheimen Rathe Herrn von Stremayr, Wien.

»Euer Excellenz sage Ich für die im Namen des Ausschusses des Wiener Goethe-Vereins an Mich gerichtete Zusendung Meinen wärmsten Dank. Mit besonderer Freude habe Ich daraus die Kunde von der unmittelbar bevorstehenden Enthüllung des Goethe-Denkmals in Wien vernommen und ergreife gern die Gelegenheit, dem Goethe-Vereine als seinem geistigen Urheber und rastlosen Förderer Meine aufrichtigsten Glückwünsche zu der heutigen Feier auszusprechen. Ich begrüße sie mit wahrer Genugthuung, denn Ich erblicke in der Huldigung, die die Wiener Bevölkerung dem Genius Goethe darzubringen sich anschickt, ein bedeutsames Merkmal echt deutscher und zugleich echt humaner Gesinnung. Möge das Standbild des großen Dichters und Denkers, das die herrliche Kaiserstadt von jetzt an zieren wird, als ein Wahrzeichen dieser Gesinnung bis in ihre fernste Zukunft dauern und mit ihm auch sein Geist, als ein unveräußerliches ideales Gut für immer in ihren Bewohnern lebendig bleiben. gez. *Carl Alexander.*«

Der Vorstand der Gesellschaft und diese selbst sowie der Kreis der wissenschaftlichen Arbeiter auf dem Gebiete der Goethe-Literatur hat wenige Tage nach dieser Feier durch den Tod des Professors Dr. *Veit Valentin* einen tiefempfundenen und aufrichtig betrauerten Verlust erlitten. Der durch seine vielseitigen hervorragenden Arbeiten über Goethe rühmlichst bekannte Schriftsteller und Vorsitzende des akademischen Gesammt-Ausschusses des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt war in der Jahresversammlung vom 31. Mai 1890 in den Vorstand der Gesellschaft gewählt worden, hat demselben also über 10 Jahre angehört. Der



Vorstand richtete an die Wittwe desselben ein Theilnahmeschreiben. Aber auch an dieser Stelle ist des trefflichen Mannes zu gedenken, der am 8. Mai 1891 in der Jahresversammlung den Festvortrag über »Goethes klassische Walpurgisnacht« hielt. Sein Andenken wird unvergessen bleiben. Vor allem bei dem Vorstand, der in ihm einen pflichttreuen einsichtsvollen stets zu Rath und That bereiten Mitarbeiter verloren hat.

Im Geschäftsführenden Ausschuß hat eine Veränderung nicht stattgefunden.

Die Verhältnisse der Gesellschaft stellen sich auch in diesem Berichtsjahre als befriedigend dar. Die Zahl der Mitglieder hat um 114 zugenommen, obwohl gerade in diesem Jahre eine größere Anzahl solcher, die seit zwei Jahren und mehr mit ihren Beiträgen rückständig waren, in den Listen gestrichen worden ist. Das Vermögen beläuft sich auf M. 82,628.

Wir lassen nun die Berichte des Herrn Finanzrath Dr. *Nebe* (A) über die *Finanzverhältnisse* der Gesellschaft, sowie die Berichte des Herrn Geheimen Hofrath Dr. *Suphan* (B) über die *Bibliothek der Goethe-Gesellschaft* in Verbindung mit dem Goethe- und Schiller-Archiv und des Herrn Geheimen Hofrath Dr. *Ruland* (C) über das *Goethe-National-Museum* folgen:

A.

Die erfreuliche Zunahme im Mitgliederbestande der Goethe-Gesellschaft, von der wir im XV. Jahresberichte Mittheilung machen konnten, hat auch im verflossenen 16. Geschäftsjahre angehalten. Abermals können wir eine Steigerung der Mitgliederzahl um 78 Personen verzeichnen, sodaß Ende 1900 die Zahl der Mitglieder 2780 betrug — darunter 33 auf Lebenszeit. Diese Aufwärtsbewegung ist um so erfreulicher, als im Laufe des Jahres 1900 ein Abgang von 36 Mitgliedern eingetreten ist, sodaß die Zahl der neu geworbenen Mitglieder 114 beträgt.

Ebenso hat in wirthschaftlicher Beziehung die Goethe-Gesellschaft in der erfreulichen Entwickelung, die sie in den vergangenen Jahren genommen hatte, beharrt. Obgleich die gesammten nicht unerheblichen Kosten der Drucklegung

der XV. Schrift (Elegie) aus den laufenden Jahreseinnahmen bestritten worden sind, auch nicht unbedeutende einmalige außerordentliche Ausgaben die Jahresrechnung belasten, konnten dennoch wiederum M. 1949.26 zum Reservefonds übergeführt werden, der dadurch und durch die aufgelaufenen Zinsen abermals um rund M. 5000 gewachsen ist. Der Bestand an Werthpapieren der Gesellschaft beträgt heute Nom. M. 82,628. Davon entfallen auf den Reservefonds Werthpapiere im Nennwerthe von M. 72,662, die einen jährlichen Zinsertrag von M. 2613.93 gewähren.

Bei Einziehung der Beiträge und Vertheilung der Jahrbücher und Schriften unterstützten uns die Herren:

Hofbuchhändler Th. Ackermann, München,
Buchhändler Dr. G. Fischer, Jena,
Buchhändler Lucas Gräfe, Hamburg,
Buchhändler Paul Kurtz, Stuttgart,
Buchhändler Ernst Lemcke, New-York,
Hofbuchhändler G. Liebermann, Karlsruhe,
Rentier Ferdinand Meyer, Berlin,
Buchhändler Dr. Max Niemeyer, Halle a. S.,
Buchhändler Alfred Nutt, London,
Bankier Bernhard Rosenthal, Wien,
Buchhändler von Zahn & Jaensch, Dresden, sowie
die Leipziger Buchbinderei-Aktien-Gesellschaft, Leipzig und
die Literarische Anstalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Wir sprechen ihnen für ihre freundliche Mühewaltung unsern verbindlichen Dank aus.

Gleichzeitig bemerken wir, daß alle Zahlungen der Mitglieder (Jahresbeiträge u. s. w.) soweit sie nicht durch obengenannte Herren, bez. Firmen eingezogen werden, zu leisten sind an die:

Gothaische Privatbank, Filiale Weimar, in Weimar.

B.

Die von der Direction des Goethe- und Schiller-Archivs verwaltete *Bibliothek der Goethe-Gesellschaft* beläuft sich gegenwärtig auf 4696 Bände (oder Hefte), hat also im



letzten Jahre einen Zuwachs von 156 Bänden (oder Heften) erfahren. Bei den Einkäufen sind wie bisher auch die Zeitgenossen Goethes sowie nahestehende Schriftsteller der folgenden Generation in Betracht gezogen worden. Gönner und Freunde, hauptsächlich Mitglieder der Gesellschaft, haben auch im letzten Jahre zur Vermehrung des Bücherschatzes beigetragen. Den freundlichen Gebern wird auch an dieser Stelle namens des Vorstandes herzlich Dank gesagt:

Isaia v. Arendal, Amtsrichter a. D. Beck (Ravensburg), Giuseppe Biangi (Florenz), Dr. A. Bielschowsky (Berlin), Georg Birnbaum (Berlin), Hermann Böhlaus Nachfolger (Weimar), Geh. Hofrath Paul von Bojanowski (Weimar), Prof. Dr. Hermann Cohn (Breslau), Ludwig Delbrück (Berlin), Geh. Regierungsrath Ernst Friedel (Berlin), Prof. Dr. Heinrich Funck (Gernsbach i. B.), Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin), James T. Hatfield (Evanston, Illinois), Director Prof. Dr. Hermann Henkel (Wernigerode), Th. Heyse (St. Petersburg), A. R. Hohlfeld (Vanderbilt University), Dr. Fr. Ilwof (Graz), P. Klemm (Karlsbad), Prof. Dr. A. Koch (Stettin), Prof. Dr. G. Laube (Prag), Literarische Anstalt Rütten & Loening (Frankfurt a. M.), Director Prof. Dr. G. Lotholz (Halle a. S.), Dr. Max Morris (Charlottenburg), Albert Oesterreicher (Leipzig), Dr. A. Pick (Meseritz), Prof. Dr. S. M. Prem (Graz), Alexander Riese (Frankfurt a. M.), Dr. Milan Savič (Neusatz in Ungarn), Prof. Dr. Erich Schmidt (Berlin), Frau Schubart-Czermack (München), Dr. Carl Schüddekopf (Weimar), Prof. Dr. Bernhard Seuffert (Graz), Dr. Reinhold Steig (Berlin), Velt Freiherr v. Steyern (Kaggenholm bei Stockholm), Dr. Michael Urban (Plan), Heinrich Vogel (Charlottenburg), Prof. Dr. Paul Vogt (Kassel), Prof. Dr. Max Freiherr v. Waldberg (Heidelberg), Prof. Dr. Alexander v. Weilen (Wien), Prof. Dr. Richard Maria Werner (Lemberg), Goetheverein in Zwickau, Lesezirkel Hottingen der Literarischen Gesellschaft (Zürich), Lese- und Redehalle der deutschen Studenten (Prag), English Goethe Society (London).

Es schließen sich hier nach der vom Beginn dieser

Berichte an festgehaltenen Gewohnheit die Mittheilungen an, welche der Director des Goethe- und Schiller-Archivs, Professor Dr. Suphan, für die mit dem genannten Institut aufs engste befreundete Gesellschaft zusammenstellt.

Die Handschriften-Sammlungen des Goethe- und Schiller-Archivs haben ansehnliche Vermehrung erfahren. Auf Befehl des hohen Besitzers, des regierenden Großherzogs Wilhelm Ernst, erfolgte der Ankauf von August Kestners (des »römischen« Kestner) Nachlaß, der sich in Verwahrsam eines Verwandten, des Sanitätsraths Dr. Kestner zu Mülhausen i. E. befand. Er umfaßt zunächst einen dem Goethe-Archiv im engeren Sinne zugehörigen Bestand (Briefe Goethes und über Goethe, 158 Briefe von Charlotte Kestner u. a.), ferner die Masse der A. Kestnerschen Correspondenz, die, über den Zeitraum von 1817—1852 sich erstreckend, für die Cultur-, namentlich aber die Kunstgeschichte der nachgoethischen Periode ein bedeutendes Denkmal sein wird: Briefe von nahezu hundert Verfassern: Cornelius, Overbeck, Preller, H. Abeken, Sulpiz Boisserée, Gervinus u. s. w. In einem Briefe an Kestner vom 1. Juli 1832 hat Preller seine berühmte Zeichnung Goethes auf dem Todtenbette mit größter Zartheit und Treue wiederholt. Etliche kleinere Erwerbungen haben sich angeschlossen.

Auch die Gunst der Freunde und Gönner hat nicht nachgelassen. Es sind der Anstalt reichliche Geschenke an Handschriften zugeflossen. Der Dank für diese Mitwirkung ist hier im Auftrag des hohen Eigenthümers auszusprechen. Er gilt zuerst und zuletzt dem verewigten Protektor der Anstalt, dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen. Sein Wirken für das Archiv, seine herzliche persönliche Theilnahme an dessen Gedeihen und an unserer Thätigkeit, seine Freude an jedem Erfolg, jeder Zuwendung, soll auch an dieser Stelle treulich anerkannt werden. Ihm war es Herzenssache, der Stiftung seiner hohen Gemahlin zu übergeben, was ihm selbst an Gedenk- und Ehrentagen dargebracht war. Er liebte es, solche Spenden bei seinen regelmäßigen Besuchen selbst mitzubringen. So kamen uns aus seiner Hand nach seinem Ge-



burtstage zu ein Brief Carl Augusts und ein solcher von Maria Paulowna, später dann das Manuskript von Ernst v. Wildenbruchs »Tochter des Erasmus,« Briefe von Paul Heyse und Kuno Fischer; von seiner Sommerreise brachte er mit einen unterwegs erworbenen schönen Brief Wielands; seine letzte Gabe war das bisher in der Bibliothek des Großherzoglichen Hoftheaters befindliche Theatermanuscript von Hebbels »Nibelungen« mit eigenhändigen Zusätzen und Aenderungen für die erste Aufführung in Weimar. Herr Oberst a. D. *Otto Schultz* in Wiesbaden schenkte, zugleich im Namen seines Bruders, 69 Briefe und ein Stammbuchblatt Goethes an seinen Vater, den Staatsrath Schultz. Frau *Christine Hebbel* in Wien, die Wittwe des Dichters, überwies 71 Briefe desselben an Elise Lensing, Kirchspielschreiber Voß, Julius Campe, Hauff und andere, theils eigenhändig, theils in Abschriften, sowie den seltenen ersten Druck: Julia, Ein Trauerspiel. Als Manuscript gedruckt o. J. Herr Prof. Dr. *Richard Maria Werner* in Lemberg schenkte einen Brief Hebbels an Julius Campe, Herr *Alexander Meyer Cohn* in Berlin das eigenhändige Manuscript von Hebbels Autobiographie und einen mit eigenhändigen Aenderungen versehenen Correcturabzug des ersten Druckes von Hebbels Ballade »Die heilige Drei«, Herr *Hugo Schlömer* in Hamburg Acten, die Erneuerung der Grabstätte von Elise Lensing betreffend. *Adolf Pichler* († 15. November 1900 zu Innsbruck) hatte schon zu seinen Lebzeiten die Bestimmung getroffen, daß sein handschriftlicher Nachlaß einst dem Goethe- und Schiller-Archiv zugeführt werden solle, und diese Stiftung war von der Frau Großherzogin Sophie angenommen worden; demzufolge überwies nach dem Tode des Dichters dessen Tochter Fräulein Mathilde von Pichler dem Archiv 18 Packete, theils Aufzeichnungen Pichlers, theils Briefe an ihn enthaltend; letzterer hat die Verfügung getroffen, daß dieses Material erst 20—30 Jahre nach seinem Tode benützt werden darf. Aus dem Nachlaß von Dr. Karl Sickel, Professor an der Klosterschule zu Roßleben († 1887), stiftete dessen Sohn Professor Dr. *W. Sickel* in Straßburg Namens der Erben eine 102 Nummern umfassende Handschriftensamm-

lung, Briefe, Gedichte und sonstige Autographen von Schriftstellern und hervorragenden Persönlichkeiten aus dem 18. und 19. Jahrhundert enthaltend, darunter: Goethe, Wieland, Lavater, Caroline Herder, Bettina, A. W. und F. Schlegel, Tieck, Novalis, Rückert, Uhland. Herr Professor Dr. *Julius Rodenberg* in Berlin schenkte die an ihn gerichteten Briefe von Auerbach und Gutzkow; Frau *Therese Deecke* in Greifswald einen Brief von Lotte Kestner an ihren Sohn August nebst Porträts von Lotte Kestner, deren Tochter Lotte und August Kestner. Herr Prof. Dr. *Ernst Martin* in Straßburg schenkte einen Brief von Wilhelmine Herzlieb an Karl Wilh. Stark in photographischer Reproduction; Herr Stiftslehrer *Hermann Francke* in Weimar eine in seinen Besitz gekommene Masse Gerstenbergkscher Fälschungen (»Schiller«-Handschriften); Herr Verlagsbuchhändler *Oswald Mutze* in Leipzig mehrere Faszikel Goethestudien und sonstige Aufzeichnungen des Kurhessischen Staatsministers O. Volmar; Frau Hofbaumeister *Minna Minkert,* die Wittwe des Erbauers des Goethe- und Schiller-Archivs, dessen Entwürfe und Zeichnungen zu dem Bau nebst darauf bezüglichen Urkunden. Herr Dr. *Hjalmar Schacht* (Berlin-Schlachtensee) deponirte im Archiv auf Anregung von Prof. Dr. R. M. Werner die in seinem Besitze befindlichen Briefe Hebbels an seinen ersten Lateinlehrer W. Schacht in Wesselburen; Herr Geh. Ob. Finanzrath Dr. *Felix Lewald* in Berlin einen Band »Arbeitsstoffe und Notizen« von Fanny Lewald.

Auch die Büchersammlung, welche *das Goethe- und Schiller-Archiv* eigenthümlich besitzt, hat sich in dem vergangenen Jahre vergrößert, sowohl durch Ankauf von literarischen Hülfsmitteln für die Arbeiten an der Goethe-Ausgabe wie auch durch freundliche Zuwendungen. Aufrichtig zu danken ist dafür den Spendern, die hier namentlich angeführt werden:

Ihre Königl. Hoheit die Frau Erbgroßherzogin-Wittwe von Sachsen, die Herren Böhlaus Nachfolger (Weimar), Prof. Dr. von Boltenstern (Köslin), Oberbibliothekar Dr. Karl Theodor Gaedertz (Berlin), Otto Franz Gensichen (Berlin), Fräulein Magdalene Krehan (Weimar), Literarische Anstalt Rütten & Loening (Frankfurt a. M.), Dr. A. Mirus

(Weimar), Dr. Max Morris (Charlottenburg), Dr. Ernst Müller (Tübingen), Dr. Friedrich Noack (Rom), Gebrüder Ramann (Erfurt), Oberbibliothekar Dr. Reicke (Königsberg), Professor Dr. Julius Rodenberg (Berlin), Kammerherr Victor v. Scheffel (Karlsruhe), Dr. Rudolf Schlösser (Jena), Dr. Carl Schüddekopf (Weimar), Prof. Dr. Richard Maria Werner (Lemberg), Prof. Dr. Georg Witkowski (Leipzig), der Goetheverein in Zwickau.

Durch Darleihung von Handschriften, durch Nachweisungen, Collationen oder sonstige wissenschaftliche Mittheilungen haben dem Archiv dankenswerthe Beihülfe geleistet: die Universitäts-Bibliothek in Dorpat, das Freie Deutsche Hochstift (Frankfurt a. M.), das Geheime Haupt- und Staatsarchiv (Weimar), Cottasche Buchhandlung Nachfolger (Stuttgart), Prof. Dr. Guido Adler (Wien), Alexander Meyer Cohn (Berlin), Kammerherr Kekulé von Stradonitz (Groß-Lichterfelde), Director Jean Andreae (Frankfurt a. M.), Woldemar Freiherr von Biedermann (Dresden), Prof. Dr. Otto Heuer (Frankfurt a. M.), Prof. Dr. Max von Waldberg (Heidelberg), Geh. Hofrath Dr. Carl Ruland (Weimar), Prof. Dr. Georg Witkowski (Leipzig), Dr. Harry Maync (Berlin).

Dem Archiv seinerseits hat neben seiner »im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen« zu fördernden Hauptaufgabe, der Mitarbeit an der Herausgabe von Goethes Werken, die Pflege vielseitiger Beziehungen zu Gunsten der deutschen Literatur und Literaturgeschichte obgelegen; es hat Anfragen von auswärts in großer Zahl erledigt, und die Benutzung seiner Schätze, so weit es die für das Goethe-Archiv erlassenen Bestimmungen erlauben, ausgiebig gewährt. Diese erstreckt sich, wie hervorgehoben werden darf, jetzt besonders auch auf die stattlichen Bestände der nachgoethischen Zeit: die Hebbel-Abtheilung ist durch Richard M. Werner für seine historisch-kritische Ausgabe und Nachlese zur Correspondenz ausgeschöpft und hat zu beiden einen stattlichen Ertrag geliefert. Ebenso aber haben sich unsere reichen Quellen der Immermann- und Mörike-Forschung erschlossen. Ueber die Weimarische Goethe-Ausgabe und ihren Fortgang ist an anderer Stelle in diesem

Jahrbuch berichtet worden. Die Beendigung einzelner Bände, die längst vor dem Erscheinen, ja von den ersten Stadien der Bearbeitung an das »habent sua fata« gründlich erfahren und erlitten haben, ist jetzt mit Sicherheit abzusehen, und es sind Vorkehrungen getroffen, acht Bände bis zum Schlusse von 1901 herauszugeben.

C.

Der Bericht, welchen die Direction des *Goethe-National-Museums* an dieser Stelle den Mitgliedern zu erstatten pflegt, steht natürlich auch unter dem schmerzlichen Eindruck des traurigen Ereignisses vom 5. Januar 1901. Hat doch das Goethe-National-Museum in dem Verewigten den einsichtsvollen Begründer und Protektor, den stets hülfsbereiten Förderer und Gönner verloren! Wenn die Tausende von Besuchern das Goethehaus annähernd so sehen, wie es zu Lebzeiten des Dichters dessen Freunde und Gäste empfangen hat, so denken nur wenige an die große Schwierigkeit, die man gehabt hat, um aus den Erinnerungen weniger Ueberlebenden, aus den flüchtigen Andeutungen in Briefen, den früheren Zustand zu reconstruiren.

Die Aufgabe erregte das lebhafteste Interesse des hochseligen Großherzogs; Sein vorzügliches Gedächtniß konnte manchen zweifelhaften Punkt aufklären, unermüdlich war er im Hinweisen auf noch vorhandene Quellen der Belehrung; nichts geschah ohne Sein Vorwissen, Seine Billigung. Als Seine Schwester, I. M. die Kaiserin Augusta, wenige Monate vor Ihrem Tode, das Goethehaus besuchte, rief Ihre Majestät beim Betreten des Junozimmers aus: »Das ist alles genau so, wie Ich es mir noch so gut erinnere« — eine Aeußerung, über die sich der Großherzog mit Recht freuen durfte, denn sie war das beste Lob Seiner vielen Bemühungen um die Wiederherstellung der alten Räume.

Aber nicht nur an der Einrichtung hatte sich der Verewigte betheiligt: Er blieb auch die folgenden fünfzehn Jahre der treueste Besucher, an allen Arbeiten der Verwaltung den regsten Antheil nehmend. Er erkannte es als eine Pflicht, um vorkommenden Falls mit Sachkenntniß entscheiden zu können, [illegible] dem Inhalte der Samm-

lungen auf das eingehendste bekannt zu machen: niemaı
hat von dem *gesammten* Inhalte des Goethe-Nation
Museums eine so gründliche Kenntniß sich verschafft w
der verewigte Fürst. Jede Woche erschien Seine Köni
liche Hoheit zu bestimmter Stunde um Sich bald diese
bald jenen Theil, die Handzeichnungen und Stiche, d
Medaillen und Plaketten, die Portraits, die Werke üb
Kunst, zu ruhiger Durchsicht und erläuternder Besprechu
vorlegen zu lassen. Wenn der Hof im Herbst nach Weim
zurückkehrte, war es für den Großherzog eine Freud
Sich in der ersten freien Stunde wieder in den alten Räum
einzufinden — fast noch mehr als frühere Male im letzt
Herbst. Am Tage vor der zum Tode führenden Erkrankun
am 22. Dezember, verweilte der Hochselige Herr lange
dem kleinen Directionszimmer, über die Enthüllung d
Wiener Goethe-Denkmals plaudernd, mit warmen Wort
aufrichtiger Theilnahme an Sachen und Menschen und m
der Hoffnung auf den nächsten Besuch nach den Festtag
scheidend. Gottes Rathschluß hat es anders gefügt, d
Zurückbleibenden nur das unverlöschliche Andenken
so viel Güte und Pflichttreue hinterlassend.

In der letztwilligen Verfügung des Großherzogs w
auch des Goethe-National-Museums gedacht, eine Anza
werthvoller Autographen (Mme de Sévigné, Voltaire, Für
Blücher etc.) für dasselbe bestimmt; am 19. Februar wurd
sie von den Testamentsvollstreckern übergeben und werd
neben den von Goethe in einer Lade seines Schreibtisch
geborgenen Briefen seiner fürstlichen Gönner und einig
Freunde, mit einer Niederschrift des verewigten Großherzo
über Goethes Beziehungen zu dem Weimarischen Fürste
hause, zum Gedächtnisse Carl Alexanders treu bewah
werden.

* * *

Aus dem verflossenen Geschäftsjahre ist wenig hervo
ragendes zu berichten: stille Arbeit im Museum, erfre
liches Wirken nach außen, um Forschern und Kunstfreund
Belehrung und Nachweise aus den Sammlungen zu b
schaffen, geben keinen Anlaß zu längeren Mittheilunge

so erfreulich es in jedem Falle ist, wenn das Goethe-National-Museum wieder einmal gewissenhafte Arbeit in Goethes Sinne hat fördern können.

Für die Sammlungen wurden aus eigenen Mitteln eine Anzahl Goethe-Medaillen und Plaketten neu erworben, meist aus dem Jahre 1899, so daß dieser Theil jetzt nahezu vollständig ist; — ferner das von A. von Binzer hergestellte, jetzt sehr selten gewordene Facsimile der Zeichnung Goethes, sein Zimmer im väterlichen Hause zu Frankfurt darstellend.

An Geschenken gingen dem Goethe-National-Museum auch in dem verflossenen Jahre mehrere sehr werthvolle Stücke zu, die mit wiederholtem Ausdrucke herzlichen Dankes für die Geber hier verzeichnet werden.

Graf *J. de Clermont-Tonnerre* in Paris vervollständigte seine frühere Schenkung durch mehrere Gegenstände, welche seine Großmutter, Gräfin Vaudreuil in den Jahren 1831 und 1832 von Goethe erhalten hatte: die silbernen Medaillen von Brandt (1826) und Bovy (1831) in einem Etui mit Widmung, ein Notizbuch, eine Haarlocke etc. — Der Bildhauer *Hans Busse* in München sandte zum 28. August eine lebensgroße Goethe-Maske in Bronze; das sehr bedeutende Werk wurde am Eingange des Arbeitszimmers aufgehängt, alle Besucher mit seinen ernsten Zügen begrüßend. — Frau *Lilli Haas, geb. Boisserée* in Bonn schenkte durch Vermittlung von Fräulein Agnes Simrock eine Sepiazeichnung von Frau Bürgermeister Thomas, ihr Wohnhaus am Rechneigraben in Frankfurt darstellend. Frau Thomas, die als Rosette Städel aus dem Suleika-Briefwechsel wohlbekannte Stieftochter von Marianne Willemer, hatte die Zeichnung 1828 Sulpiz Boisserée zu seiner Hochzeit geschenkt; für die Sammlungen des Goethehauses ist sie wichtig zum Vergleich mit den Ansichten der Gerbermühle und Frankfurts aus dem August 1815, die man früher für eigene Arbeiten Rosettens gehalten hat. — Herrn Dr. *Ferdinand Reuß* in Würzburg verdanken wir ein von Schillers Enkel, L. von Gleichen-Rußwurm, nach Tischbein gezeichnetes Bild des Großvaters, das Frau Emilie von Gleichen ihrem Hausarzte, dem Vater des Dr. Reuß, zum 10. November 1859 geschenkt hatte.

Die Portraitsammlung wurde vermehrt durch eine Photographie des im Besitze Herrn Professor ***Vaihingers*** in Halle befindlichen Goethebildnisses von Jagemann; — eine Photographie des Jugendfreundes Goethes, Ludwig Passavant aus Frankfurt, verehrt von dessen Großneffen, Geh. Justizrath *F. L. Ziegler* in Berlin; — Herr Dr. *Julius Vogel* in Leipzig schenkte eine Nachbildung eines von Oeser gezeichneten Bildnisses seiner Tochter Friederike.

Von den zahlreichen Zuwendungen an die Bibliothek des Goethe-Hauses erwähnen wir nur: Prof. *H. Funcks* Abhandlung über Bildnisse der Frau v. Stein, — den Aufsatz Prof. Dr. *H. Cohns* in Breslau über Goethes angebliche Kurzsichtigkeit und die von ihm benützten Augengläser, — den II. Band der Briefe an Frau v. Stein und den XXI. Band des Goethe-Jahrbuchs, geschenkt von der *literarischen Anstalt (Rütten & Loening)* in Frankfurt a. M., — das Leben Goethes von Prem, geschenkt von dem Verleger Herrn *Ernst Hoppe* in Leipzig, — die Festschrift zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals am 18. Dezember, übersandt von dem *Wiener Goethe-Verein* u. a. m.

Nach all dem Erfreulichen ist noch eines Verlustes zu gedenken, den das Goethe-National-Museum durch den Tod des allen Besuchern wohlbekannten Hausmeisters G. Braun erlitten hat; nach langem Leiden ist der pflichttreue Mann am 21. September gestorben. Zuverlässig in allen Angelegenheiten des Dienstes, hatte er sich so gut in den ganzen Bestand der Sammlungen wie der Bibliothek eingearbeitet, daß die Direction in ihm einen tüchtigen Helfer verliert, dem sie stets ein dankbares Andenken bewahren wird.

* * *

Die Einzelnheiten der Berichte bestätigen in erfreulicher Weise, was oben über das Ganze des Jahres gesagt worden ist. Sie geben, werden sicherlich auch in Zukunft geben ein Bild jenes »folgerechten Thuns, auf das die vernünftige Welt entschieden angewiesen ist«, und das nach dem weitern Worte unseres Dichters den menschlichen Geist ermuthigt, wenn er auch zugleich gestehen muß, daß

er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an und abtretend so Freude als Schmerz — wie in dem Wechsel der Jahreszeiten, so in dem Menschenleben — an Andere wie an sich selbst zu erwarten habe. Diese Aeußerung Goethes in dem Brief an v. Beulwitz vom 14. Juli 1828 führt uns zurück zu dem Dornburger Schloß, zu den herrlichen Landschaftsbildern, den nahen wie fernen, in deren Betrachtung Goethe Trost suchte und fand nach dem Tode seines fürstlichen Freundes, dessen landesherrliches und menschliches Wirken er in ihrer Symbolik unvergleichlich darstellt. Dem Wort an der Thüre des Schlosses:

»Freudig trete herein und froh entferne dich wieder.
Gehst du als Wanderer vorbei, segne die Pfade dir Gott«

giebt Goethe im höchsten Sinne eine wahlspruchartige Bedeutung für das Leben Carl Augusts, der jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwallenden besorgt gewesen sei, als für sich selbst, der weniger seiner Wohnung, seines Daches gedacht habe als Derjenigen, welche da zu beherbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehend zu begrüßen seien. Dankbar bezeugt die Goethe-Gesellschaft, wie in solcher Pflege edelster Gastlichkeit für deutsche Wissenschaft, Literatur und Kunst Carl Alexander des großen Ahnherrn würdiger Enkel gewesen ist.

Weimar, April 1901.

Im Auftrage des Geschäftsführenden Ausschusses:
P. von Bojanowski.





Mitglieder-Verzeichniss
der
Goethe-Gesellschaft.

(Abgeschlossen Mai 1901.)

Protector:

Seine Königl. Hoheit der Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Vorstand:

Präsident:

Geh. Hofrath Dr. *C. Ruland,* Director des Großh. Museums und des Goethe-National-Museums in Weimar.

Vice-Präsidenten:

Professor Dr. *Erich Schmidt* in Berlin.
Geh. Rath Dr. Freiherr *W. v. Biedermann* in Dresden.

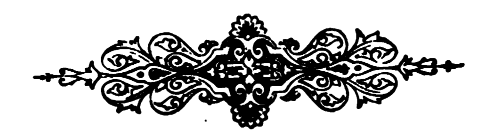
Vorstands-Mitglieder:

Geh. Staatsrath Dr. *Eggeling,* Curator der Universität in Jena.
Wirkl. Geh. Rath Professor Dr. *Kuno Fischer,* Excellenz, in Heidelberg.
Freiherr Dr. *L. von Gleichen-Russwurm,* Königl. Bayerischer Kämmerer, in Weimar.
Dr. *Paul Heyse* in München.
Professor Dr. *Ernst Martin* in Straßburg i. E.
Wirkl. Geh. Rath Dr. *Carl von Stremayr,* Präsident des K. K. obersten Gerichtshofes a. D., Excellenz, in Wien.
Geh. Hofrath Professor Dr. *B. Suphan,* Director des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar.

Geschäftsführender Ausschuss in Weimar:

Vorsitzender: Geh. Hofrath, Oberbibliothekar *P. von Bojanowski.*
Stellvertreter: Geh. Hofrath, Archivdirector Dr. *H. Burkhardt.*
Schriftführer: Finanzrath Dr. *K. Nebe.*
Stellvertreter: Bürgermeister Dr. *M. Donndorf.*

Kammerherr, Cabinetssecretär Dr. *H. Reichsfreiherr von und zu Egloffstein.*
Staatsrath Dr. *K. Kuhn.*
Commerzienrath Dr. *R. Moritz.*
Geh. Hofrath Professor Dr. *B. Suphan.*
Kammerherr, General-Intendant *H. v. Vignau,* Major z. D.
Ober-Schloßhauptmann Wirkl. Geh. Rath Graf *O. v. Wedel,* Exc.





Mitglieder:

Seine K. u. K. Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preussen.

Ihre K. u. K. Majestät Augusta Victoria, Deutsche Kaiserin und Königin von Preussen.

Ihre K. u. K. Majestät Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich.

Seine K. u. K. Apost. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.

Seine Majestät der König von Schweden und Norwegen.

Ihre Majestät die Königin Wittwe Margherita von Italien.

Ihre Majestät die Königin Marie von Neapel.

Ihre Majestät die Königin Elisabeth von Rumänien.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Grossfürstin Elisabeth Maurikiewna von Russland.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Baden.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Grossherzogin von Baden.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Oldenburg.

Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Erbgrossherzogin-Wittwe von Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Carl Theodor in Bayern.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Herzogin Amalie von Urach.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand von Bayern.

Seine Königliche Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Gräfin von Flandern.

Seine Hoheit der Herzog von Sachsen-Altenburg.

Ihre Kaiserlich Königliche Hoheit die Frau Herzogin Wittwe Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin von Edinburg, Grossfürstin von Russland.
Seine Grossherzogliche Hoheit Prinz Max von Baden.
Ihre Hoheit die Frau Herzogin Wittwe Alexandrine von Sachsen-Coburg und Gotha.
Seine Durchlaucht Fürst Heinrich XIV. Reuss j. L.
Seine Durchlaucht Fürst Heinrich XXIV. j. L. Reuss-Koestritz.
Ihre Durchlaucht Fürstin Heinrich XXIV. j. L. Reuss-Koestritz.
Seine Hoheit der Erbprinz von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.
Ihre Hoheit die Frau Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin.
Seine Durchlaucht der Prinz Heinrich VII. Reuss.
Ihre Hoheit Frau Prinzessin Heinrich VII. Reuss.
Ihre Hoheit Frau Prinzessin Moritz von Sachsen-Altenburg.
Ihre Hoheit Frau Prinzessin Helene von Sachsen-Altenburg, Herzogin von Mecklenburg-Strelitz.
Ihre Hoheit Prinzessin Marie von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit Prinz Herrmann von Sachsen-Weimar.
Seine Hoheit Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen.
Seine Hoheit Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen.
Seine Durchlaucht Erbprinz Heinrich XXVII. v. Reuss. j. L.
Seine Hoheit Prinz Friedrich Carl von Hessen.
Ihre Hoheit die Frau Fürstin zu Schaumburg-Lippe.
Ihre Hoheit die Frau Erbprinzessin Leopold von Anhalt.
Seine Hoheit der Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein.



Ehren-Mitglied:

von Gleichen-Russwurm, Freiherr L., Dr., Königl. Bayerischer Kämmerer in Greifenstein ob Bonnland.

Mitglieder auf Lebenszeit:

Seine K. u. K. Apostol. Majestät der Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn.

Ihre K. K. Hoheit die Frau Herzogin Wittwe Marie von Sachsen-Coburg und Gotha, Herzogin von Edinburg, Grossfürstin von Russland.

Seine K. Hoheit Alexander Friedrich, Landgraf von Hessen.

Berlin: *von Dirksen, W.*, Geh. Legationsrath.
Friedländer, Frau Professor.
Liebermann, Dr. *Felix,* Professor.
Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Manheimer, Ferdinand, Commerzienrath.
Raschdau, Geh. Legationsrath.
von Rheinbaben, Geh. Ober-Regierungsrath.

Budapest: Frau *Anna Jägermayer.*
Kornfeld, Sigmund, Director der Ungarischen Allgem. Creditbank.

Bukarest: *Sturdza, Demetrius,* Kgl. rumän. Staatsminister a. D., Excellenz.

Charlottenburg: Frau Geh. Reg.-Rath *von Siemens.*

Coblenz: Frau Geh. Commerzienrath *E. Spaeter.*

Dallau (Baden): Frau Kreisrichter *M. Führling.*

Dorpat: *Masing,* Dr. *Woldemar,* Docent a. d. Universität.

Frankfurt a: M. *Keyl, Georg Albert.*

Godesberg bei Bonn: Frau *Lucy Hoesch.*
Göttingen: *Manheimer,* Stud. phil. *Victor.*
Hamburg: *von Dehn, Adolf Axel,* Dr. jur.
Hildburghausen: *Paia von Petrovics,* Redacteur.
Klein-Eichholz: *Meyer, Lothar,* Rittergutsbesitzer.
München: Fräulein *Marie von Ritter.*
Nieder-Ingelheim: Frau Baronin *von Erlanger-Bernus.*
Nikolajew: *Reyher, Rudolf Wolfgang.*
Rathenow: Frau *Clara Rhein.*
Schlitz: *Görtz von Schlitz,* Graf, Erlaucht.
Weimar: Frau *Marie von Göben.*
Vulpius, Dr. *Walther,* Arzt.
Wien: Ihre Durchlaucht Frau Fürstin *M. zu Hohenlohe-Schillingsfürst*, geb. Prinzessin *Wittgenstein.*
Frau *Rosa von Gerold,* geb. Henneberg.





☛ **Die Namen der Mitglieder auf Lebenszeit sind in der nachstehenden Liste nochmals cursiv abgedruckt.**

DEUTSCHES REICH.

Aachen.

Messow, Franz G.
Stadtbibliothek.
v. Wagner, Frau Geh. Rath Marie.

Achern i/Baden.

Wagner, Gustav, Privatier.

Allenstein i/Ostpr.

Grass, Franz, Rechtsanwalt.
Schey, S., Rechtsanwalt.
Szostakowski, Amtsgerichts-Rath.

Altenburg (Sachsen-Altenburg).

Höfer, Dr. Arno, Rechtsanwalt.
Landesbibliothek, Herzogliche.

Altona.

Callisen, Frau Dr.
Kähler, C., Pastor.
Kähler, Julius, Rentier.
Lehmann, O., Museums-Director.
Rauchfuß, Frau Wally, gb. Rauchfuß.
Sieveking, Carl, Rechtsanwalt und Notar, Justizrath.

Altwasser (Schles.).

Faist, Frau Director Anna, geb. Kiehlmann.

Amtitz i/Lausitz (Kr. Guben).

Heinrich, Prinz zu Carolath-Schönaich, Durchlaucht, Freier Standesherr und Majoratsherr.

Annettenhöh b/Schleswig.

v. Brockdorff, Frau Baronin.

Apolda.

Miltsch, Frau Commerzienrath Anna.
Opel, Louis, Fabrikant, Commerzienrath.

Arnsberg (Westf.).

Baltz, Fräulein Johanna, Schriftstellerin.

Schloss **Arnshaugk** b/Neustadt a/Orla.

v. Mohl, Ottmar, Kgl. Kammerherr, Geh. Leg.-Rath, derz. in Cairo (Egypten).

Arnstadt.

Maempel, Major a. D.

Ars a/Mosel (Lothringen).

Carlebach, Dr. Ed., Notar.

Aschaffenburg.

Fränkel, Dr. Ludwig, Kgl. Reallehrer.

Augsburg.

Bauer, Ludwig, Rechtsanwalt.
Enderlein, Friedrich, Landgerichtspräsident.
Flesch, Gustav, Bankier.
Herzfelder, J., Rechtsanwalt, Justizrath.
Stadtbibliothek.

Baden-Baden.

Jordan, Kais. Wirkl. Geh. Rath, Exc.
Roeder, Emil, Commerzienrath.
v. Ysselstein, Paul, Reg.-Rath z. D.

Bamberg.

Marschalk v. Ostheim, Freiherr Emil.
Reber, Dr. Jos., Kgl. Seminar-Director.

Barby a/Elbe.

Thierbach, Otto.

Barmen.

Liedtke, Dr. Heinrich, Oberlehrer.
Nordhaus, Hermann, Kaufmann.
Stadtbibliothek.

Bautzen.

Fritzsche, Georg, Gymnasial-Oberlehrer.
Klee, Dr. Gotthold, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
zur Lippe, Graf Clemens, Regierungs-Assessor.

Bayreuth (Bayern).

Gymnasialbibliothek.
Wagner, Siegfried.
Würzburger, Frau Jenny, Rechtsanwaltswittwe.

Bellin b/Bärwalde (Neu-Mark).

v. Kahle, Fräulein Julie.

Bemerode b/Hannover.

Schmidt, Frau Dr. Julian.

Bennigsen b/Hannover.

v. Bennigsen, Rudolph, Oberpräsident a. D., Exc.

Bensheim (Hessen).

Lugenbühl, Frl. Helene, Rentnerin.

Bergzabern.

Moschel, Rob., Rentamtmann.

Berlin.

Abraham-Römer, Dr. jur. A., Schriftsteller, Herausgeber d. Corresp. für Kunst und Wissenschaft.
Aegidi, Dr. L., Professor, Geheimer Legationsrath.
Alexander, Felix, Procurist.
Andresen, Waldemar, Bankbeamter.
Arnheim, Fräulein Amalie.
Ascher, Hugo.
v. Asten, Fräulein Julie.
Bading, Stud. jur. Curt.
Baerwald, S.
Bamberg, Kaufmann.
Bardt, Dr. C., Gymnasialdirector.
Barschall, Dr. M., Geh. Sanitätsrath.
Baruch, Rich., Kaufmann.
Baumann, Dr., Oberlehrer.
Becherer, Dr., Rechtsanwalt.

Berlin.

Bechstein, Edwin, Pianoforte-Fabrikant.
Becker, Carl, Beamter der Handelsgesellschaft.
v. Beckerath, A.
Behrend, Adolf, Buchhändler.
Behrendt, Severin, Rechtsanwalt.
Bellermann, Dr. L., Director des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster.
v. Benckendorf u. v. Hindenburg, Frau, geb. Gräfin zu Münster-Derneburg.
v. Berg, Karl, Amtsgerichtsrath.
Berger, Dr. phil. Arnold E., Prof.
v. Bergmann, Frau Geh. Rath.
Bernhard, Arthur, Bankier.
Bernhard, Stud. phys. Ludwig.
Bernstein, Frau Professor Dr. C.
Bibliothek, Königliche.
Bibliothek, Städtische der Goeritz-Lübeck-Stiftung (O. Goeritz).
Bibliothek d. Kgl. Realgymnasiums.
Bibliothek des Kgl. Wilhelms-Gymnasiums.
Bielschowsky, Dr. Albert, Oberlehrer.
Birnbaum, Georg, Schriftsteller.
v. Bissing, Freiherr Dr. jur. Friedrich Wilhelm.
Block, Paul, Redacteur d. Berliner Tageblatts.
Blumenthal, Dr. Oskar, Director des Lessing-Theaters.
Bock, Hugo, Commerzienrath.
Bodländer, Rechtsanwalt.
Bondi, Dr. phil. Georg, Verlagsbuchhändler.
Borchardt, Dr. Oskar.
Borchardt, Frau Comm.-Rath Rud.
Boretius, Fräulein Charlotte.
Brahm, Dr. Otto, Director des Deutschen Theaters.
Brasch, Dr. Martin, Nervenarzt.
Braumüller, Dr., Professor, Oberlehrer.
Braun, Landgerichtspräsident.
v. Braunschweig, Kaiserl. Gesandter z. D.
Breiderhoff, Frau Dr.
Breslauer, Bernhard, Justizrath.
Broicher, Otto, Kammergerichtsrath.
v. Brühl, Gräfin Hedwig, Palastdame, Exc.
Buchholtz, Dr. [illegible] Bibliothekar.

Berlin.

v. Bülow, Gräfin, geb. Prinzess Camporeale, Exc.
Bunsen, Fräulein Marianne.
v. Bunsen, Fräulein Marie.
Bürgers, Max, Bankier.
Bürgner, Hedwig, gepr. Sprachlehrerin.
Busse, Moritz, Kaufmann.
Cahn, Dr., Kaiserl. Geh. Legationsrath.
Cahn, Frau, Geh. Legationsrath.
Caro, Dr. Georg.
Carrenno, Teresa, Künstlerin.
Cassirer, Ernst.
Cohn, Albert, Buchhändler.
Cohn, Alexander Meyer, Bankier.
Cohn, Alfred, Bankier.
Cohn, Frau Dr. Anna.
Cohn, Dr. Heinrich, Rechtsanwalt.
Cohn, Dr. jur. Martin, Referendar.
Cohn, Fräulein Therese.
v. Cramm-Burgdorf, Freiherr, Herzogl. Braunschweig. Gesandter.
Crome, Rechtsanwalt und Notar.
v. Crompten, Ewans, Oberleutnant a. D., Versicherungs-Inspector.
Daffis, Dr. Anton.
v. Dallwitz, Frau W., geb. v. Gräfe.
Darmstädter, Dr. Ludwig, Fabrikbesitzer.
v. Decker, Frau.
Delbrück, Dr., Staatsminister, Exc.
Delbrück, Ludwig, Bankier.
Delbrück, Frau Geh. Commerzienrath Luise.
Dickhuth, Major im Großen Generalstabe.
v. Dirksen, W., Geh. Legationsrath.
Dohme, Frau Geh.-Rath.
v. Donop, Dr. L., Professor.
Doss, Fräulein Marie.
Douglas, Frau Gräfin.
Douglas, Theobald, Bergwerksbesitzer.
Dümmler, Dr. E., Professor.
Eger, W.
Eggers, Fräulein Auguste.
v. Eichhorn, Wirkl. Geh. Legationsrath.
Elias, Dr. phil. Julius.
Elias, Max, Rentier.
Ellinger, Dr. Georg, Oberlehrer.
Eloesser, Dr. phil. Arthur.
Elsner, Georg, Verlagsbuchhändler.
Ende, H., Professor, Geh.-Rath.

Berlin.

Epstein, Dr. M., Gerichtsasses
v. Erdberg, Dr. Robert.
Ernst, Eberhard, Verlagsbuchh
Euchel, F., Justizrath.
Eulenburg-Prassen, Graf, Exc.
Feist, Richard, Referendar.
Fischer, Adolf.
Fischer, Balduin, Kaufmann.
Flatow, Max, Rechtsanwalt.
Fleischhammer, Dr., Geh. H justizrath.
Flinsch, Alexander, Kaufmann.
Fränkel, Dr. Max, Professor.
Fraenkel, Max, Maurermeister.
v. Frankenberg, Rittmeister Garde-Kürassierregiment.
Franzos, K. E., Schriftsteller.
Frenkel, H., Bankier.
Frenzel, Frau Bertha.
Frenzel, Dr. Karl, Professor, R dacteur der Nationalzeitung.
Fresenius, Dr. August.
Freund, Ernst.
Freund, Hubert, Oberlehrer.
Frey, Dr. Karl, Professor.
Friedenthal, Frau Margaretha.
Friedländer, Frau Professor.
Friedländer, Max, Amtsgerichtsra
Friedländer, Dr. phil. Max, Priv docent der Musikwissenscha
Friedmann, Dr. Alfred, Schri steller.
Fromberg, Frau Martha.
Gebhard, Frau Rudolf.
Geiger, Dr. Ludwig, Professor.
Geiger, Frau Professor Martha.
Gerb, Fräulein Franziska.
Gernsheim, Friedr., Professor.
Gerstäcker, Otto, Amtsgerichtsrat
Gesch, Paul, Kgl. Reg.-Rath, Haup mann der Reserve im Gard füsilierregiment.
Geschke, Karl, Justizrath.
Gesenius, Stadtältester, Direct des Berliner Pfandbrief-Amt
v. Glasenapp, Geh. Ober-Finanzrat
Glaser, Dr. Adolph, Redacteur.
Glaue, Arthur, Buchhändler.
Gloeden, Lehrer an d. Sophienschul
v. Gneist, Regierungs-Assessor.
Goldbeck, Dr. Ernst, Gymnasi Oberlehrer.
Goldberg, Alfred, Kaufmann.
Gottheiner, Fräulein Marie.
Gottheiner, P., Stadt-Bauinspect

Berlin.

Gotthelf, Cand. phil. Friedrich.
Gotthelf, M.
Gottschalk, Gustav, Kaufmann.
Graue, Paul, Prediger.
Grimm, Dr. Herman, Professor, Geheimer Regierungsrath.
Grisebach, Hans, Architect.
von der Groeben, Frau Gräfin, Exc.
de Gruyter, Dr. Walter, Verlagsbuchhändler.
Gubitz, Frau Maria, Buchh.- u. Schriftst.-Wittwe.
Günther, Franz, Hofgoldschmied.
Günther, Dr. jur. Fritz, Gerichtsass.
Güterbock, Stud. phil. Eduard.
v. Guldencrone, Frau Baronin.
Gumbert, Friedrich Moritz, Bankier.
Gwinner, Arthur, Director der Deutschen Bank.
Hamburger, Dr. phil. Paul.
Hartleben, Otto Erich, Schriftsteller.
Hecht, Rich., Kaufmann.
Heinemann, Stud. jur. Franz.
Heinitz, Frau Anna.
Heinitz, Franz, Rechtsanwalt.
Heitmüller, Dr. phil. Ferdinand.
Henning, Theodor, Architect.
Henschel, Stud. Ernst.
Herold, Hugo.
Herrmann, Dr. phil. Max, Privatdocent an der Universität.
Hertz, Wilh., Verlagsbuchhändler.
Herz, Stud. phil. Max.
Herzfeld, Dr. phil. Georg.
Hesse, D., Rentier.
Heydemann, Dr. phil. V.
von der Heydt, Carl, Commerzienrath.
Heyfelder, Stud. phil. Erich.
Hildebrandt, Dr. phil. Edmund.
Hiller v. Gaertringen, Freiherr Dr. F., Professor.
v. Hochberg, Graf, General-Intendant, Exc.
Hoffmann, Dr. Ed., Geh. Ober-Reg.-Rath.
Hofmann, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
v. Hohenthal und Bergen, Graf, Kgl. Sächs. Gesandter, Exc.
Hollaender, Felix, Schriftsteller.
v. Holst, Mathias, Baumeister.
Horsfall, Charles.
Hübler, Dr. jur. Bernhard, Professor, Geh. Ober-Reg.-Rath.

Berlin.

Hünke, Fritz, Regier.-Referendar.
v. Humbracht, Baron J., Legationsrath, Kgl. Kammerjunker.
v. Hutten-Czapski, Graf, Mitglied des Herrenhauses.
Jackson, John B., Amerikanischer Botschaftsrath.
Jacobi, Leopold, Kaufmann und Stadtverordneter.
Jacobs, Dr. phil. Montague.
Jacoby, Dr. Daniel, Gymnasial-Professor.
Jacoby, Edmund, Kaufmann.
Jacquet, Dr. med. W., Sanitätsrath.
Jähns, Frau Oberstleutnant Marie, geb. Tannhäuser.
Jähns, Fräulein Hildegard.
Jaffé, Frau Dr. Helene.
Jahn, Dr. phil. Kurt.
Ihne, Frau Geh. Rath.
Ilberg, Frau Oberstabsarzt Dr.
Imelmann, Dr. J., Professor am Joachimsthalschen Gymnasium.
Joachim, Prof. Dr. Joseph, Director der Kgl. Hochschule für Musik.
Jonas, Dr. Fr., Städtischer Schul-Inspector.
Jonas, Frau Clara.
v. Kalckreuth, Frau Gräfin B., geb. Meyer.
Kalischer, Dr. S., Professor.
Kallmann, Eugen, Rechtsanwalt.
Kapp, Fräulein Ida.
Karpeles, Dr. Gustav.
Kaskel, Frau Carl.
Kastan, Dr. Isidor.
Kastan, Dr. Albert.
v. Kaufmann, Dr., Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Kaufmann, Carl, Fabrikbesitzer.
Kekulé v. Stradonitz, Dr. Reinhard, Professor, Geh. Reg.-Rath.
Kerb, Robert, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Kessler, Graf Harry.
Kette, Fräulein Marie.
von dem Knesebeck, Kabinetsrath I. M. der deutschen Kaiserin.
Koch, Rudolph, Director der Deutschen Bank.
Koehne, Frau Clara.
Koenigs, Fräulein Elise.
Koffka, Dr. J., Justizrath.
Kraft, Bernhard, Rechtsanwalt.
Kraft, Dr. med. Ludwig.

Berlin.

Krieger, Dr. Bogdan, Bibliothekar der Hausbibliothek S. M. des Kaisers.
Kronecker, Fräulein Elisabeth.
Kronenberg, Dr. M., Redacteur der »Ethischen Kultur«.
Kronfeld, Dr., Rechtsanwalt.
Kronheim, Georg.
Kübler, Dr., Professor, Director des Wilhelm-Gymnasiums.
v. Kühlewein, Regierungsrath.
Landeker, Director.
Lassar, Dr. med. Oscar, Professor.
Lautenburg, Director Sigmund.
Lazarus, Gustav, Tonkünstler.
Leffmann, Gustav, Kaufmann.
Lehmann, Gustav, Wirkl. Geh. Kriegsrath.
Lehmann, Paul, Buchhändler.
Leppmann, Cand. phil. Franz.
v. Lerchenfeld-Köfering, Graf, Kgl. bayr. Gesandter, Exc.
Leske, Dr., Geh. Justizrath.
Lesse, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar.
Lesser, Paul Ph.
Lessing, Frau Alma, geb. Marschall v. Biberstein.
Lessing, C. R., Geh. Justizrath.
Lessing, Dr. phil. Oscar.
Levin, Dr. Moritz, Prediger.
Levinstein, Dr. phil. Kurt.
Levy, Frau Alfred.
Levy, Martin.
Levy, Norbert, Kaufmann.
Levy, Richard, Bankier.
Levysohn, Frau Dr. Auguste.
Lewald, Dr. Felix, Geh. Finanzrath.
Lewald, Theodor, Regierungs-Rath.
Lewin, Frau Alice.
Lewy, Julius, Kaufmann.
v. Leyden, Frau Geh. Rath.
v. der Leyen, Dr. Geh. Ob.-Reg.-Rath.
Liebermann, Dr. Felix, Professor.
Liepmannssohn, Leo, Buchhändler.
Lindau, Dr. Paul.
v. Lipperheide, Freiherr Franz.
Lisco, Dr. Hermann, Geh. Justizrath.
Lisco, Walter, Rechtsanwalt.
Lobe, Frau Magda.
Lochner, M., Geh. Baurath.
Loeffler, Ldw., Verlagsbuchhändler.
v. Lucius, Frh., Oberleutnant.
Maas, Heinrich, Fabrikbesitzer und Handelsrichter.
Maass, Dr. Felix, Rechtsanwalt.

Berlin.

Magnus, Frau Geh. Reg.-Rath Bertl
Magnus, Frau Regierungsrath Ni
Malachowski, Frau Regier.-Ba meister Rose.
Manasse-Waldeck.
Manheimer, Ferdinand, Commerzie rath.
Martius, Frau Margarethe, geb. Ve
Marx, S.
Matthiae, Dr. Otto, Profess Oberlehrer.
Mayer, Alfred, Kaufmann.
Mayer, Fräulein Ellen.
Mayer, Stud. jur. et cam. Karl.
Meder, Louis, Kunsthändler.
v. Meier, Dr. jur. Ernst, Ge Ober-Reg.-Rath, Universitä Curator a. D.
Meirowsky, Frau Ernestine, ge Soutowsky.
Mendelssohn-Bartholdy, Frau Mar
Menzer, Dr. phil. Paul.
Meydam, Frau General Marie, E
Meyer, Dr. jur. Alexander.
Meyer, Fräulein Alice.
Meyer, Carl, Fabrikant.
Meyer, Ferdinand, Rentier.
Meyer, Georg Heinrich, Verlag buchhändler.
Meyer, Frau Dr. Hedwig.
Meyer, Dr. Ludwig.
Meyer, Ludwig, Kaufmann.
Meyer, Paul, Rechtsanwalt.
Meyer, Dr. Richard M., Profess
Meyerhof, Felix, Kaufmann.
Meyer-Michaelis, Frau Elise.
Michaelis, Dr. Carl Theod Director.
Michaels, Frau Mathilde.
Michel, Stud. jur. et phil. Herm
Mirauer, Frau Zerline.
Möbius, Dr. Karl, Professor, Ge Regierungsrath, Director d zool. Abth. des Museums f Naturkunde.
Möller, Stud. phil. Heinrich.
Möller, Dr. W., Oberlehrer a Königstädtischen Gymnasium
Morsch, Dr. Hans, Realgymnasi Oberlehrer.
Müller, Conrad, Oberlehrer a Joachimthalschen Gymnasiu
Müller-Grote, Carl, Verlagsbuc händler.
Munck, W., Landrichter.

Berlin.

Munk, Frau Professor Pauline.
Muth, J. F., Hauptmann.
Nathan, Dr. P.
Naumann, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath.
Nehring, K., Oberlehrer.
Nelke, Dr., Rechtsanwalt.
Nelke, Frau Emma.
Neubauer, Dr. Richard, Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster.
Neubner, Stud. rer. techn. Alfred.
Neumann, Dr. H., Rechtsanwalt.
v. Oettingen, Dr. Wolfgang, Prof.
Ohmstede, Adolf, Direktor einer höheren Knabenschule.
Oldenberg, C. M.
Orgler, Cand. phil. Adolf.
Osborn, Dr. phil. Max.
Paetel, Elwin, Verlagsbuchhändler, Commerzienrath.
Paetel, Dr. phil. Georg.
Pasch, Max, Hofbuchhändler.
Pernice, Dr. A., Professor, Geh. Justizrath.
Peters, Ministerialdirector, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath.
Petersen, Stud. phil. Julius.
Pfaff, Albert, Commerzienrath.
Philipp, Fräulein Marie.
Pieper, Oberlehrer.
Pietsch, Ludwig, Professor.
Pietsch, Dr. P., Professor.
Pilger, Dr., Geh. Reg.- u. Schulrath.
Pincus, Frau Johanna.
Pinn, Georg, Rechtsanwalt.
Pitsch, Fräulein Charlotte.
Plessner, Landgerichtsrath.
Plessner, Dr., Sanitätsrath.
Pniower, Dr. phil. Otto.
Posner, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.
Preuss, Dr. R., Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek.
Prinz Heinrich-Gymnasium, Kgl.
Rading, F.
v. Radowitz, Frau Bertha, Generalleutnants-Wittwe, Exc.
Raehmel, Dr. jur. Wilhelm, Referendar.
Raschdau, Geh. Legationsrath.
Raschdau, Frau Geh. Legationsrath.
vom Rath, Fräulein Adi.
vom Rath, Adolf.
vom Rath, Frau Anna.
Rathenau, Stud. rer. techn., Kurt.
Reichau, Geh. Ober-Justizrath.

Berlin.

Reimann, Rud., Fabrikbesitzer.
Reissert, Dr. Arnold, Regierungsrath.
Reschke, Max, Schiffskapitän a. D.
Reschke, Oskar.
Reuleaux, Dr. Prof., Geh. Reg.-Rath.
v. Rheinbaben, Geh. Ober-Regierungsrath.
Rhenius, Dr. jur., Kaiserl. Reg. Rath.
Richter, Frau Professor.
v. Richthofen, Freifrau, geb. Mendelssohn-Bartholdy.
v. Richthofen, Freifrau, geb. Freiin v. Richthofen.
Riesenfeld, Hugo, Kaufmann.
Riesser, Frau Justizrath Dr.
Rodenberg, Dr. Julius, Professor.
Rödiger, Dr. Max, Professor.
Roethe, Fräulein Elisabeth.
Rohde, John, Director.
Rosenberger, Dr. Arthur, Rechtsanwalt.
Rothstein, Dr. Max, Privatdocent.
Rubensohn, Hermann.
Sachs, Hugo, Rechtsanwalt.
Saegert, Fräulein Anna.
Schaper, Fritz, Professor, Bildhauer.
Schaum, Frau Professor Clara.
v. Schelling, Dr., Staatsminister, Exc.
Schelske, Dr. R., Privatdocent.
Schiff, Alfred, Privatgelehrter.
Schiff, Frau Anna.
Schiff, Georg, Assessor.
Schleicher, Dr. Iwan.
Schlenther, Amtsgerichtsrath.
Schlesinger, Frau Alice.
Schlesinger, P., Gymnasiallehrer.
Schlesinger-Trier, Frau C.
Schlieper, Frau Helene.
v. Schlippenbach, Frau Gräfin.
Schmidt, Dr. Erich, Professor.
Schmidt, Dr. Max C. P., Professor, ordentl. Lehrer am Askanischen Gymnasium.
Schmidtlein, Dr. med. C., Arzt.
Schmieden, Kgl. Baurath.
Schmoller, Dr. Gustav, Professor.
Schneider, Dr. E.
Schöll, Robert, Geh. Legationsrath.
Schöne, Dr., Wirkl. Geheimer Ober-Regierungsrath, Generaldirector der Kgl. Museen.
Schönlank, Frau General-Consul William.

Berlin.

Schröder, Dr. Otto, Professor am Joachimthalschen Gymnasium.
Schroeder, Dr.
Schubart, Dr. Wilhelm, Directorial-Assistent bei den Kgl. Museen.
Schulhoff, Fräulein Else.
Schultzen- v. Asten, Frau Professor.
Schweitzer, Eugen, Kaufmann.
Schwieger, Dr. Paul, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium.
Seckt, Dr. Felix, Oberlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium.
Sello, Dr. F., Rechtsanwalt.
Seminar, Kgl., für Germanistische Philologie.
Siemenroth, Franz, Verlagsbuchhändler.
v. Siemens, C. H.
v. Siemens, Wilhelm.
v.Siemens, Frau Elly,geb.v.Siemens.
Silberstein, Dr. Max, Rechtsanwalt.
Simon, Dr. Hermann Veit, Rechtsanwalt.
Simrock, Fritz, Musikverleger.
v. Simson, Aug., Justizrath u. Notar.
v. Simson, Fräulein Elisabeth.
v. Simson, Fräulein Margarethe.
Sobernheim, Siegfried, Aeltester der Kaufmannschaft.
Spannagel-Karthaus, Frau Auguste.
Stechow, Dr., Generaloberarzt.
Stein, Philipp, Redacteur.
v. Steinau-Steinrück, Frau Dr. Martha.
Stengel, Dr. Paul, Oberlehrer am Joachimthalschen Gymnasium.
Stern, Dr. med. E.
Stern, Dr. med. Julius.
Stettenheim, Julius, Schriftsteller.
Stettiner, Frau Mathilde.
Strassmann, Dr. med. P., Privatdocent und Frauenarzt.
Strauss, Frau Hermine.
Studt, Dr., Staatsminister, Exc.
Stümcke, Chefredacteur.
van Tets van Goudriaan, Kgl. Niederl. Gesandter, Exc.
Thiem, Frau Therese, geb. Hollex.
Thoms, Dr. Hermann, Professor.
Thost, Dr. Robert, i. Firma Gebr. Bornträger, Verlags-Buchhandlung.
Tiktin, Dr. Paul.
Tobias, Dr. Ernst, Arzt.
Tobler, Dr. A., Professor.

Berlin.

Toeche, Dr. Theodor, Königlicher Hofbuchhändler.
Trippel, Frau Marie, verw. Baumeister, geb. Gutike.
Türk, Hugo, Rechtsanwalt.
Ullrich, Dr. phil. Richard, Oberlehrer am Humboldt-Gymnasium.
Universitätsbibliothek, Königliche
Vahlen, Dr., Professor, Geh. Regierungsrath.
Victoria-Lyceum.
Vierling, G., Professor.
Violet, Dr. Franz, Gymnasial-Oberlehrer.
Vogeler, Julius, Schuldirector.
Vogeler, Richard, Director einer höheren Mädchenschule.
Vollert, Ernst, Verlags-Buchhändler
Waetzoldt, Dr., Professor, Geh Reg.-Rath.
Wagner, Dr. A., Professor, Geh Regierungsrath.
Wagner, Dr. B. A., Professor.
Weber, Otto, Landgerichtsrath.
v. Wedel, Frau, Exc.
v. Wedel, Graf E., Kaiserl. Oberstallmeister, Exc.
Wehrenpfennig, Frau Geheimrath Emilie, geb. Kopp.
Weigert, Dr. Max, Stadtrath.
Weinhagen, Ernst.
Weinhold, Dr. Carl, Professor Geh. Regierungsrath.
Weissenfels, Dr. phil. Rich., Prof
Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller
Wellmann, Dr. E., Professor am Königstädtischen Gymnasium
Welti, Dr. Heinrich, Schriftsteller
Werner, Dr. R., Oberlehrer.
Wertheim, Albert, Rechtsanwalt
Wesendonck, Dr. Carl.
Wesendonck, Frau Mathilde.
Wessely, Dr. Hermann.
Wetzel, Johannes, Gymnasiallehrer
White, Andrew D., Amerik. Botschafter, Exc.
White, Mrs., Exc.
v. Wildenbruch, Dr. Ernst, Geh Legationsrath.
Wilmanns, Dr. A., Professor, Generaldirector der Kgl. Bibliothek
Wilmersdörffer, Rechtsanwalt.
Winkler, Siegfried, Director.
v. Wittich, Frau Luise.

Berlin.

Wolff, Frau Adelheid.
Wolff, Frau Geh. Mediz.-Rath, Prof. Anna.
Wolff, Charles.
Wolff, Hermann, Concertdirector.
Wolff, Dr., Oberstabsarzt.
Wolle, George, Fabrikbesitzer.
Wrede, Dr. jur. Richard, Schriftsteller.
Zimmermann, Dr. A., Legationsrath.
Zimmermann, Frau Legationsrath Elsbeth.

Bernburg.

Lehrerbibliothek des Herzogl. Karls-Gymnasiums.
Karls-Realgymnasium, Herzogl.

Beuthen O/L.

Kreyssig, Fräulein Marie, Lehrerin.

Bielefeld.

Loebell'sche Bibliothek.
Ransohoff, Dr. phil. Georg.

Blankenburg a/Harz.

Wellmer, Arnold, Schriftsteller.

Bochum i/Westf.

Broicher, Frau Elise, geb. Vischer.

Bogenhausen b/München.

Weigand, Wilhelm, Schriftsteller.

Schloss Börln bei Dahlen. (Sachsen.)

v. Zech-Burkersroda, Frau Gräfin, geb. v. Lüttichau.

Bonn.

Drescher, Dr. phil. Carl, Professor.
Franck, Dr. Joh., Professor.
Frank, Max, Landgerichtsrath.
Grafe, Dr., Professor.
Hüffer, Dr. Hermann, Professor, Geh. Justizrath.
Kayser, Dr. H., Professor.
Leo, Fräulein Therese.
Litzmann, Dr. B., Professor.
Loeschke, Dr. G., Professor.
Prym, Dr. Eugen, Professor.
Rosenmund, Dr. phil. Richard, Privatgelehrter.

Bonn.

Schultze, Dr. Fr., Prof., Director der med. Klinik, Geh. Medicinalrath.
Seminar, Kgl. germanistisches der Universität.
Stier-Somlo, Dr. Fritz, Gerichtsass. u. Privatdocent a. d. Univers.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Usener, Dr. Hermann, Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Walter, Oberpostdirector a. D., Geh. Ober-Postrath.
Wilmanns, Dr. W., Professor, Geh. Regierungs-Rath.
Zitelmann, Dr. Ernst, Professor.

Schloss Bothmer bei Klütz. (Mecklenburg-Schwerin.)

v. Bothmer, Frau Gräfin Bertha.

Brandenburg a/Havel.

Köpke, Fräulein Suse.
Ullrich, Dr. phil. Herm., Oberlehrer.

Braunschweig.

Aronheim, Dr. med. Felix.
Bergmann, Ernst, Gymnasial-Oberlehrer.
Bibliothek des Gymnasiums Martius-Katharineum.
Blasius, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Hofrath.
Flechsig, Dr. phil. Eduard.
Grundner, Dr. F., Kammerrath.
Helle, Carl.
Huch, Dr. jur. Richard, Rechtsanwalt und Notar.
Magnus, Karl, Bankier.
Magnus, Dr. Otto, Justizrath.
Westermann, Friedrich, Verlagsbuchhändler.
Wolff, Hermann, Commerzienrath.

Bremen.

Frese, Fräulein Anna.
Fritze, Dr. phil. Edmund, Professor.
Hackfeld, Frau M., geb. Pflüger.
Hartlaub, Fräulein Franziska.
Krug, E., Director der Deutschen Bank.
Matthaei, Kgl. Eisenbahnbau- und Betriebs-Inspector.
Oppenheim, Fritz, Kaufmann.
Pauli, Dr. jur., Senator, Bürgermeister.

Bremen.

Rassow, Dr., Geh. Oberschulrath.
Rassow, Gustav.
Stadtbibliothek.
Stettenheim, Dr. phil. Ludwig.

Bremerhaven.

Scholtz, Fräul. H., Schulvorsteherin.

Breslau.

Aust, Dr. Rudolf, Oberlehrer.
Bienko, Dr., Polizeipräsident.
Breslauer Dichterschule.
Cassirer, Ludwig.
Enslin, Dr. med. Fritz, Assistenzarzt.
Fielitz, Dr. W., Professor.
Franck, Fräulein A. H.
Friedenthal, Adolf, Kaufmann.
Germanistisches Seminar der Universität.
Gesellschaft der Freunde.
Goldstein, Cand. med. Kurt.
Haertel, Fräulein Emmy.
Henry, Felix, Architect.
Hensel, Frau Stadtgerichtsrath Selma.
Heyne, Alfred, Eisenbahn-Secretär.
Hirt, Dr. med. Ludwig, Professor.
Jänicke, Karl, Stadtrath.
Immerwahr, Leopold, Kaufmann.
Koch, Dr. Max, Professor.
Ladenburg, Frau Geheimrath, Professor M.
Lucée, C., Buchhändler.
Milch, Dr. phil. Louis, Professor.
Molinari, Frau Geheime Rath.
Neisser, Dr. med., Professor, Geh. Medicinalrath.
Nösselt, Dr. jur. Hermann, Versicherungs-Inspector.
Partsch, Dr. med. Carl, Professor.
Pinder, Frau Caroline.
Ponfick, Emil, Professor, Medicinalrath.
Richter, Dr., Professor.
Roesler, Frau Marie, geb. 'Skohr.
Simonson, Frau Oberlandesgerichtsrath Gertrud, geb. Mende.
Stadtbibliothek.
Trewendt & Graniers Buchhandlung (Alfred Preuss).
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Vogt, Dr. F., Professor.
Wendriner, Dr. phil. R.
Wolf, Dr. Julius, Professor.
Zimpel, Frau Professor Helene.

Büdesheim (Oberhessen).

v. Oriola, Frau Gräfin M.

Burgsteinfurt (Westfalen).

Eschmann, Dr. Gustav.

Calw (Württemberg).

Weizsäcker, Dr. phil. Paul, Directo des Reallyceums.

Cassel.

Förster, Fräul. Auguste, Lehrerir
Landesbibliotheck, Ständische.
Stölting, G., Consistorialrath.

Celle.

Echte, Oberlandesgerichtsrath.

Charlottenburg.

Belger, Dr. Chr., Professor.
Bergengrün, Frau Elisabeth, geb v. Dieckhoff.
Brandis, Dr. phil. K.
v. Bremen, Geh. Oberregier.-Rath
Cornicelius, Dr. phil. Max.
Daffis, Dr. E., Gerichtsassessor.
Fulda, Dr. L., Schriftsteller.
Goering, Dr. Robert, Chemiker.
Groebenschütz, Oberverwaltungsgerichtsrath.
Hildebrandt, Frau Louise, geb Gruson.
Hirschfeld, Dr. Otto, Professor.
Jablonski, Berthold.
Kehrbach, Dr. phil. Karl, Professoı
v. Keudell, Wirkl. Geh. Rath, Exc
Knöfler, Dr. Oscar.
Krähe, Stud. phil. Ludwig.
Krause, Frau Marie.
Kühlstein, Frau Ernst.
Lehrerbibliothek des Kaiserii Augusta-Gymnasiums.
Lessmann, Otto, Herausgeber de Allg. Deutschen Musik-Zeitung
Manasse, Julius, Kaufmann.
Meyer, Dr. Alfred Gotthold, Professor.
Mommsen, Dr. Theodor, Professoı
Morris, Dr. M., prakt. Arzt.
Neumann-Hofer, Otto, Director.
Poppenberg, Dr. phil. Felix, Schrift steller.
Scherer, Frau Geh. Reg. Rath Mari
Siemens, Frau Geh. Reg.-Rath.
v. Simson, Georg.

Charlottenburg.

Spielhagen, Friedrich, Schriftsteller.
Strehlke, Frau Director Marie.
Strützki, Ed., Kammergerichtsrath a. D., Geh. Justizrath.
Stücklen, Frau Margarete.
Thür, Fräulein Anna.
Weber, Dr. jur. M., Stadtrath von Berlin.
Wolff, Julius.
Zabel, Dr. Eugen, Redacteur der Nationalzeitung.
Zimmermann, Frau Generalmajor Johanna.

Chemnitz.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Kirchner, Dr. Carl, Professor, Oberlehrer.
Kühn, Dr. Bernhard, Landrichter.
Morell, Georg.
Stadtbibliothek.
Wächter, Dr. med. R., Hofrath.

Coblenz.

Deiters, Dr. Hermann, Geh. Reg.-Rath.
Mostert, Heinrich, Fabrikant.
Reinhard, Consistor.-Rath.
Spaeter, Frau Geh. Commerzienrath E.
Wahl, G., Realgymnasial-Oberlehrer.

Coburg.

Beck, Dr. Heinrich, Schulrath, Gymnasialdirector.
Kötschau, Dr., Director der Sammlungen auf der Veste Coburg.

Colmar i/Elsass.

Curtius, Dr., Kreisdirector.
Weber, Dr. Wolf, Ober-Landgerichtsrath.

Cöln a/Rhein.

Bürgers-Stein, Frau Geh. Justizrath J.
Curtius, Dr. Rud., Reg.-Assessor.
Deichmann, Carl Theodor.
Deichmann, Frau Otto.
Düntzer, Dr. Heinrich, Professor, Bibliothekar.
Herstatt, Arthur, Landgerichtsrath a. D.

Cöln a/Rhein.

Herstatt, Eduard.
Heuser, Frau Eugenie, geb. Nicolovius.
Heuser, F. Robert.
Heuser-Nicolovius, Frau Commerzienrath Robert.
Joest, Frau Geheimrath W.
Jungbluth, Dr. Rich., Gymnasial-Oberlehrer.
Meuser, Paul, Rechtsanwalt.
v. Mevissen, Fräulein Mathilde.
v. Mevissen, Frau Geheimrath Therese.
Peill, Wilh., Kaufmann.
Pfeifer-Schnitzler, Frau Paula.
vom Rath, Arthur.
vom Rath, Emil, Commerzienrath.
vom Rath, Frau Julius.
vom Rath, Frau Wilhelmine.
Schneider, Frau Professor Lina.
Schnitzler, Frau Geheimrath Clara.
Schnitzler, Dr. jur. Victor, Rechtsanwalt.
Schuch, Paul, Regierungsrath.
Schuch, Frau Paula, geb. Deichmann.
Stein, Frau Elise, geb. v. Mevissen.
Vorster, Julius, Fabrikbesitzer, Commerzienrath.
Wieruszowski, Alfred, Landgerichtsrath.
Wüllner, Dr. Franz, Professor, Kapellmeister.
Zanders, Frau Fabrikant.

Cöthen (Anhalt).

Friedrichs-Realschule, Herzogl.
Ludwigs-Gymnasium, Herzogl.
Schrader, Fräulein Else, Lehrerin.

Cottbus (Lausitz).

Reyersbach, Waldemar, Kaufmann.

Crefeld.

Peltzer, Dr. jur. Rudolf.

Cüstrin.

v. Wurmb, Frau E., geb. Gräfin v. Bothmer.

Dallau (Baden).

Führling, Frau Kreisrichter M.



Danzig.

Bibliothek des städtischen Gymnasiums,
Bischoff, Landgerichtsrath.
Dassé, Dr., Kaufmann.
v. Gossler, Dr., Staatsminister, Oberpräsident, Excellenz.
Löschins Bibliothek des Realgymnasiums zu St. Johann.
Stadtbibliothek.
Thun, Rechtsanwalt.

Darmstadt.

Bibliothek der Grossherzoglichen Technischen Hochschule.
Edward, Hugo, Hofrath.
Harnack, Dr. Otto, Professor.
Hepp, C.
Hofbibliothek, Grossherzogliche.
Literarischer Verein.
Merck, Dr. phil. C. E.
Merck, Dr. Louis, Geheimer Commerzienrath.
Rieger, Dr. Max.
Wulckow, Dr., Director.

Dessau.

Antoinettenschule, Herzogliche.
Extor, Pastor z. D.
Friedrichs-Gymnasium, Herzogl.
Meinert, Carl, Fabrikbesitzer.
Oechelhäuser, Dr., Geh. Commerzienrath.
v. Oechelhäuser, W., General-Director der Deutschen Continental-Gasgesellschaft.

Detmold.

Gymnasium Leopoldinum.
v. Meysenbug, Freiherr, Major a. D. und Kammerherr.

Deutsch-Wilmersdorf b/Berlin.

Coste, Dr. David, Professor, Gymnasialdirector.
Gymnasium.
v. Pritzbuer, Fr., Redacteur.

Döbern b/Forst.

Gülke, Frau Auguste, geb. Vulpius.

Dölitz b/Leipzig.

Dodel, Friedr. Wilh., Kaufmann.

Donaueschingen.

Hofbibliothek, Fürstlich Fürste[nberg]bergische.

Dortmund.

Gymnasial-Curatorium.
Nagel, Bernhard, Amtsgerichtsrat

Dresden.

Amen, Frau Dr.
Arndt, Jul. Max, Grosskaufman
Aulhorn, Stud. med. Ernst Rud
Aulhorn, Paul Rud., Fabrikbesitz
v. Biedermann, Freiherr Dr. W Geh.-Rath.
Bondi, Dr. Felix.
v. Boxberg-Zschorna, Frau Oswir geb. Keil.
Buff-Giessen, Hans, Kammersäng
Diestel, Dr., Professor.
Droste, Carlos, Musik-Schriftstell
Ehlermann, Dr. phil. Erich, Ve lagsbuchhändler.
v. Finck-Nöthnitz, Freiherr, Ka merherr.
Fleischhauer, Ernst, Theaterreferei
Förster, Dr. med. Fritz.
Förster, Dr. med. Richard, Hofrat
Gmeiner-Benndorf, Frau Comme zienrath Rosa.
Götze, Dr. Edmund, Professor bei Kadettencorps.
v. Haber, Baron R., Oberleutna a. D.
Hasper, Dr. Theodor, Professor
Hassel, Dr. Paul, Geh. Reg.-Ra Director des Hauptstaatsarchi
Heyl, Frau Anna, geb. Hübler.
Jaensch, Emil, Buchhändler (i. F v. Zahn & Jaensch).
Jensen, Paul, Kgl. Hofopernsäng
Jordan, Fräulein Doris.
Kayser-Langerhanns, Frau Sanitä rath Agnes.
Knoop, Wilhelm, Consul.
v. Könneritz, Fräulein Marie, Staa dame a. D.
Körner-Museum der Stadt Dresd
Krausse, Robert, Maler, Profess
Lehrs, Dr. Max, Professor, Dire d. Königl. Kupferstichcabine
Leopold, Dr., Professor, Geheim Medicinalrath.
Lewinger, Ernst, Oberregisseur
v. Lindenfels, G., Kgl. Oberförst

Dresden.

Lübbe, Frau Elly, geb. Eckert.
Lücke, Dr. Herm., Professor.
v. Malapert-Neufville, Freifrau M.C.
v. Mangoldt, Fräulein Helene.
Mannl, Johannes.
Meinert, Dr. med. E.
Meyer, Dr. Wolfgang Alexander, Hofrath, Kgl. Hofdramaturg.
Michaelsen, Heinrich, Rechtsanwalt.
Müller, Dr. Theodor, Landgerichtspräsident.
v. Nostitz-Drzewiecki, Hans Gottfried, Legationsrath im Königl. Ministerium.
Osborne, Stud. phil. Walter.
v. Overbeck, Fräulein Camilla.
Pechwell, Dr. jur. Alfred, Königl. Sächs. Ober-Kriegsgerichtsrath.
Posse, Dr. phil., Regierungsrath.
Prinzhorn, Realschuldirector.
Pusinelli, Dr. med., prakt. Arzt.
Rachel, Dr. Paul, Professor.
Rhode, Fräulein Helene.
Richelsen, Christel, Regisseur am Kgl. Hoftheater.
Ritterstädt, Dr., Geh. Finanzrath.
Sauer, Frau Dr.
Sauer, Julius, Kaufmann.
Schanze, Dr. jur. Oscar, Kaiserl. Reg.-Rath a. D.
Scheidemantel, K., Kammersänger.
Schnorr v. Carolsfeld, Dr. Franz, Professor, Kgl. Oberbibliothekar.
v. Scholten, Fräulein Grete.
v. Schultzendorff, W., Kammerherr.
Sendig, Rudolf, Hôtelbesitzer.
Stern, Dr. A., Professor.
Stürenburg, Dr. H., Professor, Rector der Kreuzschule.
Undeutsch, Max, Rechtsanwalt.
Vasmagides, Dr. jur. Kimon.
Vasmagides, Frau Sophie.
Villers, Dr. Alexander.
Vogel, Dr. Theodor, Professor, Geh. Schulrath.
Vollmöller, Dr. Karl, Professor.
Vorländer, H., Rentner.
v. Weber, Freiherr, Oberstleutnant z. D.
Wiecke, Paul, Königl. Hofschauspieler.
Wiesand, Dr. jur. Paul Alfred, Reichsgerichtsrath a. D.
Woermann, Dr. Karl, Prof., Director der Kgl. Gemäldegalerie.

Dresden.

Würzburger, Dr. Eugen, Director des städt. Statistischen Amtes.
v. Zahn, Robert, Buchhändler (i. Fa. v. Zahn & Jaensch).
Zschille, Frau Therese, geb. v. Einsiedel.

Droyssig b/Zeitz.

Bibliothek d. Königl. Erziehungs- u. Bildungsanstalten.

Duisburg a/Rh.

Feller, W., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Mauritz, Dr. jur. Julius.
Vijgen, Dr. jur. Max, Gerichts-Assessor.

Dulzen b/Preuss. Eylau.

Rosenow, Frau Johanna, geb. Fredenhagen, Rittergutsbesitzerin.

Dürkheim (Pfalz).

Chally, P., Kgl. Gymnasiallehrer.

Düsseldorf.

Böninger, Ferdinand, Fabrikbesitzer.
Clemen, Dr. Paul, Professor und Provinzialconservator.
Künstler-Verein »Malkasten«.
Menn, Fräulein Magdalena.

Eberstadt b/Darmstadt.

Hilsz, Karl, Kaufmann.

Eberswalde.

Klein, Dr. J., Gymnasialdirector.

Egern (Baiern).

zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Prinz Otto, Durchlaucht, Generalmajor und Flügel-Adjutant Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen.

Eisenach.

Apelt, Dr. phil. O., Professor, Gymnasialdirector.
Hossfeld, Dr. Carl, Gymnasiallehrer.
Kieser, Dr. theol. Hugo, Super-



Eisenach.

Kürschner, Joseph, Prof., Geh. Hofrath.
Michels-Schnitzler, Anna, Frau Kaufmann Julius.
Reinhardt, Dr. med. Ch., Arzt.
Schwabe, Fräulein Luise, Institutsvorsteherin.
Streck, Carl, Apotheker.

Eisenberg (Sachsen-Altenburg).

Gymnasial-Bibliothek.

Elberfeld.

Blank, Frau Alexander.
Böttinger, Dr. Henry P., Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Grafe, Frau Hermann.
Martens, Dr. Ludwig, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Simons, Walter, Commerzienrath.
Springmann, Ed., Fabrikant.
Weychardt, Conrad.
Zurhellen, Frau Justizrath.

Ellwangen.

Frik, G., Rechtsanwalt.

Emden.

Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.
Freytag, Dr. Hans, Oberlehrer am Königl. Wilhelms-Gymnasium.

Emmendingen.

Feldbausch, Dr. Otto, Arzt an der Irrenanstalt.

Erdeborn (Rittergut) b/Oberröblingen a/See.

Marckwald, Fräulein Marie.

Erdmannsdorf (Sachsen).

Matzdorff, Dr. Hans, prakt. Arzt.

Erfurt.

Barth, M., Regierungs-Rath.
v. Dewitz, Kurt, Regierungspräsident.
v. Dewitz, Frau Regierungspräsident Lina.
Grunwald, Max, Chefredacteur.
Gymnasium, Königl.

Erfurt.

Heinzelmann, Dr. Wilhelm., Pro am Kgl. Gymnasium.
Lorenz, Dr. phil. Theodor.
Lucius, Ferd., Geh. Commerzienratl
Realgymnasium, Königl.
Stürcke, Hermann, Geh. Commerzienrath.
Wilson, Karl, Landgerichtsrath.

Erlangen.

Rosenthal, Dr. J., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königlich
Vogel, Frau Professor Dr. W.

Essen a/Ruhr.

Becher, Frau Präsident.
Krupp, Fried. (Krupp'sche Bücherhalle).

Finsterwalde i/Neumark.

Rhode, Fräulein Anna.

Flensburg.

Crespel A., Rechtsanwalt.
Graef, Dr. phil. Fritz, Oberlehre
Pindter, Dr. jur. Ludwig, Kriegsgerichtsrath.

Flonheim (Rheinhessen).

Knell, Dr. Karl, prakt. Arzt.

Forst i/L.

Köhn, Dr. phil. Karl, Oberlehrer

Frankenthal (Rheinpfalz).

Baum, W., Landgerichts-Präsiden
Mündler, Albert, Landgerichtsratl

Frankfurt a/M.

Stadt Frankfurt a/M.
Abendroth, Moritz, Buch- un Kunsthändler.
Albert, Frau Elisabeth.
Auerbach, Fritz.
Baer, Simon Leopold, Buchhändle
Baerwald, Dr. Hermann, Realschu Director.
de Bary, Dr. med. Joh. Jacol Sanitätsrath.
Beil, Dr. med. W.
Beit, Frau Eduard.
Benkard, Dr. jur. E., Justizrath.
Berghoeffer, Dr., Bibliothekar de Freiherrl. Carl von Rothschild schen öffentlichen Bibliothek.

Frankfurt a/M.

v. Bethmann, Freiherr Simon Moritz.
Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts.
Bibliothek der Polytechnischen Gesellschaft.
Bibliothek, Freiherrl. Carl v. Rothschildsche öffentliche.
Binswanger, Rudolf, Kaufmann.
Braunfels, Otto.
v. Brüning, Frau Dr. Clara.
Bürgerverein.
Burghold, Dr. Julius, Rechtsanwalt.
Cahn-Blumenthal, Hch., Kaufmann.
Detloff, Adolf, Buchhändler.
Dondorf, Bernhard, Rentier.
Donner-v. Richter, Otto, Historienmaler.
Dotter, Fräulein Doris.
Dreyfus, Georges.
Ebler, Frau Rosa.
Eckhard, Frau Dr., Oberlandesgerichtsrath-Wwe.
Ehlers, Dr. R., Consistorialrath.
Ellissen, August.
Emden, Heinrich.
Flersheim, Robert.
Frankfurter Zeitung (Redaction).
Friedländer, Dr. Adolph, Gerichts-Assessor.
Fries, Jacob, Ingenieur u. Fabrikant.
Geiger, Dr. Berthold, Rechtsanwalt, Justizrath.
Goldschmidt, Dr. jur. Hermann.
Goldschmidt, Marcus Moritz, Bankier.
Grisebach, Erich, Landrichter.
Günther, Ferdinand, Kunsthändler.
Hammeran, Dr. phil. A.
Hanau, Heinrich A.
Hartmann-Kempf, Eugen, Ingenieur.
Hellfeld, Frau Lina.
Hering, Dr. Robert Eugen.
Herxheimer, Dr. med. S., prakt. Arzt, Sanitätsrath.
Heuer, Dr. Otto, Professor, Generalsecretär des Freien Deutschen Hochstifts.
Hoffmann, Frau Dr. Therese, Geh. Sanitätsraths-Wwe.
Jung, Dr. phil. Rudolf, Stadtarchivar.
Kahn, Bernhard, Bankier.
Kahn, Julius.
Keyl, Georg Albert.
Koch, Frau Anna Louise, geb. v. St. George.

Frankfurt a/M.

Küchler, Eduard.
Küchler-Genth, Frau.
Küchler, Fräulein Sofie.
Levy, Felix, Director.
Liebmann, Dr., Rechtsanwalt.
Lucius, Dr. Eugen.
Marsson, Dr. jur. Rich., Amtsgerichtsrath.
May, Eduard Gustav.
Mayerfeld, Anton, Kaufmann.
Meister, Frau C. F. Wilhelm.
Melber, Walter Wolfgang.
Merian-Genast, Dr. Hans, Oberlehrer am Goethe-Gymnasium.
Merton, W., Kaufmann.
v. Mumm, P. Hermann.
Neher, Ludwig, Architect.
Neumann, Dr. jur. Paul, Rechtsanwalt.
Ochs, Richard, Kaufmann.
Osterrieth, Alexander, Kaufmann.
Osterrieth, Eduard.
Osterrieth-Laurin, August.
Oswalt, Frau Wwe. Brandine, Verlagsbuchhändlerin.
Oswalt, Dr. jur. H., Rechtsanwalt, Justizrath.
Peschel, Frau Prof. Dr., geb. Kamp.
Pfeiffer, C. W.
Phillippi, Fräulein Helene.
Pinner, Dr. Oscar, Arzt.
Posen, Sidney.
Quincke, Wolfgang, Schauspielregisseur der verein. Stadttheater.
vom Rath, Walter.
Rebner, Adolf, Violinist.
Reinhardt Dr. phil. Carl, Director des Goethe-Gymnasiums.
Reitz & Köhler, Buchhandlung.
Rosenmeyer, Dr. med. Ludwig.
Rumpf, Karl, Bildhauer.
Sanct-Goar, Ludolph.
Schacko, Fräulein Hedwig, Opernsängerin.
Scharff-Fellner, Julius, Kaufmann.
Schmidt-Metzler, Dr. Moritz, Geh. Sanitätsrath.
Scholderer, Dr. Emil, Director.
Scholz, Dr. Bernhard, Professor.
Schott, Sigmund.
Schulz-Euler, Frau Sophie.
Siebert, Dr. jur. Jacob, Justizrath.
Sommer, Frau Landgerichtsrath Dr. S.
Sondheim, Moritz, Buchhändler.

Frankfurt a/M.

Speyer, Georg, Bankier.
Stern, Dr. jur. Hans, Referendar.
Stern, Frau Theodor.
Stiebel, Dr. med. Fritz.
Strasburger, Paul, Bankier.
Textor, C. W.
Trommershausen, Dr. E., Oberlehrer am Gymnasium.
Valentin, Frau Professor.
Varrentrapp, Dr. A., Bürgermeister.
Vohsen, Dr. med. Carl.
Völcker, Georg, Buchhändler.
Welb-Ritter, Frau Architect.
Werner, Julius.
Wohl, Jacques.
Wurzmann, Dr. Leo, Rechtsanwalt.
Ziegler, Frau, geb. Pfaff.

Frankfurt a/O.

Bachmann, Dr. Prof., Oberlehrer am Königl. Friedrichs-Gymnas.
Hoffmann, Paul, Lehrer.
Klaerich, Rechtsanwalt.
Kühn-Schuhmann, Frau Antonie.
Scheller, Fräulein Emilie.

Freiberg i/S.

Heisterbergk, Ulrich, Justizrath.
Leber, Engelbert, Bergakademiker.

Freiburg i/Br.

Cohn, Dr. phil. Jonas, Privatdocent.
Cornelius, Dr. phil. Carl, Privatdocent.
Gräf, Dr. phil. Hans Gerhard, Bibliothekar.
Hasse, Frau Magdalena.
Heyfelder, Dr. phil. Victor.
Höcker, Heinrich, Professor.
Jaenisch, C., Geh. Reg.-Rath.
Kluge, Dr. F., Professor.
Manz, Dr. med. Otto, Privatdocent.
Mettler, Eugen, Fabrikant u. Kaufmann.
Rümelin, Dr., Professor.
v. Simson, Dr. B., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Grossherzogliche.

Freiburg i/Schlesien.

Realschule.

Freienwalde a/Oder.

Quedefeld, Dr. G., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.

Freistett b/Kehl. (Baden.)

Christlieb, Dr. phil. Max, Pfarr

Friedberg (Hessen).

Trapp, Carl, Commerzienrath.

Friedenau b/Berlin.

v. Biedermann, Freiherr B. V Major und Bataillons-Comma deur.
Crampe, Stud. med. R.
Düsel, Dr. Friedrich, Redacteur Westermannschen Monatshef
Marwitz, Dr. Bruno, Rechtsanwa
Müller, Adolf, Referendar.
Paetow, Dr. phil. Walter, Schri steller.
Raabe, Dr. phil.
Roenneberg, Frau Melida, Sch vorsteherin.
Steig, Dr. Reinhold, Gymnasi Oberlehrer, Professor.

Friedrichstein b/Löwenhage (O.-Pr.).

Doenhoff, Graf August, Wi Geh.-Rath.

Fürstenau (Hannover).

Graef, Frau Dr.

Fulda.

Landesbibliothek, Ständische.

Fürth i/Bayern.

Besels, Heinrich, Kaufmann.

Adl. Gaussen b/Memel (O.-P

Friede, Fräulein Lucie.

Georgengarten b/Dessau.

v. Ditfurth, Fräulein Else, Hofda I. K. H. der Landgräfin v. Hess

Gera (Reuss j. L.).

Büttner, Dr. jur. Gustav, Rec anwalt.
Golle, Rügold, Kaufmann.
Gymnasial- und Landesbibliot Fürstliche.
v. Meysenbug, Freiherr, O Hofmarschall, Excellenz.

Gera (Reuss j. L.).
Müller, Rudolf, Justizrath, Rechtsanwalt und Notar.
Schlotter, Dr. jur. Alfred, Rechtsanwalt und Notar.
Schrader, Dr. med., Augenarzt.

Gernsbach i/B.
Funck, Heinrich, Professor.

Giessen.
Behaghel, Dr. Otto, Professor.
Bock, Alfred, Schriftsteller.
Collin, Dr. J., Privatdocent.
Gaffky, Dr., Professor, Geh. Med.-Rath.
Höhlbaum, Dr., Professor.
Jung, Dr. Erich, Privatdocent.
Kinkel, Dr. Walter, Privatdocent.
Löhlein, Dr. med. Hermann, Professor, Geh. Med.-Rath.
Oncken, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Hofrath.
Schmidt, Dr. jur. Arthur Benno, Professor.
Siebeck, Dr. H., Professor.
Strack, Dr. Adolf, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.
v. Wagner, Dr. F., Professor.
Wetz, Dr. Wilhelm, Professor.

Bergisch-Gladbach.
Zanders, Frau Maria.

M.-Gladbach.
Quack, Wm., Commerzienrath.

Glogau i/Schl.
Diehl, Dr. phil. Ernst.

Glückstadt.
Gymnasium, Königliches.

Godesberg b/Bonn.
Hoesch, Frau Lucy.
Hoesch-Pfeifer, Frau G.

Godesberg-Plittersdorf b/Bonn.
Dernen, Hermann, Director.

Göppingen.
Gutmann, Frau Fabrikant Bernhard.

Görlitz.
Drevin, Helmuth, Apotheker.
Rörig, A., Kgl.Eisenbahn-Verkehrs-Inspector a. D.

Gotha.
Bibliothek des Gymnasium Ernestinum.
Bibliothek, Herzogliche.
v. Ebart, Freiherr P., Kammerherr.
Fleischmann, Julius.
Hentig, Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister, Exc.
Liebenam, Dr. W., Professor.
Purgold, Dr. K., Geh. Reg.-Rath, Director des Herzogl. Museums.
Rohrbach, Dr. phil. Carl E. M., Gymnasiallehrer.
Schwarz, Dr. med., Sanitätsrath.

Göttingen.
Coehn, Dr. phil. Alfred, Privatdocent.
Dilthey, Dr. Karl, Professor.
Droysen, Dr. med. Felix, Professor und prakt. Arzt.
Ehlers, Dr., Professor.
Frensdorff, Dr. F., Professor, Geh. Justizrath.
Haynel, Dr. phil., Woldemar.
Hentze, Dr. Kr., Professor.
Kaibel, Dr. G., Professor.
Lehmann, Max, Professor.
Leo, Dr. F., Professor.
Lexis, Dr., Professor.
Manheimer, Stud. phil. Victor.
Meyer, Dr. Leo, Professor, Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrath.
Röthe, Dr., Professor.
Schlote, Fräulein Helene, Lehrerin.
Schulze, Dr. W., Professor.
Seminar, Königliches, für deutsche Philologie.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Wentzel, Dr. phil. Georg, Privatdocent.

Greifenstein ob/Bonnland.
v. Gleichen-Russwurm, Freiherr Alexander, Kgl. bayr. Kammerherr.

Greifswald.
Berg, Dr. phil. Otto.
Bibliothek des germanistischen Seminars.

Greifswald.

Reifferscheid, Dr. A., Professor, Geh. Rath.
Rewoldt, Dr., Rechtsanwalt u. Notar
Siebs, Dr. Th., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Greiz.

Stier, Paul, Geh. Reg.-Rath.

Grimma b/Leipzig.

Fürsten- und Landesschule.
Schroeder, Max, Commerzienrath.

Gross-Cammin.

zu Stolberg-Wernigerode, Gräfin Udo, Exc.

Grosskarben (Hessen).

v. Leonhardi, Freiherr Moritz, Gutsbesitzer.

Gross-Lichterfelde b/Berlin.

Booth, Fräulein Esther.
Delbrück, Heinr., Geh. Reg.-Rath.
v. Hopfen, Dr. Hans, Schriftsteller.
Jaffé, Rechtsanwalt und Notar.
Kekulé von Stradonitz, Dr. jur. utr. et phil. Stephan, Fürstl. Schaumburg-Lippescher Kammerherr.
Müller, Paul, Gymnasialoberlehrer.
Quincke, Walter, Kaufmann.
Rudorff, Ernst, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik.
Schubert, Dr. phil. Joh.
Sommerfeld, Otto, Fabrikbesitzer.

Grüngräbchen, Post Schwepnitz (Sachsen).

Seidel, Rudolf, Rittergutsbes.

Grunewald b/Berlin.

Barnstorff, Frau Wwe. D.
Böckh, Dr. R., Professor, Geh. Rath.
Danneel, Geh. Admiralitätsrath.
Danneel, Frau Margarethe.
Grandke, Wirkl. Geh. Ober-Finanzrath.
Mauthner, Fritz, Schriftsteller.
Voss, Dr. Georg, Professor.

Guben.

Hoemann, Rechtsanwalt u. Notar, Justizrath.
Mende, Albert, Landrichter.

Gumbinnen (Ostpr.).

Bibliothek des Kgl. Gymnasium
Moldaenke, Gymnasiallehrer, Professor.

Hagenau i/Elsass.

Brodrück, Georg, Major.

Haggn (Schloss) b/Bogen a/Donau

v. Schrenck-Notzing, Freiherr Leopold, Kgl. bayr. Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer.

Hainholz (vor Hannover).

Seligmann, Sigmund, Fabrikbesitzer

Halberstadt.

Zimmer, Frau Rittmeister.

Halensee b/Berlin.

Servaes, Dr. phil. Franz.
v. Zahn, Gustav.

Halle a/S.

Belling, Frau Oberlehrer Dr. Mari
Berent, Fräulein Selma.
Bertram, Frau Constanze, Oberbürgermeisterswittwe.
Bethke, L., Bankier.
Bibliothek des Stadtgymnasiums
Burdach, Dr. Konrad, Professor
Erdmann, Dr. Hugo, Professor.
Fränkel, Dr. Carl, Professor.
Friedberg, Dr. R., Professor.
Fries, Dr., Professor, Director d Franke'schen Stiftung.
v. Fritsch, Dr. K., Professor, Ge Reg.-Rath.
Genzmer, Dr. A., Professor.
Goeschen, Assessor.
Gosche, Fräulein Agnes.
Grenacher, Dr. H., Professor.
Gründig, A., Administrator d Buchdruckerei d. Waisenhause
Harnack, Dr. Erich, Professor.
Haym, Dr. R., Professor.
Hessler, Dr. H., Privatdocent.
Hiller, Frau Professor Dr. E.
Kohlschütter, Dr. E., Professor.
Kühn, Dr. J., Geh. Regierungsrat
Lehmann, Heinrich, Bankier.
Leser, Dr. Edmund, Privatdocer
v. Lippmann, Dr. Edmund, Directo der Zuckerraffinerie.

Halle a/S.

Lothholz, Dr., Professor, Gymnasialdirector a. D.
Mekus, Dr., Arzt.
Niemeyer, Fräulein Marianne.
Niemeyer, Dr. Max, Verlagsbuchhändler.
Pott, Dr. jur. R., Professor.
Rachfahl, Dr. Felix, Professor.
Rausch, Dr. Alfred, Gymnasialdirector.
Robert, Dr. Karl, Professor.
Ross, Frau Professor Emma, geb. Schwetschke.
Saran, Dr. phil. Franz.
Schmeitzer, Geh. Ober-Finanzrath.
Schulze, August, Director der Zuckerraffinerie.
Schwarz, Dr. E., Professor.
Strauch, Dr. Philipp, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vaihinger, Dr. H., Universitäts-Professor.
v. Voss, Frau Geh.-Rath.
Wagner, Dr. Albrecht, Professor.

Hamburg.

Arndt, Oskar (i/Fa. Arndt & Cohn).
Barth, Richard, Professor.
Behn, Dr. jur. Hermann.
Behrmann, Dr. theol. G., Hauptpastor.
v. Berenberg-Gossler, John, Bankier.
Bertheau, Dr. theol. Carl, Pastor.
Brackenhoeft, Dr. jur. E., Rechtsanwalt.
Daffis, Alfred Th., Ingenieur.
v. Dehn, Dr. jur. Adolf Axel.
Duncker, Richard.
Ehlers, Frau Emilie, Oberin im St. Georg Schmilinski-Stift.
Elkan, Ed. Ferdinand.
Erdmann, Dr. H., Oberlehrer.
Fertsch, F. (i/F. Fertsch & Laeisz).
Gerstenberg, Dr. phil. Heinr., Oberlehrer.
Gloede, Dr. phil. Hermann.
Goldschmidt, Dr. phil. Adolf.
Gräfe, Lucas, Buchhändler.
Groothoff, H., Architect.
Groth, G. J. Th., Kreisgerichtsrath.
Gruner, Dr. Th. W.
Güssefeld, Dr.
Hahn, Emil.
Hartmann, Dr. jur. K., Rechtsanwalt.
Hertz, Dr. G., Senator.

Hamburg.

Heylbut, Dr. phil. G.
Hinrichsen, Sigmund, stellv. Vorsitzender der Handelskammer.
Hottenroth, Hans, General-Agent.
Iklé, Fräulein Elsa.
Johler, A. B. Gustav (i/Fa. Mühlmeister & Johler).
Kiehn, Heinrich.
Koehne, Ernst, Kaufmann.
Köster, Paul, Kaufmann.
Kreusler, Fräulein L.
Lappenberg, Dr. Joh., Rechtsanwalt.
Lehmann, Frau Dr. Emil.
Levy, Dr. H. B.
Lewandowsky, A.
Lippert, Dr. jur. Ludwig J., Kaufm.
Lorenz, Dr. phil. Karl, Oberlehrer an der Oberrealschule.
Marcus, Frau Adele.
May, Anton.
Meissner, jun., Otto, Buchhändler.
v. Melle, Dr. Werner, Syndicus des Senats.
Metz, Adolf, Lic. theol., Professor am Johanneum.
Mönckeberg, Dr. Rudolf.
Newman, Fräulein Julie.
Oehrens, Dr. med. Wilhelm.
v. Oeynhausen, Frau Gräfin S.
Oppenheim, Emil.
Oppenheim, Frau Marie.
Paul, Albert, Schauspieler am Thalia-Theater.
Petersen, Rudolf, Director.
Pflüger, Dr. M.
Polack, Dr. phil. Alfred.
Rebattu, Dr. Albert, Pastor zu St. Gertrud.
Redlich, Dr. C., Director der höheren Bürgerschule.
Rosenhagen, Dr. phil. Gustav, Oberlehrer.
Rudolph, G. A., Buchhändler.
Ruperti, Joh., Kaufmann.
Sasse, Wilhelm.
Sauerlandt, Stud. phil. Max.
Scharlach, Dr. jur., Advokat.
Schemmann, K. U., Senator.
Schiff, Fräulein Jenny.
Schroeder, Dr., Senator.
Schwabach, Frau Reg.-Rath Henriette.
Sieveking, Dr. med. Wilhelm.
Söhle, Dr. jur. Martin.
Sokolowsky, Dr. phil. [illegible]

Hamburg.

Sporri, Dr. H., ev. Prediger.
Stadtbibliothek.
Stemann, Dr., Landgerichtsdirector.
Suse, Dr. Theodor.
Thöl, Dr., Oberlandesgerichtsrath.
Tietgens, Hermann, Kaufmann.
Warburg, Aby S.
Westphal, Dr. Ed., Rechtsanwalt.
Wohlwill, Dr. Adolf, Professor.
Wolffson, Dr. Albert.

Hamm i/Westf.

Hanow, Oberlandesgerichs-Senats-Präsident.
Litten, Dr., Oberlandesgerichtsrath.

Hanau.

Hosse, Georg.
Zimmermann, Frau Emma.

Hannover.

Berding, Stud. phil. Friedrich.
Breul, Dr. Ludolf, Arzt.
Ewert, Dr. Max, Oberlehrer.
v. Goldbeck, Präsident.
Graetzel v. Graetz, Dr. P., Oberlehrer.
Heine, Paul.
Hüncke, Herm., Kaufmann.
Hüpeden, Fräulein Minna.
Juncken, Frau Johanna, geb. Maudt.
Schaefer, H., Professor, Gymnasial-Director.
Schläger, Dr. med. Hermann.
Schmorl u. v. Seefeld Nachf., Buchhändler.
Spiegelberg, Frau Elsbeth, geb. Frank.

Hattenheim i/Rheingau.

Wilhelmy, A., Obergerichts-Procurator.

Heidelberg.

Abbott, Frau Dr.
v. Bernus, Freiherr.
Braune, Dr. W., Professor.
Buhl, Dr. H., Professor.
Erb, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Rath.
Erdmannsdörffer, Frau Geh. Hofrath.
Fischer, Dr. Kuno, Professor, Wirkl. Geh. Rath, Exc.

Heidelberg.

Fraenkel, Stud. phil. Fritz.
Fürst, Dr., Rechtsanwalt.
Gegenbauer, Dr. Karl, Profess[illegible] Geh. Rath.
Germanisch-Romanisches Semin[illegible] an der Universität.
Gernand, Dr. phil. Carl, Profess[illegible]
Groos, Karl, Buchhändler.
Hausrath, Dr. Adolf, Profess[illegible] Kirchenrath.
Hoffmeister, H., Lederfabrikant.
Jannasch, Dr. Paul, Professor.
Kahn, Dr. Franz, Amtsrichter a. [illegible]
Knaps, Fräulein Anna.
Koehler, Dr. Karl, Professor.
v. Lilienthal, Dr. Carl, Profess[illegible]
Meinhold, Fräul. Elfrida.
Meyer, Frau Geh. Rath Georg.
Petters, Otto, Buchhändler.
Schöll, Dr. F., Professor.
Schwinger, Dr. phil. Richard.
Thode, Dr. Henry, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Grossh[illegible] zoglich Badische.
v. Waldberg, Freiherr, Dr. Ma[illegible] Professor.
Wunderlich, Dr. H., Professor.

Heidenheim.

Meebold, Frau Geheime Ra[illegible] Natalie, geb. Guyet.
Meebold, Fräulein Ulla.

Heilbronn.

Harmonie-Gesellschaft.
Sigmund, Gottlob, Kaufmann.

Heinrichau b/Breslau.

Eberhardt, Julius, Generaldirect[illegible]
Gottwald, Lic. theol., Superinte[illegible] dent und Schlossprediger.

Heinrichsdorf b/Wilhelmsfeld[illegible] (Reg.-Bez. Stettin).

Lenke, Fräulein Jenny.

Helmstedt.

Quasthoff, Ernst, Bergwerksdire[illegible]

Hildburghausen.

Gymnasium Georgianum, Herzo[illegible] liches.
v. Petrovics, Paia.

Hildesheim (Hannover).

Glasewald, Kgl. Ober-Reg.-Rath.
Gymnasium Andreanum, Königl.
v. Philipsborn, Ernst, Regierungs-Präsident.

Hoerde (Westf.).

Vohwinkel, Dr. med. Karl, prakt. Arzt.

Hof i/B.

Putz, Gottfried, Pfarrer.

Hofgeismar b/Cassel.

v. Ulrich, Frau Ilse.

Hohenfichte (Sachsen).

Hauschild, Max E., Geheimer Commerzienrath.

Hohen-Pähl, Schloss b/Wilzhofen (Oberbayern).

Czermak, Ernst, Gutsbesitzer.

Husum (Schleswig-Holstein).

Tönnies, Fräulein Elisabeth.

Jena.

Binswanger, Dr., Professor, Hofrath.
Boeckh, Oberstleutnant a. D.
v. Brüger, Dr., Oberlandesgerichts-Präs., Wirkl. Geh.-Rath, Exc.
Buchholz, Frau Malvina, geb. v. Knebel.
Delbrück, Dr. B., Professor.
Dinger, Dr. Hugo, Privatdocent.
Duden, Dr. Paul, Professor.
Eggeling, Dr. H., Geh. Staatsrath, Curator der Universität.
Eichhorn, Dr. med. Gustav, prakt. Arzt.
Eucken, Dr. R., Professor, Geh. Hofrath.
Fischer, Dr. G., Verlagsbuchhändler.
Fürbringer, Dr. M., Professor, Geh. Hofrath.
Genthe, Theodor, Lehrer.
Gleistein, Frau Rentner.
Götz, Dr., Professor, Geh. Hofrath.
Gutzmer, Dr. A., Professor.
Haeckel, Dr. Ernst, Professor.
Jobst, Major a. D.
Kniep, Dr., Professor.
Knorr, Dr. L., Professor.
Leitzmann, Dr. Albert, Professor.

Jena.

Liebmann, Dr. Otto, Professor, Geh. Hofrath.
Lorenz, Dr. O., Professor, Geh. Hofrath.
Ludewig, Fräulein Antonie, Vorsteherin der höheren Mädchenschule.
Michels, Dr. Victor, Professor.
Noack, Dr. Ferdinand, Professor.
Passow, Frau Professor.
Rein, Dr. Wilhelm, Professor.
Richter, Dr. G., Gymnasialdirector, Geh. Hofrath.
Rosenthal, Dr. Eduard, Professor.
Scheer, Oberstleutnant a. D.
Scheler, Dr. Max, Privatdocent.
Schlösser, Dr. Rudolf, Professor.
Settegast, Dr. Henry, Professor, Director des landwirthschaftl. Instituts.
Siefert, Dr., Gymnasiallehrer.
Singer, Oberbürgermeister.
Stoy, Dr. Heinrich, Privatdcoent.
Stoy, Dr. Stephan, Privatdocent.
Türck, Dr. phil. Hermann.
Universitäts-Bibliothek.
Unrein, Dr. Otto, Gymnasiallehrer.
Urban, Arno, Rittergutsbesitzer.
v. Vogel-Fromannshausen, Frau Anna, k. k. Regierungsraths- u. o. ö. Professors-Wittwe.
Vogt, Aug., Landkammerrath.
Volkmann, Dr. D., Geh. Reg.-Rath, Professor.
Walther, Dr. phil. Johannes, Professor.
Wilhelm, Dr. Eugen, Professor.

Illenau b/Achern.

Schüle, Dr. H., Geh. Hofrath.

Ilmenau.

»Gemeinde Gabelbach«, Gesellschaft.

Ilsenburg (Harz).

zu Stolberg-Wernigerode, Prinzessin Marie, Durchl.

Insterburg.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Kalau vom Hofe, Oberlehrer.

Isselburg b/Wesel.

Nering-Bögel, G., Kgl. Commerzienrath.

Kappeln (Schleswig-Holstein).

Thomsen jun., Dr. med. Julius, prakt. Arzt.

Karlsruhe i/B.

Arnsperger, Dr. phil. Walther.
Bernays, Ulrich.
Bielefeld, Jos., Verlagsbuchhändler, K. K. öster.-ungar. Consul.
Boeckh, Stadtrath.
Bürklin, Dr. jur. Albert, General-Intendant d. Grossherzogl. Hoftheaters.
v. Chelius, Rich., Geh. Kabinetsrath, Kammerherr.
v. Edelsheim, Freiherr, Grossh. bad. Obersthofmeister, Exc.
v. Eisendecher, Frau, geb. Freiin v. Eickstedt, Exc.
Eller, Dr. Carl, Oberlandesgerichtsrath.
Ettlinger, Fräulein Anna.
Ettlinger, Dr. Emil.
von und zu Gemmingen, Freiherr, Oberstkammerherr, Exc.
Göller, L., Geh. Ober-Finanzrath.
Hauser, Joseph, Grossh. badischer Kammersänger.
Heinsheimer, Frau Oberlandesgerichtsrath.
Hof- und Landesbibliothek, Grossh.
Kilian, Dr. Eugen, Regisseur am Hoftheater.
Liebermann, Gustav (i/Fa. A. Bielefelds Hofbuchhandlung).
Mainzer, Fräulein Helene.
Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts.
Mottl, Felix, Generalmusikdirector.
v. Oechelhäuser, Dr. A., Professor am Polytechnikum.
Ordenstein, Heinrich, Director des Conservatoriums für Musik.
Roffhack, Dr. jur., Geh. Reg.-Rath.
Schnorr von Carolsfeld, Frau Malvina, königl. bayr. Kammersängerin.
Seubert, Emil, Geh. Rath, Ministerialdirector.
Weltzien, Alexander.
Wendt, Dr. Gustav, Geh. Hofrath.

Kaukehmen (Ostpreussen).

Meyerowitz, Max, Amtsrichter.

Kennenburg b/Esslingen a. Neckar.

Landerer, Dr. med. Paul, Hofrath, Director der Heilanstalt.

Kerpen b/Cöln.

Wenzel, Amtsrichter.

Kessenich.

Tille, Dr. Alexander.

Kiel.

Deussen, Dr. Paul, Professor.
Gering, Dr. H., Professor.
Kauffmann, Dr. Fr., Professor.
Kirchhoff, Frau Admiral.
Mühlau, Dr. F., Professor.
von Müller, Hans.
Niepa, Alexander, Chefredacteur.
Rogge, Frau Clara, geb. Plantier.
Scheppig, Dr. phil. Richard, Professor, Oberlehrer.
Schlossmann, Dr., Professor.
Schöne, Dr. Alfred, Professor, Geh. Rath.
Siemerling, Dr. E., Professor.
Stange, H., Professor.
Toeche, Paul, Hofbuchhändler.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Wolff, Dr. Eugen, Professor.

Klein-Eichholz, Post Prieros (Mark).

Meyer, Lothar, Rittergutsbesitzer.

Klein-Oels b/Ohlau i/Schlesien.

Yorck v. Wartenburg, Graf Hans.
Yorck v. Wartenburg, Graf Heinrich.

Koberwitz (Kr. Breslau).

vom Rath, Carl, Geh. Commerzienrath.

Kohlhöhe b/Gutschdorf (Schles.).

v. Richthofen-Damsdorf, Freiherr, Ober-Reg.-Rath.

Königsberg i/Pr.

Alscher, Dr. Walter, Rechtsanwalt.
Baumgart, Dr. Hermann, Professor.
Bibliothek der städtischen Realschule.

Königsberg i/Pr.

Bibliothek des Altstädtischen Gymnasiums.
Bibliothek des KneiphöfischenGymnasiums.
Bibliothek des Königl. Friedrichs-Collegiums.
Bibliothek der Kgl. Oberrealschule auf der Burg.
Bibliothek des städtischen Realgymnasiums.
Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasiums.
Brode, Max, Professor, Dirigent der Kgl. Sinfonie-Konzerte.
Frohmann, Dr. med. Julius, prakt. Arzt.
Gerber, Dr. med. P. H., Privatdocent.
Goldberg, Julius, Bankier, General-Consul.
Gruenhagen, Dr., Professor, Geheimrath.
Güterbock, Dr. jur., Professor, Geheimrath.
Gyssling, Robert, Rechtsanwalt.
Jacoby, Albert, Fabrikbesitzer.
Jacoby, Frau Sophie.
Kammer, Dr., Professor, Ober-Reg.-Rath, Prov.-Schulrath.
Kochendörffer, Dr. Karl, Oberbibliothekar der Königl. und Universitäts-Bibliothek.
Königl. u. Universitäts-Bibliothek.
Lehnert, Dr. phil. Max, Gymnasial-Oberlehrer.
Rosenfeld, Ernst, Kaufmann.
Scherschewsky, Dr. jur., Kaufmann.
Schöndörffer, Dr. Otto, Gymnasiallehrer.
Seelig, Dr. med. Albert, prakt. Arzt.
Stern, Frau Dr. Agnes, geb. Wiehler.
Teppich, Frau Emil.
Töchterschule, städtische höhere.
Vogel, Rudolf, Rechtsanwalt.

Königslutter.

Lustig, Dr. Max, Assistenzarzt an der Herzogl. Irrenanstalt.

Schloss **Könitz** i/Thüringen.

Reiss, Dr. Wilhelm, Geh. Regierungs-Rath.

Konstanz.

Brandes, Wilhelm, Bankdirector.
Fischer, Dr. med. Gg., Hofrath.
Mathy, Joh. Wolfg.
Mülberger, Dr. F.
Ottendörfer, Dr. Hermann, Landgerichtsrath.

Bad **Kösen.**

Neumaun, Hauptmann a. D.
Schütze, Dr. med. Carl.

Krotoschin (Posen).

Bibliothek des Königl. Wilhelms-Gymnasium.

Lahr i/Baden.

Stadtbibliothek.

Landau (Pfalz).

Zahn, August, Kgl. Landgerichts-director.

Landeshut i/Schlesien.

Realgymnasium.

Langenburg (Württemberg).

zu Hohenlohe-Langenburg, Frau Fürstin Leopoldine, Grossherzogliche Hoheit.

Langensalza.

Meissner, Richard, Amtsrichter.

Lauban i/Schlesien.

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.

Leer i/Ostfriesland.

Lücke, Dr. O., Gymnasialdirector.

Leipzig.

Adam, Richard, Landrichter.
Anwand, Dr. phil. Oscar.
v. Bahder, Dr. Karl, Professor.
Baur, Fräulein Marie.
Beer, Dr. Rudolph, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Berlit, Georg, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Bibliographisches Institut.
Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Bibliothek des Nikolaigymnasiums.
Bibliothek des Thomasgymnasiums.

Leipzig.

Binding, Dr. Karl, Professor.
Brockhaus, Dr. Eduard, Verlagsbuchhändler.
Brockhaus, Rudolf, Verlagsbuchhändler.
Brugmann, Dr. Oskar, Professor, Oberlehrer am Nicolai-Gymnasium.
Bruns, Eduard, Kaufmann.
Curschmann, Dr. med., Professor, Geh. Medicinal-Rath.
Deetjen, Dr. phil. Werner.
Degenkolb, Dr., Professor.
Dix, Paul, Rechtsanwalt.
Doering, Dr. B., Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Dürr, Alphons F., Stadtrath.
Dürr, Dr. Alphons, Verlagsbuchhändler.
Eelbo, Bruno, Baurath.
Elster, Dr. Ernst, Universitäts-Prof.
Fränkel, Dr. Albert, Schriftsteller.
Friedberg, Dr. Emil, Professor, Geh. Hofrath.
Geibel, Frau Leonore, geb. Weisz.
Geibel, Frau Marianne.
Gensel, Dr. jur. Julius, Secretär an der Handelskammer.
Georgi, Dr., Rechtsanwalt.
Giesecke, Dr. Alfred, Verlagsbuchhändler.
Goetz, Ernst.
Goetze, Fräulein Auguste, Kammersängerin.
Haarhaus, Julius R., Redacteur und Schriftsteller.
Haessel, H., Verlagsbuchhändler.
v. Hahn, Frau Präsident.
Hanowsky, Regierungsrath a. D.
v. Hase, Dr. Oskar, Verlagsbuchh., Hofrath.
Heinemann, Dr. phil. Karl.
Herbst, Günther, Kaufmann.
Hildebrand, Dr. phil. Rudolf, Realschul-Oberlehrer.
Hirzel, Georg, Verlagsbuchhändler.
Ilberg, Dr. Johannes, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium,
Junck, Dr. jur. Joh., Rechtsanwalt.
Jungmann, Dr., Professor, Rector zu St. Thomae.
Kettembeil, Dr. jur. Johannes, Landrichter.
Kippenberg, Dr. phil. Anton.
Köhler, K. F., Buchhändler.

Leipzig.

König, Wilhelm.
Köster, Dr. Albert, Professor.
Krehl, Dr. Ludolf, Professor, Geh Hofrath.
Kunz, Dr. Heinrich, Staatsanwalt
Lange, Dr. phil. Robert.
Lemke, Julius, Director.
Leskien, Dr. A., Professor.
Liebisch, Bernhard, Buchhändler.
Limburger, Rechtsanwalt.
Lipsius, Dr. Hermann, Professor, Geh. Hofrath.
Lorentz, Alfred, Buchhändler.
Marcks, Dr. Erich, Professor.
Meyer, Friedrich Heinrich, Buchhändler und Antiquar.
Nachod, Frau Consul Marie.
Neuschaefer, Cand. phil. Max.
Prüfer, Dr. jur. et phil. Arthur, Privatdocent.
Rabe, Max, Obersecretär beim Reichsgericht.
Reclam, H. H., Verlagsbuchhändler.
Reisland, O. R., Verlagsbuchhändler.
Romberg, Dr. O. L., Geh. Justizrath.
Rost, Adolph, Buchhändler (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung).
Scheibner, Dr. Wilhelm, Professor, Geh. Hofrath.
Schmidt, Reinhard Benno, Referend.
Schneider, Dr. Arthur, Professor.
Schneider, Carl, Kaufmann.
Schröder, Martin, Kaufmann.
Schulz, Hermann, Buchhändler.
Schunck, Fräulein Cornelia.
Schuster, Dr. phil. Hermann, Institutsdirector.
Schwabe, Frau Susanne, geb. Klemm.
Schweitzer, Dr. Viktor, Verlagsbuchhändler.
Seelig, Dr., Justizrath, Rechtsanwalt beim Reichsgericht.
Seemann, Arthur, Verlagsbuchhändler.
Seminar, Königl. Deutsches.
Sievers, Dr. E., Professor.
Simon, Dr. jur. Gustav Wilhelm Rechtsanwalt.
Simon, Frau Stadtrath Hedwig.
Stadtbibliothek.
Staegemann, M., Geh. Hofrath Director des Stadttheaters.
Stählin, Karl, Oberleutnant a. D
Steffen, Dr. Georg, Gymnasial Oberlehrer.

Leipzig.

Steinbach, Fräul. Margarethe.
Stumme, Dr. med. Emmrich Gerhard.
v. Tauchnitz, Bernhard, Freiherr, Verlagsbuchhändler.
Titze, Adolf, Verlagsbuchhändler.
Tröndlin, Dr., Oberbürgermeister.
Ultsch, Andreas, Kaufmann.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Voerster, Alfred, Buchhändler.
Vogel, Dr. Julius, Custos am städt. Museum.
Voigt, Dr. phil. Hans, Gymnasial-Oberlehrer.
Volkelt, Dr. Johannes, Professor.
Wagner, Dr. med. Paul, Privatdocent.
Weber, Dr. phil. Robert, Gymnasial-Oberlehrer.
Weicher, Th. (i/Fa. Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung).
Wendtland, Dr. jur., Handelskammersecretär.
Wildhagen, Dr., Rechtsanwalt.
Windscheid, Fräulein Dr. Käthe.
Witkowsky, Dr. Georg, Professor.
Wülker, Dr. Richard, Professor.
Wundt, Dr. Wilh., Professor.
Zarncke, Dr. Eduard, Professor.
Zschiesche Nachf. (Georg Müller), Buchhändler.

Leutzsch b/Leipzig.

Pfalz, Dr. Franz, Professor, Realschuldirector a. D.

Liegnitz.

Regimentsbibliothek des Grenadier-Regim. König Wilhelm I. No. 7.

Liethe b/Wunstorf.

Roedenbeck, Herbert.

Lindau i/B.

Brüller, Max, Kgl. Bezirks-Thierarzt.

Linden b/Hannover.

Bibliothek des Königl. Kaiserin Augusta-Victoria-Gymnasiums.
Grasshof, Dr., Gymnasialdirector.
Haase, Frau Helene.
Laporte, Frau Justizrath L., geb. Egestorff.

Löcknitz (Pommern).

v. Eickstedt-Peterswald, Frau Gräfin, geb. v. Eisendecher.

Lübben (Niederlausitz).

Schneider, Florentin, Landesbestallter der Niederlausitzer Stände.

Lübeck.

Achilles, Dr. E., Rechtsanwalt.
Curtius, Frau Senator Dr.
Ernestinenschule.
Fehling, Dr., Senator, Rechtsanwalt.
Otte, Hermann, Bankdirector.
Schillerstiftung, Lübeckische.

Luckenwalde.

Goldschmidt, Carl.

Ludwigshafen a/Rhein.

Kaerner, W., Buchhändler.

Ludwigslust.

Schaumkell, Ernst, Lic. theol. Dr. Oberlehrer.

Lüneburg.

Gravenhorst, K., Justizrath.

Lyck (Ostpreussen).

Gymnasium, Königliches.
Wiebe, Emil, Buchhändler.

Magdeburg.

Aufrecht, Dr., Geh. Sanitätsrath.
Glatte, Elly, Lehrerin.
Heyl, Fräulein R. H.
Hindenburg, Frau Eugenie, geb. Reimann.
Liebau, Frau Fabrikbes. Hermann.
Lippert Bernhard, Kaufmann.
Sträter, Dr. phil. E., Oberrealschullehrer.
Trosien, E., Ober- u. Geh. Reg.-Rath.
Zuckschwerdt, Frau Fanny.

Magnitz b/Koberwitz (Kr. Breslau).

vom Rath-Magnitz, Ernst, Majoratsbesitzer.

Mainz.

Feldheim, C. F., Geh. Commerzienrath.
Heidenheimer, Dr. phil. Heinrich, Stadtbibliothek-Secretär.
Heiden Heimer, Josef, Kaufmann.
Horch, Dr. Hermann.
Lesky, Wilhelm, Hofrath.
Scholz, Carl (Firma Jos. Scholz).
Schultheis, Albrecht.
Stadtbibliothek.

Mannheim.

Bibliothek, öffentliche.
Darmstaedter, Dr., Rechtsanwalt.
Diffené, Dr. K.
Hecht, Dr. Felix, Geh. Hofrath, Bankdirector.
Hirsch, Emil.
Hirsch, Louis, Kaufmann.
Kahn, Dr. Richard, Rechtsanwalt.
Köhler, Martin, Kaufmann.
Ladenburg, Frau Geh. Rath Ida.
Lenel, Alfred, Kaufmann.
Loewe, M. (Firma Loewe & Eschellmann).
Martin, Paul, Bürgermeister.
Reimann, Frau Dr. Clara, geb. Diffené.
Reiss, Fräulein Anna.
Reiss, Carl, General-Consul.
Staudt, Dr. med. J., prakt. Arzt.
Thorbecke, Julius, Fabrikant.

Marbach a. N. (Württemberg).

Haffner, Traugott, Stadtschultheiß.

Marburg i/Hessen.

Budde, Dr. Carl, Professor.
Cohen, Dr. H., Professor, Geh. Rath.
Germanistisches Seminar der Universität.
Gymnasium, Königliches.
Hartwig, Dr. O., Geh. Rath.
Joseph, Dr. Eugen, Professor.
Kühnemann, Dr. phil. E., Professor.
Rade, Dr. Martin, Pfarrer.
Rathke, Dr., Professor.
Schröder, Dr. Eduard, Professor.
Souchay, C. C., Gutsbesitzer.
v. Sybel, Ludwig, Professor.
Universitäts-Bibliothek, Kgl.
Wenck, Dr. C., Professor.
v. Weyrauch, Dr., Unterstaats-Secretär a. D., Wirkl. Geh. Rath, Exc.



Marienwerder (Westpreussen).

Lewald, Dr. Otto, Reg.-Rath.

Markowitz (Provinz Posen).

von Wilamowitz-Möllendorf, Freiherr, Kgl. Kammerherr, Oberpräsident a. D., Exc.

Meerane i/S.

Scheitz, Dr. Emil, Apotheker.

Meiningen.
(Sachsen-Meiningen).

Baumbach, Dr. Rudolf, Hofrath.
Kircher, Dr., Geheimer Rath.
v. Koelichen, Oberst z. D.
Martiny, Fr., Eisenbahn-Maschinen-Ingenieur.
v. Viebahn, Oberst im Inf.-Reg. No. 32.

Meissen.

Bibliothek der Kgl. Fürsten- und Landesschule.

Memel.

Bibliothek der höheren Töchterschule.
Gymnasialbibliothek, Königl.
Valentin, Richard.

Meseritz (Prov. Posen).

Pick, Dr. A., Oberlehrer.

Metz.

Neuffer, Dagobert, Hofschauspieler, Director des Stadttheaters.
Serlo, Walter, Kaiserl. Bergmeister.

Michelbacher Hütte
b/Michelbach (Nassau).

Passavant, Frau Adolf.

Mühlheim a/Ruhr.

Coupienne, Eugen, Lederfabrikant.
Stinnes, Frau Hugo.

Mülhausen i/Elsass.

Kestner, Dr. Hermann, San.-Rath.

Mülheim a/Rh.

Zurhellen, Fräulein Maria.

München.

Ackermann, Theodor, Kgl. Hofbuchhändler.
Bernstein, Max, Schriftsteller.
Bickel, Dr. Gust., prakt. Arzt.
Bittmann, Friedrich.
v. Bodman, Freiherr J. Ferd., Grossh. Badischer Gesandter.
Bronsart v. Schellendorf, Kammerherr, Wirkl. Geh. Rath, Exc.
v. Bürkel, Ludwig, Kgl. Bayer. Ministerial-Director.
v. Cornelius, Dr. C. A., Professor, Geh. Rath.
Dreyfus, Stud. phil. Albert.
v. Dursy, Kaiserl. Ministerialrath.
Dyck, Dr. Franz, prakt. Arzt.
Eisenlohr, Dr. med. Ludwig.
Eller, Frau Henriette, Oberhofgerichts-Advokatenwittwe.
v. Gietl, Ritter Max, Ministerialrath.
Göppinger-Meebold, Frau Adelheid.
Grätz, Dr. Leo, Universitäts-Prof.
Haaser, Ernst, Journalist.
Hanfstängl, Edgar, Hofrath.
v. Hausmann, Frau Justizrath Betty.
v. Hertz, Dr. Wilhelm, Professor.
Heyse, Dr. Paul.
Hof- und Staatsbibliothek, Kgl.
Kappelmeier, Georg, Brauerei-Director.
Klarmann, J., Oberstleutnant a. D.
Lehner, Johann, Director der Bayer. Notenbank.
Lehrerbibliothek, Städtische.
v. Marogna, Graf.
v. Mayer, Dr. Carl, Kgl. Staatsrath.
Muncker, Dr. Franz, Professor.
v. Naegeli, Frau verw. Professor Henriette.
Oberhummer, Roman.
Oelschläger, Dr. phil. Hermann.
Oertel, Cand. phil. Heinrich.
Oldenbourg sen., R., Verlagsbuchhändler.
Paul, H., Professor.
v. Perfall, Freiherr, General-Intendant der Königl. Hofmusik, Exc.
Quidde, Dr. phil. L.
v. Ritter, Fräulein Marie.
Savits, Jocza, Oberregisseur des Kgl. Hoftheaters.
Scherer, Dr. Georg, Professor.
Schmidt, Dr. med. Oswald.
Schubart-Czermak, Frau Dr. Sofie, Gelehrten-Wittwe.

München,

Seidl, Dr. Arthur.
Solbrig, Dr. Veit, K. Ober-Stabsarzt.
Stauffer, Dr. A., Professor.
Steinitzer, Paul, K. K. österr. Major a. D.
Stettner, Dr. Thomas, Gymnasial-Professor.
Sulger-Gebing, Dr. phil. Emil, Privatdocent.
Traube, Dr. Ludwig.
Universitätsbibliothek, Königliche.
Weingartner, Felix, Hofkapellmeister.
Weltrich, Richard, Professor an der Kriegsakademie.

Münchenbernsdorf (Grossh. Sachsen-Weimar).

v. der Gabelentz-Linsingen, Oberleutnant im Königl. Sächs. Garde-Reiterregiment.

Münster i/Westfalen.

Andresen, Dr. Hugo, Professor.
Koepp, Dr. Friedrich, Professor.
Lüdicke, Max, Eisenbahndirections-Präsident.
Paulinische Bibliothek, Kgl.
Schmedding, Frau Reg.-Rath Laura, geb. Hüffer.
Streitberg, Dr. W., Professor.

Muhrau b/Striegau i/Schl.

v. Kramsta, Fräulein Marie.

Muskau (Oberlausitz).

v. Arnim-Muskau, Gräfin, geb. Gräfin Bismarck-Bohlen.

Nastätten (Prov. Nassau).

Cathrein, Joseph.

Naumburg a/S.

Bennecke, Justizrath.
Bröse, G., Oberlehrer.
v. Giseke, Freih. Dr. jur. Hermann, Landgerichtsrath.
Kirchner, Fräulein Elisabeth.
Köster, Dr., Geh. Sanitätsrath.
Lehmann, Oberlandesgerichtsrath a. D.
Seelmann, Frä[illegible] Gertrud.

Neu-Babelsberg b/Berlin.

Leiser, Frau Anna, geb. Hermann.

Neudamm N/M.

v. Uslar, Dr. jur. Richard, Amtsrichter.

Neudeck (Schlesien).

v. Henckel-Donnersmarck, Fürst Guido, Durchl.

Neudietendorf.

Wenck, W., Prediger.

Bad Neuenahr.

Grube, Dr. Karl, Arzt.

Neuendorf (Bezirk Köslin).

v. Osterroht, Gotthilf.

Neustadt a/Haardt.

Kern, Frau Anna, Rentnerin.

Neustrelitz.

Götz, Dr. G., Obermedicinalrath.

Nieder-Ingelheim.

v. Erlanger-Bernus, Frau Baronin.

Niederlössnitz b/Dresden.

Schmidt, Rudolph, Rechtsanwalt a. D.

Niederwalluf i/Rheingau.

Marcuse, H., Consul.

Niep b/Crefeld.

Boschheidgen, Dr. jur. Hermann, Gerichts-Assessor.

Nippes b/Cöln a/Rh.

Nickel, M. Philipp, Kaufmann.

Nordhausen a/H.

Gymnasium, Königliches.
Mylius, L., Landgerichtsrath.

Nürnberg.

Bechmann, Dr. jur. Adolf, Amtsrichter.
Cohen, Dr. phys. Rudolf.
Germanisches Nationalmuseum.
Hopf, Frau Lili, geb. Josephthal.
Lechner, Dr. Oberstudienrath, Gymnasialrector.
Mittelfränkischer Lehrerinnen-Verein.
Ottenstein, Albert.
Pegnesischer Blumenorden (Literar. Verein).
Rau, Rudolf, Rechtsanwalt.
Stadt Nürnberg.
Wendriner, Ferd., Kaufmann.

Ober-Glauche (Schlesien).

v. Kessel, Frau Theodora, geb. v. Bethmann-Hollweg.

Oberlahnstein (Rheinprovinz).

Lessing, Anton.

Oberlössnitz.

v. Welck, Freiin Anna.

Obernigk (Bz. Breslau).

Lewald, Dr., Besitzer der Heil- und Pflege-Anstalt für Nerven- und Gemüthskranke.

Ober-Sasbach b/Achern (Baden).

v. Oettingen, Frau M.

Offenbach a/M.

Weber, Frau Geh. Justizrath Dr.

Obrdruf.

Gymnasium Gleichense, Herzogl.

Oldenburg i/Grossh.

Bibliothek, Grossherzogliche öffentl.
Kelp, W., Apotheker.
Leesenberg, Dr. phil. F. A.
Mosen, Dr. R., Ober-Bibliothekar.
Schwartz, A., Hofbuchhändler.
Wolken, Eberhard, Kaufmann.

Ostenwalde b/Melle.

Bibliothek Ostenwalde.

Pankow b/Berlin.

Ehestaedt, Dr. Paul.

Partenkirchen.

Levi, Frau verw. General-Musikdirector.
Mayer-Doss, Georg Ludwig.

Pfaffendorf a/Rhein.
Martini, Dr. phil. A.

Pforzheim.
Bissinger, C., Gymnasial-Director.
Fischer, Dr. Franz, Director der Irrenanstalt.
Waag, Alfred, Architect, Director der Kunstgewerbeschule.

Plagwitz b/Leipzig.
Keil, Dr. phil. Alfred.

Plauen i/Sachsen.
Erbert, Dr. jur. Karl, Referendar.
Hofmann-Stirl, Frau Hofrath Professor Helene, Kammersängerin.

Posen.
Cassirer, Fritz, Kapellmeister.
Kantorowicz, Frau Helene Lina.
Landesbibliothek, Königl.
Lissner, Frau Julie.
Minde-Pouet, Dr. phil. Georg.

Potsdam.
Bertz, Eduard, Schriftsteller.
v. Gersdorff, Fräulein, Hofdame I. M. der Deutschen Kaiserin.
v. Humboldt-Dachroeden, Freiherr Bernhard, Ober-Leutnant im 1. Garde-Regiment.
v. Moltke, F., Regierungspräsident.
v. Moltke, Frau Regierungspräsident Julia.

Prietzen b/Bernstadt (Schlesien).
Hoffmann, Frau Geh. Rath.

Quedlinburg.
Tappert, Dr. Wilhelm, Oberlehrer.

Rastenburg i/Ostpr.
Hecht, Dr. M., Oberlehrer.

Rathenow.
Rhein, Frau Clara.

Ratzeburg (Lauenburg).
Wassner, Dr. Julius, Gymnasialdirector.

Rawitsch (Posen).
Linz, Max, Fabrikbesitzer.

Rehnsdorf b/Elstra (Sachsen).
v. Boxberg, Georg, Rittergutsbesitzer.

Reichenbach i/Schlesien.
Preu, Dr. med., Sanitätsrath.

Remagen a/Rh.
Linden, Fräulein Lina, Pensionats-Vorsteherin.

Retzin b/Priegnitz.
zu Putlitz, Frau Baronin.

Reutlingen.
Kusel, Fräulein Lucie.

Risstissen b/Ulm a/D.
Schenck v. Stauffenberg, Dr. Fr., Freiherr.

Rostock i/Mecklenburg.
Kern, Dr. Otto, Univers.-Professor.
Stiller'sche Hof- und Universitäts-Buchhandlung.
Universitäts-Bibliothek, Grossh.
Wilbrandt, Dr. Adolf.

Rotenburg i/Hannover.
Boehrs, Dr. D., Kreisphysikus, Sanitätsrath.

Rothestein, Schloss b/Allendorf (Werra).
v. Knoop, Frau L.

Rudolstadt.
Bibliothek, Fürstl. öffentliche.

Salzuflen (Lippe-Detmold).
Baltzer, Dr. phil. August, Lehrer an der städt. Realschule.

Satzkorn b/Potsdam.
Brandhorst-Satzkorn, W., Rittergutsbesitzer.

Schede b/Wetter a/Ruhr.
Harkort, Frau Commerzienrath P.

Schkeuditz.
Schäfer, F. W. E., Buchhändler.

Schlawe (Pommern).
Lemcke, Dr. Ernst, Oberlehrer.

Schleiz.
Paetz, G., Kammerpräsident.

Schleswig.
Bergas, Julius, Buchhändler.
Hoe'sche Bibliothek.

Schlettstadt.
Kapff, Dr., Stabsarzt.

Schlitz (Oberhessen).
Görtz v. Schlitz, Graf, Erlaucht.

Schlobitten i/Ostpreussen.
zu Dohna, Frau Fürstin Emmy.

Schmargendorf b/Berlin.
Martersteig, Max, Theaterleiter u. Schriftsteller.

Schnepfenthal b/Waltershausen.
Ausfeld, Dr. Wilhelm, Schulrath.

Schönebeck b/Magdeburg.
Mann, Curt, Kaufmann.
Saalwächter, Otto, Fabrikbesitzer.
Steiner, Dr. Otto, Professor.

Schöneberg b/Berlin.
Fuchs, Dr. phil. Max, Oberlehrer.
Schwalm, Dr. phil. J.

Schreitlaugken b/Willkischken i/Ostpreussen.
v. Dressler, Frau, geb. v. Sanden.

Schulpforta.
Kettner, Dr. Gustav, Professor.
Landesschule, Königliche.
Muff, Dr., Professor, Rector der Landesschule.
Schreyer, Dr. Hermann, Professor.
Zimmermann, Justizrath, Procurator der Landesschule.

Schulzendorf b/Eichwalde.
Israel, Frau Bianka.

Schweizerthal i/Sachsen.
Kressner, Wilhelm, Fabrikbesitzer.

Schwenda b/Stolberg a/Harz.
Hausmann, J., Pastor.

Schwerin i/M.
v. Ledebur, Freiherr, Kammerherr, General-Intendant des Hoftheaters.
Müller, Dr. phil. Walter.
v. Prollius, Jaspar, Ministerialrath im Grossherzogl. Meckl.-Schwerin. Finanzministerium.
Schröder, Dr., Regierungsrath.

Schwerstedt b/Weimar.
v. Helldorff, Carl, Kammerherr, Rittmeister a. D., Rittergutsbes.
v. Helldorff, Frau Ilse, geb. v. Helldorff.

Seesen a/Harz.
Philippson, Dr. phil. Emil, Professor, Director der Realschule.

Sillmenau, Post Kattern.
Lewald, Georg.

Sondershausen.
Budde, Geheimer Staatsrath.
v. Gerber, Frau Staatsminister, Exc.

Sorau N/L.
Lorentz, Dr. phil. Paul, Gymnasial-Oberlehrer.

Spandau.
v. Lüdinghausen-Wolff, Baron, Generalmajor und Kommandeur d. 5. Garde-Infanterie-Brigade.

Speyer a/Rhein.
Heydel, J., Kgl. Regierungsrath.
Müller, Ludw., Kgl. Regierungsrath.

Stassfurt-Leopoldshall.
Görz, Fräulein Änni.

Steglitz b/Berlin.
v. Biedermann, Freih. F. W.
Dahms, Dr. Rudolf, Professor.
Hartmann, Dr. phil. Hugo.

Steglitz b/Berlin.

Hoffmann, Dr. Otto, Professor, Gymnasial-Oberlehrer.
Paulsen, Dr. Friedrich, Professor.
Schwarz, Arthur, Director.
Todt, Carl, Gymnasial-Oberlehrer.
Wendeler, Dr. Camillus, Professor.

Stettin.

Adler, Dr. med. Eugen.
Jobst, R., Professor.
Keddig, C. A., Director.
Klauwell, Rudolf, Kaufmann.
Kurtz, Frau Kaufmann Reinhold.
May, Rudolf, Kaufmann.
Meister, Ernst, Rechtsanwalt.
Preusser, Fräulein Marie.
Schleich, Dr. med. Karl Ludwig, Sanitätsrath.
Steffen, Frau Dr. Sanitätsrath P.

St. Ludwig i/Elsass.

Frankenstein, L., Kaufmann.

Stolberg i/Harz.

Albrecht Ilger, Prinz zu Stolberg-Stolberg, Durchlaucht.
Bode, Fritz, Fürstl. Stolberg'scher Kammerdirector.

Stolno, Post Klein-Czyste.
(Kreis Kulm i/Westpreussen.)

Strübing, Fräulein Frieda.

Stolp (Pommern).

Bibliothek des Kgl. Gymnasiums.
Pickert, W., Gymnasial-Oberlehrer und Bibliothekar.

Stralsund.

Baier, Clemens, Rechtsanwalt u. Notar.
Treutler, Ludwig, Theaterdirector.
Wendorff, Landgerichts-Präsident.

Strasburg W/Pr.

Gymnasium, Königliches.

Strassburg i/Elsass.

Büding, Friedrich, Referendar.
Friedländer, Dr. Ludwig, Professor, Geh. Rath.
Gerland, H., Referendar.
Henning, Dr. R., Professor.

Strassburg i/Elsass.

Lenel, Dr. phil. Walter.
Magnus-Levy, Dr. med. Adolf.
Martin, Dr. Ernst, Professor.
Peschel, Franz, Schauspieler, Mitglied des Stadttheaters.
Robertson, Dr. John G., Lector an der Universität.
v. Schraut, Unterstaats-Secretär, Exc.
Seminar, Germanistisches, an der Universität.
Stilling, Dr. J., Professor.
Trübner, Karl J., Verlagsbuchhändler.
Universitäts- u. Landesbibliothek, Kaiserliche.
Varrentrapp, Dr. C., Professor.
Ziegler, Dr. Theobald, Professor.

Stuttgart.

Abert, Hofcapellmeister.
Bacher, Dr. jur. Albert, Amtsrichter.
Becher, Fräulein Emmy.
Bibliothek, Kgl. öffentliche.
Bibliothek der Kgl. Technischen Hochschule.
Deahna, Dr., prakt. Arzt, Hofrath.
Donndorf, A., Professor.
Gerok, Dr. Christoph, prakt. Arzt.
Gerschel, Oskar, Antiquar und Buchhändler.
Güntter, Otto, Professor.
Güntter, Frau Professor.
Hartmann, Dr. Julius, Professor, Oberstudienrath.
Haude, Fräulein Pauline.
Haussmann, Conrad, Rechtsanwalt.
v. d. Hellen, Dr. Eduard.
Jaeckh, Dr. phil. Ernst, Redacteur.
Krabbe, C., Verlagsbuchhändler.
Kröner, Adolf, Verlagsbuchhändler, Geh. Commerzienrath.
Kurtz, P., Buchhändler.
Lang, Dr. Wilhelm.
Mayer, Paul, Ober-Regierungsrath.
Müller, Gustav, Kaufmann.
Müller-Palm, Adolf, Professor.
Museums-Gesellschaft.
Nast, A., Buchhändler.
Proelss, Johannes, Redacteur.
Rominger jun., Nathanael.
Rommel, Dr. Otto.
Schall, Dr. Richard, Rechtsanwalt.
Schoenhardt, Dr., Oberstaatsanwalt.
Schott, Frau Amalie.
Schubert, Geh. Justizrath.

Stuttgart.

Siegle, Gustav, Geh. Commerzienrath.
v. Soden, Frh. J., Staatsminister des Aeussern, Exc.
Spemann, W., Verlagsbuchhändler, Geh. Commerzienrath.
v. Steiner, Dr. K., Director, Geh. Commerzienrath.
Stockmayer, M. E., Rechtsanwalt.
Straub, Dr. L. W., Professor.
Ulrich, Gustav, Privatier.
Vetter, Leo, Geh. Hofrath.
v. Westenholz, Freiherr, Dr. Friedr.
Wildermuth, Dr. H. A., Arzt.
Zeller, Dr. Eduard, Professor, Exc.

Sulzbach.
(Kr. Saarbrück, Reg.-Bez. Trier.)

Vopelius, Carl, Fabrikant.

Sunder bei Winsen a/Aller.

v. Schrader, Fräulein L.

Tangerhütte b/Magdeburg.

v. Arnim, Frau Marie.

Thalstein b/Jena.

v. Tümpling, Kaiserl. Legationsrath a. D.

Tharandt.

Hucho, Dr. Heinrich, Amtsgerichtsrath.

Tiefurt b/Weimar.

Graness, Kammergutspächter, Oberamtmann.

Tilsit.

Krassowsky, Dr. phil. Walther.

Torgau.

Suchsland, Adolf, Landgerichtsdirector.

Trachenberg (Schlesien).

v. Hatzfeld, Frau Herzogin, Durchlaucht, geb. Gräfin v. Benckendorff, Oberhofmeisterin I. M. der Kaiserin Friedrich.

Trier.

Oppen, Frau Olga, geb. v. Woyna.

Tübingen.

Froriep, Dr. August, Professor.
Geib, Frau Professor L.
Geiger, Dr. Karl, Oberbibliothekar.
v. Hüfner, Dr. G., Professor.
Jacob, Dr. Carl, Privatdocent.
Oesterlen, Dr. O., Professor.
v. Sigwart, Dr., Professor.
Spitta, Dr., Professor.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.
Vöchting, Dr. H., Professor.

Rittergut Uhlenfels b/Urach (Württ.).

Warburg, Georges S.

Rittergut **Ulbersdorf** i/Sachsen.

v. Gontard, Alexander.

Urach (Württemberg).

Klüpfel, Dr. med. R.

Vegesack b/Bremen.

Werry, Ferdinand, Professor.
Wilmanns, Dr. med. Georg..

Vieselbach.

Starcke, Dr. med., Medicinalrath.

Vogtshof (Herrnhut) Sachsen.

Bertram, M., Fabrikdirector.

Vohwinkel (Rheinprovinz).

Stinnes, Dr. jur. Heinrich.

Wandsbeck.

Gymnasium.

Wannsee b/Berlin.

Feist, Frau Hermine.
Hirschfeld, Philipp.
v. Siemens, Arnold.
v. Siemens, Frau Ellen, geb. v. Helmholtz.

Weilburg a/Lahn.

Bibliothek der Landwirthschafts-Schule.

Weimar.

v. Ahlefeldt-Dehn, Baron Louis.
Alt, Dr. Carl.
Alt, Frau Dr. Marie.

Weimar.

v. Alten, Frau Baronin.
Anding, Karl, Kaufmann.
Aulhorn, Max, Major z. D.
Behrend, Frau Martha.
v. Bessel, Else, Stiftsdame.
Bode, Dr. Wilhelm, Schriftsteller.
Böhlau, Frau Therese, geb. Thon.
Boekmann, Dr. Otto, Rentner.
v. Bojanowski, P., Geh. Hofrath, Oberbibliothekar.
v. Bothmer, Gräfin E., Staatsdame I. K. H. der Frau Erbgrossherzogin Wittwe von Sachsen-Weimar, Exc.
v. Brandt, Wirkl. Geheimer Rath, Kaiserl. Gesandter a. D., Exc.
v. Brandt, Frau Wirkl. Geh. Rath.
v. Budberg, Kais. Russ. Gesandter, Wirkl. Staatsrath, Exc.
Burkhardt, Dr. H., Geh. Hofrath, Archivdirector.
Busch, Frau Wirkl. Geh. Rath Margarethe, Exc.
v. Bylandt-Rheydt, Graf, Rittmeister.
Caro, Dr. G., Realgymnasiallehrer.
v. Conta, Dr. med. A., Staatsrath.
Deinhardt, Frau Dr. Marie.
Demmering, Gerhard, Verlagsbuchhändler.
Devrient, Dr. phil. H., Gymnasiallehrer.
Donndorf, Dr. M., Bürgermeister.
Drescher, Oscar, Theaterdirector.
von und zu Egloffstein, Reichs-Freiherr, Dr. phil. Hermann, Kammerherr, Cabinetssecretär Sr. K. H. des Grossherzogs von Sachsen.
v. Eichel, Karl, Kammerherr.
Ernst, H., Pfarrer.
Fleischer, Fr., Kunstmaler, Professor.
Förster-Nietzsche, Frau Dr. Elisabeth.
Francke, Fräulein Marie.
Francke, Dr. Otto, Professor, Gymnasiallehrer.
Frede, Ferdinand, Finanzrath.
v. Freytag-Loringhoven, Freiin Maria.
v. Freytag-Loringhoven, Freiin Mathilde.
Froriep, Fräulein Clara.
Geister, Carl, Rentier.

Weimar.

Genast, Frau Ministerialdirector A.
v. Göben, Frau Marie.
v. Goeckel, Regierungsrath.
Gräfe, Frau verw. Geh. Medicinalrath.
v. Gross, Dr. R., Freiherr, Wirkl. Geh. Rath., Staatsminister a. D., Excellenz.
v. Gross, Freiin Melanie.
Guyet, Frau verw. Geh. Staatsrath Ada.
Guyet, Hans, Referendar.
Haberstolz, Dr. med. A., prakt. Arzt.
v. Hanneken, Fräulein Minnette.
Harder, Frau Dr.
Hardtmuth, Frau, verw. Fabrikbes. Charlotte, geb. Voelkel.
Hartung, Albert, Verlagsbuchhändler.
Hausskuecht, Karl, Hofrath.
Hayter, Miss M.
Hecker, Dr. phil. Max F.
Heine, Dr., Geh. Reg.-Rath.
Hertel, Friedrich, Hofphotograph.
Hörschelmann, A., Rechnungsrath,
Holstein, Dr., Prof., Gymnasialdirector a. D.
v. Horn, Regier.-Präsident a. D.
v. Horn, Frau Regier.-Fräsident.
Hotzel, Dr. med. Arno, Augenarzt.
Hummel, Karl, Professor.
Hunnius, Dr. jur. Joh., Staatsrath.
Jansen, Grossh. Oldenburg. Staatsminister a. D., Exc.
Johnson, Kunstmaler.
Isles, Miss Alison.
Kamprath, Rudolf, Pfarrer em.
Knopf, Frau Medicinalrath Marie.
Krause, O., Kanzleirath.
Krehan, Arno, Kaufmann.
Krieger, Fräulein Karoline.
Kriesche, E., Ober-Baurath.
Küchling, Robert, Geh. Hofrath.
Kürsten, Dr. phil. Otto.
Kuhn, Dr. jur. K., Staatsrath.
Kuhn, O., Geh. Finanzrath.
Lämmerhirt, Dr. phil. Gustav.
Lämmerhirt, Hugo, Gymnasiallehrer.
Lämmerhirt, Frau verw. Hoflieferant Martha, geb. Heller.
Lassen, Dr. Eduard, General-Musikdirector z. D.
v. Lengefeld, Fräul. Dr. phil. Selma.
Löbbecke, Ad., Rentner.

Weimar.

Löser, Marie, Pensionatsvorsteherin.
Lützeler, Dr. Rechtsanwalt, Director der Norddeutschen Grund-Creditbank.
v. Maercken zu Geerath, Freiherr, Oberst und Regiments-Commandeur.
Martini v. Otto, Frau Clara.
v. Medem, Frau Gräfin Meta, geb. Gräfin Medem.
Meinhardt, Dr. Paul, Gymn.-Lehrer.
Mensing, Wilhelm, Privatier.
Merian, Frau Dr. Emilie.
v. Meyendorff, Frau Baronin, Exc.
v. Minckwitz, Wirkl. Geh. Rath, Exc.
Mirus, Dr. A., Schriftsteller, Commiss.-Rath.
Moritz, Dr. jur. R., Commerzienrath.
Mosebach, Frau Ida.
Müller, Theodor, Hofjuwelier.
Müllerhartung, Karl, Professor, Geh. Hofrath, Director der Grossherzogl. Musikschule.
v. Müller-Schubart, Frau, geb. Gräfin v. Bothmer.
zu Münster-Langelage, Frau Gräfin, geb. Freiin v. Rheinbaben.
Mumssen, Frau Alice.
Nebe, Dr. jur. Karl, Finanzrath.
Niemeyer, Fräulein Betty.
Obrist, Dr. phil. A., Königl. Hofkapellmeister.
Obrist-Jenicke, Frau H., Ehrenmitglied d. Hoftheaters.
v. Palézieux-Falconnet, Generalleutnant u. General-Adjutant Sr. K. H. d. Grossherzogs v. Sachsen, Oberhofmarschall, Exc.
Panse, A., Oberst z. D.
v. Pappenheim, Fräulein Jenny, Stiftsdame.
v. Pawel-Rammingen, Wirkl. Geh. Rath, Exc.
v. Pfannenberg, Frau Major.
Pfeiffer, Dr. Ludwig, Geh. Hof- u. Medicinalrath.
Preller, Frau Professor.
v. Ratibor u. Corvey, Prinz Max, Durchlaucht, Königl. Preuss. Gesandter.
v. Ratibor u. Corvey, Prinzessin Fanny, Durchl.
Reck, Postdirector.
Reimer, Rich., Major a. D.

Weimar.

v. Reitzenstein, Freiherr, Kgl. Sächsischer Gesandter.
v. Richthofen, Freih. D., Gerichtsassessor.
Rothe, Dr. K., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister, Exc.
v. Rothkirch, Fräulein.
v. Rott, Fräulein Amélie.
Ruickold, Dr. med. W., prakt. Arzt.
Ruland, Dr. C., Geh. Hofrath, Director des Grossherzoglichen Museums und des Goethe-National-Museums.
Sältzer, O., Staatsrath.
Sandvoss, Dr. Franz, Schriftsteller.
Schäffer, Fräulein Helene.
Scharf von Gauerstedt, Rittergutsbesitzer.
Scheidemantel, Dr. E., Gymnasiallehrer.
Schenk, Dr. E., Geh. Staatsrath.
Schlaraffia »Vimaria«.
v. Schlieffen, Graf Viktor, Oberleutnant, Ordonnnanz-Officier Sr. K. H. des Grossherzogs von Sachsen.
Schmid, Dr. jur. J., Geh. Regierungs-Rath.
Schöll, Fräulein Louise.
Schomacker, Karl, Oberlehrer.
Schomburg, Fräulein Doris, Stiftsdame.
v. Schorn, Frl. Adelheid, Stiftsdame.
Schubert, Dr. phil. O., Professor, Gymnasiallehrer.
Schüddekopf, Dr. Carl, Assistent am Goethe- u. Schiller-Archiv.
Schütz, Frau Rath Selma.
Schwabe, Dr. B., General-Oberarzt z. D.
v. Schwendler, Fräulein E.
Schwier, K., Photograph.
Seebach, Fräulein Wilhelmine.
Slevogt, Dr. K., Geh. Regierungsrath.
Sophienstift.
Spielberg, Rudolf, Rentner.
Spinner, Dr. theol., Oberhofprediger und Kirchenrath.
Stapff, A., Rechtsanwalt, Justizrath.
Steinhäuser, Theod., Director.
Stichling, Fräulein L., Stiftsdame.
Stollberg, J., Geh. Finanzrath a. D.
v. Strauch, Frau Wirkl. Geh.-Raths-Wwe. Elisabeth, Exc.

Weimar.

Suphan, Dr. Bernhard, Professor, Geh. Hofrath, Director des Goethe- und Schiller-Archivs.
v. Taube von der Issen, Frau Baronin.
Thelemann, Ludwig, Hof-Buchhändler.
v. Thüna, Dr., Freiherr, Bezirksdirector a. D.
Trefftz, Dr. J., Archivar am Geh. Haupt- und Staatsarchiv.
Trümpler, Frau Anna L.
Uschmann, Ernst, Buchdruckereibesitzer.
v. den Velden, Dr., Landschaftsmaler.
v. Vignau, H., Kammerherr, Major z. D., Generalintendant des Grossh. Hoftheaters und der Hofkapelle.
v. Vignau, Frau Margarethe.
Voigt, Heinr., Verlagsbuchhändler.
Vulpius, Fräulein Helene.
Vulpius, Dr. Walther, Arzt.
Wächter, Frau Justizrath Bertha.
Wahle, Dr. Julius, Archivar am Goethe- und Schiller-Archiv.
Walter, Dr. Karl, Hilfslehrer am Gymnasium.
v. Wasmer, Fräul. Eliese, Stiftsdame.
Weber, Dr. H., Geh. Hofrath.
Wedekind, Frau Reg.-Rath-Wwe. G.
v. Wedel, Graf O., Wirkl. Geh. Rath, Oberschlosshauptmann, Exc.
v. Wedel, Frau Gräfin, Exc.
Weniger, Dr. L., Professor, Geh. Hofrath, Gymnasialdirector.
Weniger, Fräulein Elisabeth.
Wiene, Robert, Schriftsteller.
v. Wilamowitz-Möllendorff, Tello, Oberstleutnant z. D.
v. Wurmb, Wirkl. Geh. Rath.
Zeller, Heinrich, Grossh. Kammersänger.
Zinner, Frau Pfarrer.

Weinheim (Baden).

Goebel, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer a. D.

Weissenfels a/S.

Flitner, Dr. med. Fritz, prakt. Arzt.

Rittergut **Wendischbora**, Post Nossen (Königr. Sachsen).

v. Wöhrmann, Freih. Heinrich.

Wernigerode.

Harnack, Frau Professor Dr. H., geb. v. Maydell.
Henkel, Dr., Professor, Gymnasialdirector a. D.
zu Stolberg-Wernigerode, Fürst, Durchlaucht.

Westend b/Charlottenburg.

Lepsius, Reinhold, Maler.
Schermann, Leo, Kursmakler.
Sydow, Frau Elisabeth, geb. Fuhrmann.
v. Wilamowitz-Möllendorf, Frau Professor.

Wiesbaden.

v. Crüger, G., Generalleutnant z. D., Exc.
Dittmer, Geh. Ober-Reg.-Rath a. D.
Frank, Dr. Georg, Docent.
Fresenius, Frau Geh. Hofrath A.
Gecks, Leonhard, Buchhändler.
Grünhut, Dr. Leo, Docent am chemischen Laboratorium.
Guttmann, Rechtsanwalt.
v. Hülsen, G., Hoftheater-Intendant, Kammerherr.
Konopacka, Fräulein Anna.
Landesbibliothek, Kgl.
Magdeburg, Dr. med. W.
Pfaff-Beringer, Otto.
Pfeiffer, Dr. Emil, Geh. Sanitätsrath.
Schleiden, Fräulein E.
Wankel, Hauptmann a. D.
Weidenbusch, H.

Wittenberg.

Guhrauer, Gymnasialdirector.

Wohlau i/Schl.

Arlt, Albrecht, Gymnasial-Oberlehrer.

Wolfenbüttel.

Ehrhardt, M.

Worms.

Bibliothek des Paulus-Museums.
Heyl zu Herrnsheim, Freiherr.
Reinhart, Frau Nicolaus.

Würzburg.

Hess, Dr. Carl, Professor, Augenarzt.
Kraus, Dr. Gregor, Professor, Director d. botan. Gartens.
Petsch, Dr. Robert.
Polytechnischer Centralverein für Unterfranken.
Prym, Dr. Friedrich, Professor.
Roetteken, Dr. Hubert, Professor.
Schönborn, Dr., Professor, Geh. Medicinalrath.
Stahel, Oscar, Kgl. Hof- und Verlagsbuchhändler.
Türkheim, Leo.
Universitäts-Bibliothek, Königliche.

Wüstegiersdorf.

Kauffmann, Wilhelm, Fabrikbesitzer.

Dominicum **Zakrzewo** b/Wytaszyce (Provinz Posen).

Carst, Frau Dr. Martha, geb. Pringsheim.

Zehlendorf (Kr. Teltow.)

Laubhardt, E., Landgerichtsrath.
Vogel, Fräulein Frida.

Zeitz.

Stifts-Gymnasium, Königl.

Zeven (Hannover).

Krogmann, Ernst R., Amtsrichter.

Zittau i/Sachsen.

Neumann, Dr. phil. Alfred, Realgymnasial-Oberlehrer.
Oppermann, Dr. jur. Johannes, Rechtsanwalt u. Notar.
Stadtbibliothek, öffentliche.

Zweibrücken (Pfalz).

v. Bobics, Baron E., Gutsbesitzer.
Cullmann, Friedrich.
Henigst, Oscar, Kaufmann.

Zwickau.

Becker, Erwin Joh.
Goethe-Verein.
Kellner, Dr. phil. H. C., Professor und Gymnasial-Oberlehrer.
Rathsschul-Bibliothek.

ÖSTERREICH-UNGARN.

Aussig (Böhmen).

Wolfrum, C., Fabrikant.

Baden b/Wien.

v. Castella, Frau Emma, geb. Gräfin Zierotin.
Landes-Real- und Ober-Gymnasium, Nieder-Österreichisches.
Rollett, Dr. Hermann, Stadtarchivar und Museums-Custos.

Blansko (Mähren).

Salm, Fürst Hugo, Durchlaucht.

Braunau (Böhmen).

Langer, Dr. Eduard J. U., Landesadvocat und Landtagsabgeordneter.

Brünn.

Franzens-Museum.

Budapest.

v. Benczúr, Frau Director Gyula.
Elischersche Goethesammlung.
Engel, Emil, Kaufmann.
Heinrich, Dr. Gustav, Professor.
Jägermeyer, Frau Anna.
Kornfeld, Sigmund, Director der Ungarischen Allgem. Creditbank.

Carlsbad (Böhmen).

Feller, Hans, k. u. k. Hofbuchhändler.
Stadtgemeinde.

Czaslau (Böhmen).

Meisl, Frau Fabrikant Gabriele.

Czernowitz.

Paschkis, Dr. Moritz, Director der Bukowinaer Boden-Credit-Anst.
Staats-Obergymnasium, K. K.
Universitäts-Bibliothek, K. K.

Eger (Böhmen).
Stadt Eger.

Franzensbad (Böhmen).
Horn, Joseph.

Friedland b/Mistek (Mähren).
Swoboda, Karl, Magister Pharmaciae.

Gaya (Mähren).
Koch, Dr. Carl, Advocat und Bürgermeister.

Görz.
Brandeis, Dr. phil. Arthur, Prof.

Graz.
Adamek, Dr. Otto, Professor.
v. Attems, Dr., Graf Ignaz.
v. Attems, Frau Gräfin Rosa.
v. Gnad, Dr. Ernst, Ritter, K. K. Landesschul-Inspector a. D., Hofrath.
Hofmann, Dr. Karl B., Professor.
Landes-Bibliothek, Steiermärkische.
Landes-Oberrealschule.
Mack, Fräulein Marianne.
Prem, Dr. S. M., Professor am II. Staatsgymnasium.
Schlossar, Dr. Anton, Kaiserl. Rath, Custos der K. K. Universitäts-Bibliothek.
Schönbach, Dr. Anton E., Professor, Hofrath.
Seminar für deutsche Philologie an d. K. K. Karl-Franz-Universität.
Seuffert, Dr. Bernhard, Professor.
Strzygowski, Dr. Jos., Univers.-Professor.
Universitäts-Bibliothek, K. K.

Gries b/Bozen (Tyrol).
Jansen, Dr. phil. A., Professor.

Hermannstadt.
Baron Samuel v. Brukenthal'sches Museum.

Jaworzno (Galizien).
Stein, Ernst Eduard, Director der Jaworznoer Steinkohlen - Gewerkschaft.

Innsbruck (Tyrol).
Loewit, Dr. Moritz, Professor.
Staats-Gymnasium, K. K.
Wackernell, Dr. Jos. E., Professor.

Krakau.
Creizenach, Dr. Wilhelm, Professor.
v. Gorski, Dr. phil. Konstantin.
Seminar, germanistisches, an der K. K. Universität.

Schloss Kratenau (Böhmen).
v. Liebieg, Frau Baronin Alice.

Krems a/Donau.
Nieder-Oesterr. Landes-Oberrealschule.

Krumpendorf b/Klagenfurt.
Rauscher v. Stainberg, Eduard.

Leitmeritz i/Böhmen.
Lehrerbibliothek des K. K. Staats-Obergymnasiums.

Lemberg.
Barewicz, Dr. W., Professor.
Seminar für deutsche Philologie.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Werner, Dr. Richard Maria, Prof.

Neusatz (Ungarn).
Savic, Dr. Milan, Schriftsteller.

Paierdorf, Post Rojach (Kärnthen).
Wutte, Johannes.

Prag.
Fürst, Dr. phil. Rudolf.
Hauffen, Dr. Adolf, Professor.
Keindl, Ottomar, General-Agent der Leipziger Feuer-Vers.-Anst.
Kraus, Dr. phil. Ernst, Professor.
Lambel, Dr. Hans, Prof., Reg.-Rath.
Lese- und Rede-Halle der deutschen Studenten in Prag.
Rabl, Dr. Carl, Professor.
Reiter, Dr. Siegfried, K. K. Gymnasial-Professor.
Sauer, Dr. August, Professor.
Seminar für deutsche Philologie.
Teweles, Heinrich, Dramaturg d. Königl. deutschen Landestheaters.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Urban, Dr. Karl, Landtagsabgeordneter.

Radautz (Bukowina).
Ober-Gymnasium, K. K.

Ranshofen (Ober-Österreich).
Wertheimer, Frau Franziska.

Ravelsbach (Nieder-Österreich).
Slaby, Engelbert, Volksschullehrer.

Saaz (Böhmen).
Toischer, Dr. Wendelin, Professor, Gymnasialdirector.

Salzburg.
Jäger, Dr. Anton, Hof- und Gerichtsadvocat.
zu Wrede, Fürst Friedrich, Durchlaucht.

St. Pölten (Nieder-Österreich).
Landes-Lehrer-Seminar.

Scheibbs (Nieder-Österreich).
Baumeister, Johann, K. K. Landesgerichtsrath.

Schottwien (pr. Gloggnitz).
Schuselka-Brüning, Ida, Schriftstellerin.

Semlin (Kroatien-Slavonien).
Nedeljković, Dr. Theodor, Advocat.
Paulovic, Dr. Peter, K. öffentl. Notar und Advocat.

Teplitz-Schönau (Böhmen).
Birnbaum, Frau Fabrikant Robert.
Perutz, Ernst, Ingenieur.
Rosche, H., Regier.-Rath, General-Director der Aussig-Teplitzer Eisenbahn.
Stadtgemeinde.
Stradal, Dr. Franz Carl, Advocat.
Stradal, Dr. Karl Eduard, General-Secretär der Aussig-Teplitzer Eisenbahn.

Volosca (Istrien).
v. Schmidt-Zabiërow, Freifrau Ida, Exc.

Weissenbach a/d. Enns. (Steiermark.)
Sauerländer, Walter.

Weisskirchen i/Mähren.
Staats-Obergymnasium, K. K.

Wien.
Adler, Frau Emma.
v. Adrian-Werburg, Baron Ferdinand.
Bauer, Moritz, Director des Wiener Bankvereins.
Beer, Dr. A., Professor, Hofrath, Mitglied des Herrenhauses.
Benndorf, Dr. O., Professor, Hofrath.
Berl, Richard.
Bettelheim, Dr. Anton, Schriftsteller.
v. Bezecny, Freiherr, Wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Exc.
Bibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im II. Bezirk.
Bibliothek des K. K. Staats-Gymnasiums im VIII. Bezirk.
Blume, Stud. phil. Heinrich Ludwig.
Boschan, Wilh., Kaiserl. Rath.
Brüch, Dr. Hermann, Hof- und Gerichts-Advocat.
Club, wissenschaftlicher.
Daubrawa, Dr. Alfred.
Demuth, Theodor (Firma Gerold & Comp., Buchhandlung).
Federn, Dr. S.
v. Feifalik, Ritter Hugo, Hofrath.
Feilchenfeld, Frau Henriette.
Fellner, Dr. Richard, Dramaturg des Deutschen Volkstheaters.
Figdor, Frau Marie.
Frick, W., K. K. Hofbuchhandlung.
v. Frisch, Frau Regierungsrath, Marie.
Gaber, Dr. Karl, Auskultant.
v. Gerold, Frau Rosa, geb. Henneberg.
Gilhofer & Ranschburg, Buchhdlg.
Ginzberger, T., Ober-Inspector der Kaiser Ferdinand-Nordbahn.
v. Gionima, Eugen, Landgerichtsrath.
Glaser, Frau Geh.-Raths-Wwe. Wilhelmine, Exc.
Goethe-Verein, Wiener.
Göttmann, Karl, Scriptor der Kaiserl. Hofbibliothek.
Gomperz, Dr. Theodor, Professor, Hofrath.
Guglia, Dr. E., Gymnas.-Professor.
v. Hartel, Ritter, Dr. W., Professor, Wirkl. Geh. Rath, Minister für Cultus u. Unterricht, Exc.

Wien.

Hartmann, Ernst, Hofschauspieler und Regisseur.
Heinzel, Dr. Richard, Prof., Hofrath.
Hofbibliothek, Kaiserl. Königl.
Hofmann, Dr. med. Julius, Hofrath.
zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Frau Fürstin A., geb. Prinzessin Wittgenstein, Durchlaucht.
Holzmann, Dr. Michael, Amanuensis a. d. K. K. Universitätsbibliothek.
Hruschka, Alois, Professor.
Kaiser, Frau Minka.
Kalbeck, Max, Schriftsteller.
Koenig, Rudolf.
Konegen, Karl, Buchhändler.
Krastel, Fritz, Hofschauspieler.
v. Lanckrorónsky, Dr., Graf Carl, Wirkl. Geh. Rath, Exc.
Langer, Frau Irma.
Lauseker, Frau Hofrath Franziska.
v. Lehnert, Frau Fanny.
Lewinsky, Joseph, Hofschauspieler und Regisseur.
v. Mauthner-Markhof, Frau Editha, geb. Baronin v. Sustenau.
Mayer, Dr. phil. F. Arnold.
Mayer, Dr. Karl, Professor.
v. Mérey, Alexander, Geheimer Rath, Sectionschef im Reichs-Finanzministerium, Exc.
Minor, Dr. Jacob, Professor.
Neumann, Karl.
Payer von Thurn, Ritter Rudolf, Official in der Cabinetskanzlei S. M. des Kaisers, Redacteur der Chronik des Wiener Goethe-Vereins.
Plutzar, Dr. Ernst, Hof- und Gerichts-Advokat.
Poschacher, Frau Louise, geb. Ried.
Rieger, Dr. Karl, Professor.
Rosenbaum, Dr. phil. Richard.
Rosenthal, Bernhard, Bankier.
Russ, Dr. Victor, Gutsbesitzer, Mitglied des Abgeordnetenhauses.
Russo, Isidor.
Schlenther, Dr. Paul, Director des K. K. Hofburgtheaters.
v. Schlosser, Dr. Julius R., Custos am kunsthist. Hofmuseum und Privatdocent an d. Universität.
Schnabel, Dr. Isidor, Prof., Hofrath.
v. Schneider, Ritter, Dr. Robert, Professor, Custos der Kaiserl. Antikensammlung.

Wien.

Schnitzler, Dr. Arthur, Arzt und Schriftsteller.
Schröer, Frau Professor Hermine, geb. von Kohánge.
v. Schultes, Karl.
Schulz v. Strasznitzki, Dr. Johann, Sectionsrath im K. K. österr. Ackerbau-Ministerium.
Schwab, Dr. jur. Albert.
Seegen, Dr. Joseph, Professor.
Seminar für deutsche Philologie an der K. K. Universität.
v. Sizzo-Noris, Frau Gräfin Marie.
v. Skene, Louis.
v. Sonnenthal, Ritter Adolf, Hofschauspieler und Regisseur.
Speidel, Dr. Ludwig, Schriftsteller.
v. Spiegl, Edgar, Chefredacteur.
Strakosch, Alex., Professor und Vortragsmeister.
Streicher, Fräulein Karoline.
v. Stremayr, Dr. Karl, Geh. Rath, Präsident des K. K. Obersten Gerichts- und Kassationshofes a. D., Exc.
Thimig, Hugo, Hofschauspieler.
v. Trauschenfels, Dr. Eugen, Oberkirchenrath.
Unger, Dr. Josef, Prof., Minister a. D., Präsident des Reichsgerichts, Geh. Rath, Exc.
Universitäts-Bibliothek, K. K.
Wahrmann, Frau Dr. Emma.
Wärndorfer, Fritz.
v. Weilen, Ritter Dr. Alexander, Prof.
Weinberger, Emil, Bankier.
v. Weiss-Starkenfels, Freiherr Alfons, K. K. Ministerialrath.
Weiss v. Tessbach, Ritter Dr. Adolf.
Weiss v. Wellenstein, Frau Stefanie.
Werner, Alexander, k. k. Baurath.
Wickhoff, Dr. Franz, Professor.
Wittgenstein, Karl, Großindustrieller.
Wittgenstein, Frau Poldi.
Wittgenstein, Fräulein Minning.
Wittgenstein, Fräulein Grethel.
Wolfbauer, Franz.
Zweybrück, Dr. Franz.

Wiener Neustadt.

v. Hornau, Ritter Karl Gerbert, K. u. K. Major, Lehrer an der Theresianisch. Militär-Academie.
Nieder-Oesterr. Landes-Oberreal- und Gewerbeschule.

Schloss Zalabér.
(Südbahnstation Szt Jóan Ungarn.)
v.Gutmann-Gelse, Frau Laczi, geb. Rosa Klein.

Zmiennica,
Post Jasionów (Galizien).
Pinder, R., K. K. Rittmeister a. D.

SCHWEIZ.

Aarau.
Cantons-Bibliothek, Aargauische.

Au Zürichsee b/Wädensweil
Moser, Fräulein Fanny.

Basel.
Burckhardt, Dr. jur. C. Rathsherr.
Hoffmann-Krayer, Dr. E., Profess.
Lese-Gesellschaft.
Meier, Dr. John, Professor.
Thommen, Dr. phil. Rudolf, Prof.
Universitäts-Bibliothek.
Volkland, Dr. Alfred, Capellmeister.
Wackernagel, Dr.R., Staatsarchivar.

Bern.
Lotmar, Dr. Ph., Professor.
Marcusen, Fräulein Lilli.
Stadt-Bibliothek.
Walzel, Dr. Oscar F., Professor.

Davos Platz.
v. Strachwitz, Frau Gräfin, geb. Henckel v. Donnersmarck.

Genf.
Soret, J. Louis, Professor.

Lausanne.
Cart, Dr. William, Professor.

Solothurn.
Cantons-Bibliothek.

St. Gallen.
Stadt-Bibliothek (Vadiana).

Winterthur.
Radecke, Dr. phil. Ernst, Städtischer Musikdirector.
Stadt-Bibliothek.

Zürich.
Bertheau, Dr. F., Spinnereibesitzer.
Blümner, Dr. Hugo, Professor.
Bodmer, Dr. phil. Hans.
Deutsches Seminar d. Universität.
Hirzel, Dr. Paul, Schulpräsident.
Museums-Gesellschaft.
Schönflies, Fräulein Dora.
Stadt-Bibliothek.
Vögeli-Bodmer, A., Oberst.
Widmer, C., Director der schweiz. Rentenanstalt.

BELGIEN.

Antwerpen.
Rooses, Max, Conservateur du Musée Plantin.

Brüssel.
Caratheodory-Effendi, Kaiserl. Türkischer Gesandter, Exc.

Brüssel.
Gevaert, Franz August, Professeur, Directeur du Conservatoire Royal de Musique.
Wieniawski, Frau Joseph.

Gent.
Engelcke, H., Librairie.

DÄNEMARK.

Kopenhagen.
Bibliothek, Grosse, Königliche.
Bonnesen, Cand. phil. J.
Hansen, P., Etatsrath.
Henrigues, L., Wechselmakler.
Hirschsprung, Oskar H., Weingrosshändler.
Neergaard, N. T., Redacteur.
Salomonsen, Dr. med. Carl Julius, Professor.
Tegner, Wilhelm.
Wimmer, Dr. Ludwig, Professor.
Zeuthen, L., Obergerichts-Anwalt.

FRANKREICH.

Algier.

v. Syburg, F., Kaiserl. Consul.

Clermont-Ferrand.

Bibliothèque Universitaire.

Levallois-Perret (Seine).

Saling, Jacques, Professeur de langue et de littérature allemandes.

Nizza.

Schropp, Ralph, Privatier.

Paris.

Andler, Charles.
Asser, Frau Therese.
Barine, Frau Arvède.
Bibliothèque de l'Université Sorbonne.
Brevern de la Gardie, Comte, Secretaire de l'Ambassade de Russie.
École Normale Supérieure.
Favarger, Frau Maria.
Favarger, Theodor.
Luckemeyer, Eduard.
Onéguine, Alexandre, Homme de lettres.
Soulange-Bodin, Frau Martha.
v. Vignau, Frau Dora.
Welter, H., Buchhändler.
Wiesenthal, Alfred, Kaufmann.
Wolff, Theodor, Correspondent des »Berliner Tageblatts«.
v. Wolkenstein-Trostburg, Frau Gräfin, geb. v. Buch, Exc.

Versailles.

Fanta, Fräulein Adele, Professeur à l'Ecole Normale Supérieure.

GRIECHENLAND.

Piräus-Athen.

Lüders, Dr. Otto, Kaiserl. Geh. Regierungsrath und General-Consul.

GROSSBRITANNIEN.

Almondsbury near Bristol.

Cann-Lippincott, R. A., Esq.

Anerley b/London.

Weiste, D.

Beckenham b/London.

Kremling, W.

Birmingham.

Fiedler, Dr. Herm. Georg, Professor.

Bowdon b/Manchester.

Güterbock, Alfred, Esq.

Cambridge.

Breul, Karl, Litt. D. Ph. D. M. A.
Browning, Oscar, M. A.
Ward, Prof. A.W., L. D. D. L. L. D.

Egham (Surrey).

Royal Holloway College.

Glasgow.

Library of the University.
Robertson, Mrs. R. A.
Rottenburg, Fritz.
Rottenburg, Paul.

Leeds (Yorkshire).

Schüddekopf, Dr. A. W., Professor.
Yorkshire College Library.

Liverpool.

Meyer, Kuno, Professor am University College.

London.

Broicher, Fritz.
Coupland, Dr. W. C., M. A.
Freund, Max, Kaufmann.
Holzmann, Sir Maurice.
Lecky, Mrs.
Lehmann, Rud., Maler.

London.

Owen-Seamon, Esq.
Rudolph, H.

Manchester.

Bibliothek des Owens College.
Cornish, Rev. F. F.
Schelling, G.

Newcastle o/Tyne.

Merz, Dr. Theodor.

Oxford.

Bodlian Library.
Taylor-Institution.

Mitglieder der English Goethe-Society, welche, als zugleich der deutschen Goethe-Gesellschaft angehörig, durch Mr. A. Nutt bei letzterer angemeldet sind:

Cheltenham.

de Laffan, Rev. C.
Macgowan, W. S., M. A.

Dublin.

Dowden, Prof. E., L. D.
National Library.
Trinity College Library.
Webb, T. E., Professor, Judge.

Edinburgh.

Morris, Rev. A. B.

Eltham (Kent).

v. Orsbach, Rev. E.

Limpsfield (Surrey).

Bellars, W. B., Esq.

London.

Ferguson, Miss Phémie.
Focke, E.
Freiligrath-Kroeker, Mrs. Käthe.
Hertz, Miss.
Joachim, Mrs.
Kirby, W. F.
Leycester, Ralph.
Librarian Reform-Club.
Matthaei, Mrs.
Meyer, H.
Moenich, Oscar.
Mond, Dr. L., Esq.
Mond, Mrs. L.
Montefiore, C. J.
Moon, Rob. O.
Morgan, Miss.
Mullins, W. E., Esq., M. A.
Oswald, Dr. Eugen, M. A.
Ridley-Prentice, Mrs. Esther.
Rippmann, Prof. Walther.
Ruben, Dr. Paul.
Spong, Miss.
Strauss-Collins, A.
Swanwick, Miss Anna.
Tatton, R. G., Esq., M. A.
Walhouse, M. J., Esq.

Oxford.

Boulton, Mrs.
Shields, Guthbert, Esq., C. C. C.

Richmond (Surrey).

Thorne, Dr. L. T.

Watford.

Herkomer, Prof. H., M. A., R. A.

ITALIEN.

Capri.

Faehndrich, Frau, geb. Freiin v. Nordeck zu Rabenau.

Florenz.

v. Kaufmann, Ludwig, Baron.
Kramsta, Frau Maria.
v. Zoubow, Frau Marie, Exc.

Mailand.

Bondy, A. E.

Neapel.

Dohrn, Dr. Anton, Professor.

Rom.

Alling, Miss Carolyn E.
v. Chelius, Hauptmann.
Curatolo, Frau Prof. Helene, geb. Bril.
Guerrieri-Gonzaga, Marchese Carlo, Senatore del regno.
Kempner, L., Kunsthändler.

Rom.

Mengarini, Frau Dr. Professor Margherita.
v. Meysenbug, Fräulein Malwida.
v. Rotenhan, Freiherr, Kgl. Preuss. Gesandter beim päpstl. Stuhl.
v. Wedel, Frau Gräfin Carl, Exc.

NIEDERLANDE.

Alkmaar.

Blum, J. H., Kreisschul-Inspector.

Amsterdam.

Crommelin, Henri.
van Hall, Dr. jur. J. N., Redacteur.
Hartog, Jacques, Docent für Musikgeschichte am Conservatorium.
Nijhoff, P., Buchhändler.
Oelsner, Fritz, Consul, Offizier d'Académie.
Pynappel, P. A., Student.

Baarn.

van Kempen, H.

Doorn.

Smit-Kleine, Dr. F., Schriftsteller.

Dordrecht.

van Lier, Fräulein Fanny, Lehrerin der deutschen Sprache und Literatur.

Gröningen.

v. Haarst, J. W. G., Universitäts-Bibliothekar.
Symons, Dr. B., Professor.

Haag.

Bijvanck, Dr. W. G. C.
Boele van Hensbrock, P. A. M., Buchhändler.
Kossmann, Dr. phil. E. F., Gymn.-Lehrer, Privatdocent.
Roijaards, Dr. jur. G., Secretaris van dem Raad van Staate.
Scheurleer, Dr. F., Bankier.

Leiden.

Breuning, H. H., Docent am Gymnasium.
v. Doesburgh, S. C., Buchhändler.

Utrecht.

Utrechts-Leesmuseum.

Wageningen.

Spitzen, G. W., Realschullehrer.

Zütphen.

Henny, Fräulein Agnes.

Zwolle.

Talen, J. G., Gymnasiallehrer.

NORWEGEN UND SCHWEDEN.

Christiania.

Universitäts-Bibliothek.

Djursholm b/Stockholm.

Gyldén, Frau Professor Therese, geb. v. Knebel.

Kaggeholm b/Stockholm.

v. Steijern, Fr. Vult, Rittergutsbesitzer.

Lund.

Olin, Cand. jur. Gustaf.

Stafsund b/Stockholm.

v. Klinckowström, Frau Baronin Thijra.

Stockholm.

Bibliothek, Königliche.

PORTUGAL.

Lissabon.

v. Tattenbach, Frau Gräfin Constance.

RUMÄNIEN.

Bukarest.

Sturdza, Demetrius, Kgl. Staatsminister a. D., Exc.

RUSSLAND.

Cobilna (Bessarabien.)

v. Catargi, Dr. jur. Michael.

Dorpat.

v. Anrep-Ringen, Frau.
v. Bradke, Fräulein Marie.
Curonia (Corporation).
Fraternitas Rigensis (Studentische Corporation).
v. Hoerschelmann, Frau Prof. A.
v. Liphart-Rathshof, R.
Masing, Dr. Woldemar.
v. Oettingen, Dr. Alex., Professor.
v. Oettingen, Max.
Schlüter, Dr. Wolfgang, Universitäts-Bibliothekar.
Sintenis, F., Oberlehrer, Staatsrath.
Universitäts-Bibliothek, Kaiserliche.

Schloss Grünhof b/Mitau(Kurland).

v. Medem, Frau Reichsgräfin Alexandrine, geb. Fürstin v. Lieven, Durchlaucht.

Helsingfors (Finnland).

Donner, Dr. phil. J. O. E., Docent.
Universitäts-Bibliothek.

Kalisch.

Peretz, Moritz.

Kiew.

Kaiserl. St. Wladimir Universität.

Menzen (Livland).

v. Wulf, Dr. phil. Max.

Mitau.

v. Medem, Frau Reichsgräfin Jenny, geb. Baronin von Offenberg.

Moskau.

Bachmann, Georg, Staatsrath.

Nikolajew.

Reyher, Rudolf Wolfgang.

Odessa.

Schmidt, Dr. med. Carl J. M.

Reval (Esthland).

v. Ungern-Sternberg, Freifrau Isabella.

Riga.

v. Bock, H., Landrath, Exc.
Erasmus, Theodor, Hofrath.
v. Freytag-Loringhoven, Baron Alexander.
v. Freytag-Loringhoven, Baron Carl, Rechtsanwalt.
Hartmann, J.
v. Lieven, Fürstin Constance, Durchlaucht.
v. Nolcken, Baron Georg, Majoratsherr auf Esern.
Nölting, Fräulein Bertha (E. Heldt).
v. Scheel, Frau Hofrath.

Semershof (Livland).

v. Wolff, Freiin Eleonore.

Smilten (Livland).

Bergmann, Eugen, Apotheker.

St. Petersburg.

Bibliothek, Kaiserl. öffentliche.
Heyse, Th., Kaufmann, erbl. Ehrenbürger.
Kiréjew, Alexander, Generallieutenant, Exc.
Koenig, Josef, Schuldirector, Wirkl. Staatsrath, Exc.

St. Petersburg.

Kroug, Frau Dr. Elfriede.
Pollitz, Frau Consul.
v. Polovtzoff, Anatole, Wirkl. Staatsrath, Director des K. Russ. Haus-Archivs.
v. Radecki, Dr. med., Staatsrath.
Universitäts-Bibliothek.

Schloss Tarwast (Livland).
(via Fellin.)

v. Mensenkampff, Frau Gabriele, geb. Fürstin v. Lieven, Durchlaucht.

Wiborg (Finnland).

Alfthan, Ferd., Vice-Consul.

SPANIEN.

Madrid.

v. Radowitz, Kaiserl. Deutscher Botschafter, Wirkl. Geh. Rath, Exc.

AFRIKA.

Cairo.

v. Hölzke, Baron C., Kaiserl. Russ. Wirkl. Geh. Rath, Exc.

AMERIKA.

Albany (N. Y.).

New York State Library.

Andover (Mass.).

Ripley, A. L., Professor.

Ann Arbor (Mich.).

Library of University of Michigan.

Athens (Ohio).

Super, Charles W., Professor in the Ohio University.

Aurora (N. Y.).

Piutti, Fräulein Elise, Lehrerin.

Baltimore.

Gudemann, Dr. Alfred, Professor.
Hofmann, Julius, Pastor.
John Hopkins University.
Wilkens, Dr. Friedrich H.
Wood, Dr. Henry, Professor.

Beloit (Wisc.).

Beloit College Library.

Berkeley (Californien).

Library of University of California.

Boston (Mass.).

Adams, Miss Sarah Holland.
v. Blomberg, Freiin Eva.

Boston (Mass.).

Boston Athenaeum.
Higginson, Mrs. Henry L.
Vogel, Franz, Prof. of modern Languages in the Massachusetts-Institute of Technology.

Brooklyn (N. Y.).

Pratt Institute.

Bryn Mawr (Pa.).

Bryn Mawr College.
Collitz, Dr. phil. Hermann, Prof.

Buffalo.

Deutsche Jungmänner-Gesellschaft.

Cambridge (Mass.).

Harvard College.

Caracas (Venezuela).

Schmidt-Leda, Dr., Kaiserl. deutsch. Minister-Resident.

Chicago.

Frank, Henry L.

Cleveland (Ohio).

Adelbert College.

Clinton (N. Y.).

Brandt, H. C. G., Professor.

Elyria (Ohio).
Allen, Miss Ida Cath.

Grinnell (Jowa).
Nollen, Dr. phil. John S., Prof. am Jowa College.

Hallstead (Pa.).
Du Bois, Frau Generalconsul Emma.

Haverstraw (N. Y.).
Speck, William A.

Holicong (Penns.).
Battin, Dr. Benjamin F., Professor am Swarthmore College.

Ithaca (N. Y.).
Cornell University Library.
Hewett, Dr. W. T., Professor.
White, Horatio Stevens, Professor.

Lake Forest (Illin.).
Lake Forest University.

Madison (Wisc.).
University of Wisconsin.

Milwaukee (Wisc.).
Mendel, Henry M.
Weis, C.

Nashville (Tenn.).
Hohlfeld, Dr. phil. A. R., Professor.

New Haven (Conn.).
Gruener, Gustav, Professor.
Palmer, A. H., Professor.
Yale-University.

New Orleans (La.).
v. Meysenbug, Freiherr E., K. deutscher Consul.
Tulane University.

New-York.
Bayard-Taylor, Mrs.
Billqvist, C. E.
Columbia University Library.
Fitch, Ashbel P., Advokat.
Griffing, Thomas S.
Lemcke, Ernst, Buchhändler.
Loewy, Benno, Counsellor at Law.

New-York.
Miller, C. R., Redacteur der New York-Times.
New York Public Library.
Roelker, A.
Schmid, Mrs. Josephine.
Stechert, Gustav E., Buchhändler.
Stern, S. M., Director of Stern's School of Languages.
Thomas, Calvin, Professor an der Columbia University.
Tombo, jun., Rudolf, Ph. D., Columbia University.
Zickel, S., Buchhändler.

Nutley (N. Jersey).
Genung, Charles H.

Oberlin.
Oberlin College.

Palo Alto (Calif.).
Library Leland Stanford jr. University.

Philadelphia (Penns.).
Ebbinghausen, Fräulein Adèle D.
Learned, Professor.
University of Pennsylvania.

Princeton (N. Y.).
Humphreys, W., Professor.
Library Princeton University.

Richmond (Indiana).
Gerber, Dr. A., Professor.

Silverton (Oregon).
Wakeman, T. B., Professor.

St. Francisco.
Mc. Allister, Elliot, Attorney and Counsellor at Law.

St. Louis (Mo.).
Langton, John J. P., B. A.
Renth, Henry.

St. Morristown (N. Jersey).
West, Miss Clara Linforth.

Toronto (Canada).
van der Smissen, W. H., Professor.
Universitäts-Bibliothek.

Washington.
v. Holleben, Baron, Dr., Kaiserlich Deutscher Gesandter, Exc.

Williamstown (Mass.).
Wahl, Dr. George Moritz, Professor. Williams College.

ASIEN.

Calcutta (Indien).
Rathsam, Theodor, Kaiserl. Deutscher Consul.

Peking (China).
Mumm von Schwarzenstein, Dr. A., Kaiserlich Deutscher Gesandter, Exc.

AUSTRALIEN.

Melbourne.
Hartung, Ernst.

Sydney.
Trechmann, Ernst, Professor an der Universität.





P. P.

Um den Wünschen vieler Goethe-Gesellschafts-Mitglieder nachzukommen, haben wir uns entschlossen, die seit Jahren gänzlich vergriffenen und selten gewordenen

Bände IV—VI

(Jahrgang 1883—1885)

des Goethe-Jahrbuches

auf **anastatischem** Wege und in Original-Leinwand-Einband herstellen zu lassen.

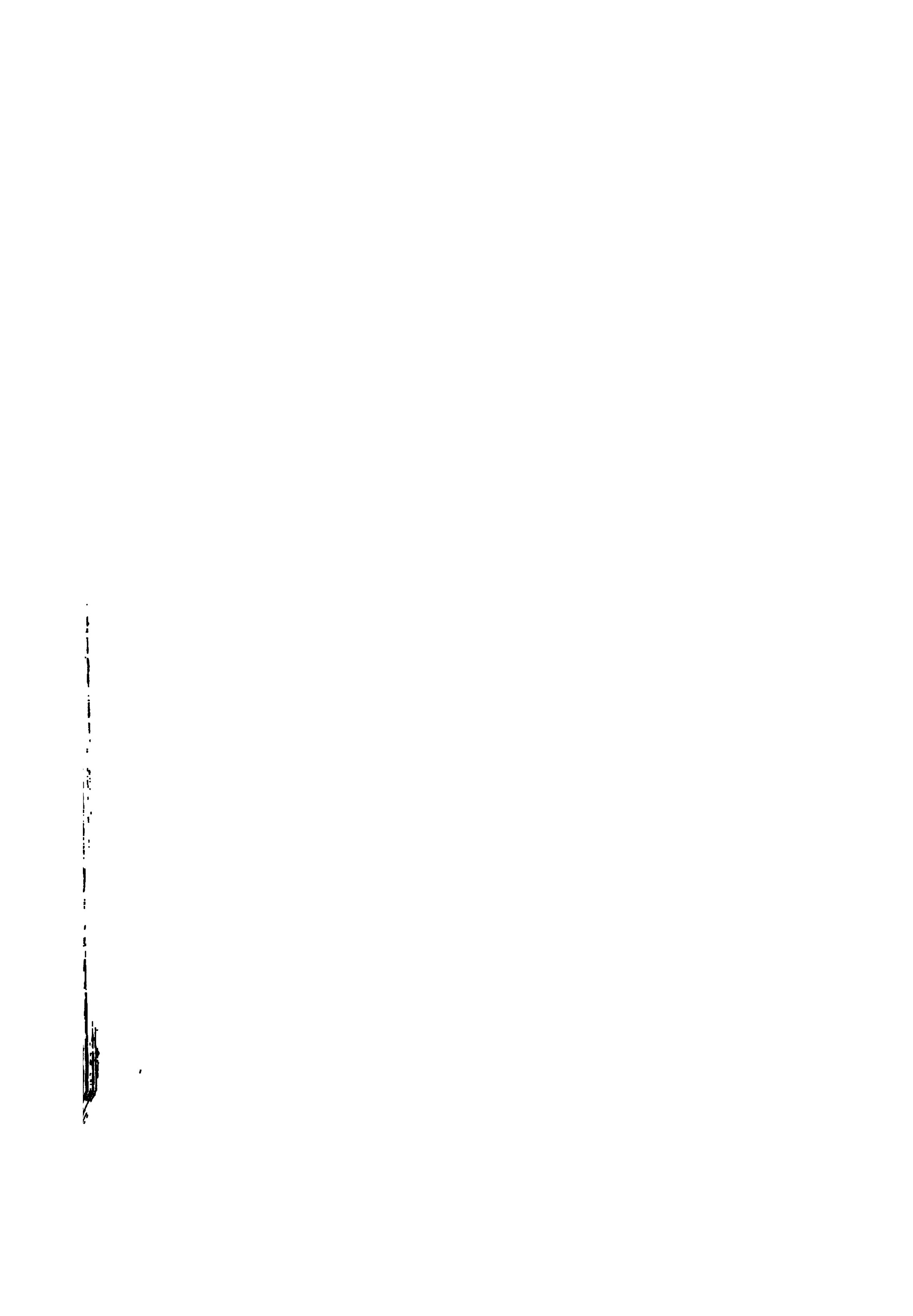
Wir offeriren diese **drei Bände** — so lange der Vorrath reicht — **zusammen zu Mk. 30.—** bei frankirter Zusendung und sehen eventueller gefälliger **directer** Bestellung darauf entgegen, indem wir diese Anerbietung als eine **interne, im Interesse der Goethe-Gesellschafts-Mitglieder von uns vorgeschlagene,** betrachten.

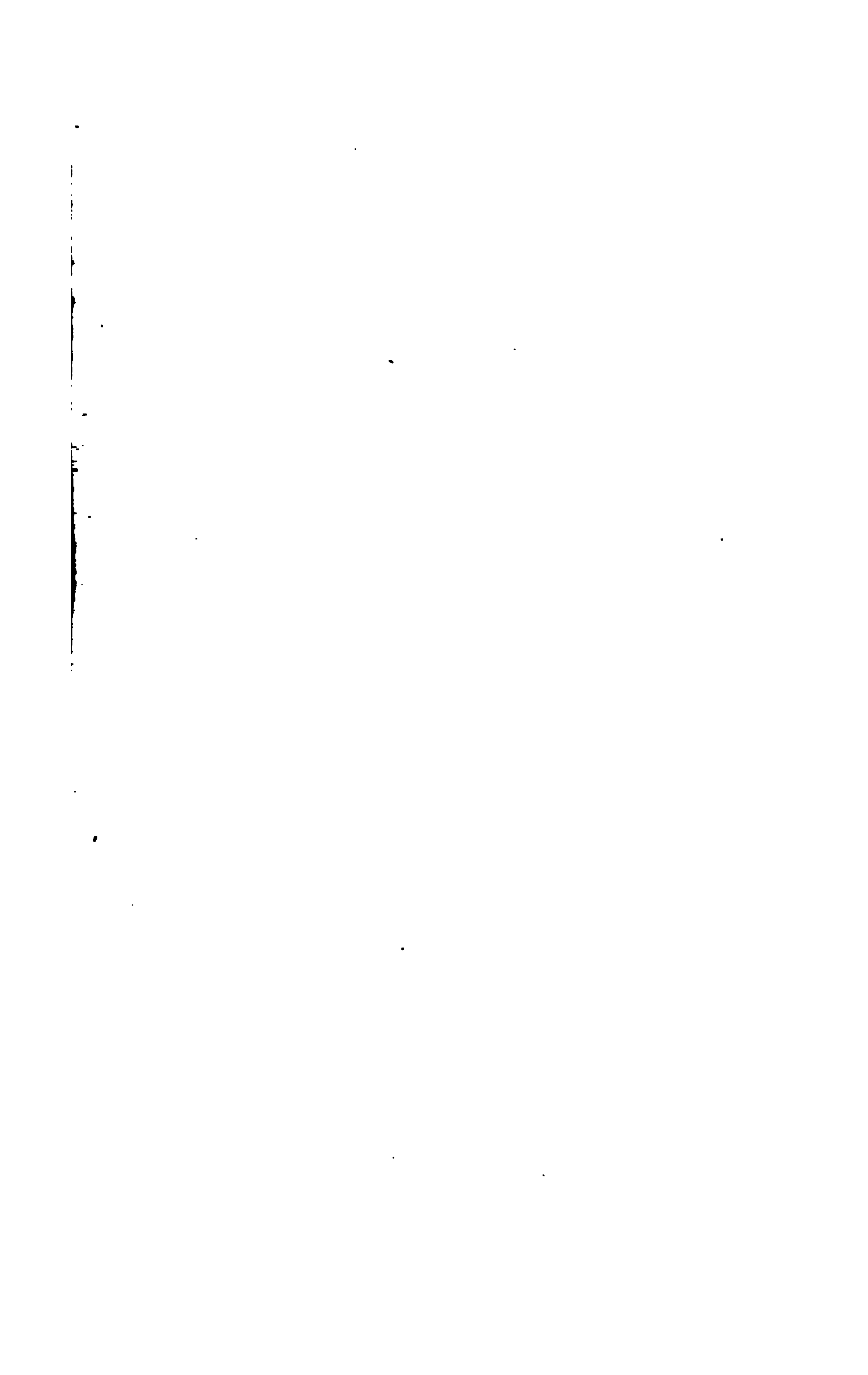
Hochachtungsvoll

Frankfurt a. M.,
im Mai 1901.

Literarische Anstalt,
Rütten & Loening.










V. 22
1901
DATE DUE
Date Due
CAT. NO. 24 165
PRINTED IN U.S.A.

